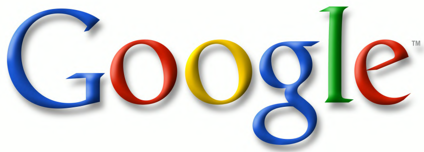


Marie Apel. 1893.
ihrem lieben Vetter
George Hempl,
d. 31. März 189[illegible]

Handbuch

für den

deutschen Sprachunterricht

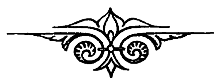
in den

oberen Klassen höherer Lehranstalten.

Von

Dr. Georg Müller-Frauenstein.

I. Zur Sprachgeschichte und Sprachlehre.



Hannover, 1889.
Norddeutsche Verlagsanstalt
O. Goedel.

Leipzig,
Sternwartenstraße 79.

Vorwort.

In erster Linie ist dies Buch bestimmt für deutsche Lehrer und Lehrerinnen und solche, die es werden wollen, in zweiter für Ausländer, welche außer den Grundregeln unserer Sprache selbst auch ein Verständnis derselben und eine Kenntnis der gerade jetzt in ihr vorgehenden Veränderungen sich anzueignen suchen, in dritter für Freunde unserer Sprache im allgemeinen.

Dem ersten und Hauptzwecke zu liebe ist die kurze Fassung, der gedrängte Ausdruck gewählt worden. In den oberen Klassen höherer Lehranstalten, zu denen hier auch die Lehrer- und Lehrerinnenseminare zu rechnen mir erlaubt sei, sollen nach meiner Absicht die einzelnen Abschnitte durchgesprochen und erläutert werden, nicht etwa bloß als Lesestoff dienen. Nur der allererste, der geschichtliche, Teil könnte der freiwilligen Durchsicht außerhalb der Lehrstunden überlassen werden.

Die Trennung in groß- und kleingedruckte Absätze hat natürlich ebenfalls nur für Zwecke der Schule Wichtigkeit. Um dieser letzteren willen habe ich gar manchen Wunsch zurückgestellt oder ganz unterdrückt und mich mit einer möglichst vorsichtigen Fassung begnügt. Hier beschneiden, dort behutsam ausdehnen — das mußte die Losung sein. Ich meine durchaus nicht, dabei überall das Richtige getroffen zu haben. Möge jedoch, das ist mein verzeihlicher Wunsch, bei der Beurteilung auch der Gefahren gedacht werden, die auf dem hier eingeschlagenen Wege von allen Seiten drohen!

Dem Ausländer ist besonders in der Laut- und in der Satzlehre, doch auch in der Wortlehre, eine ziemlich umfangreiche Zahl von Bemerkungen gewidmet. Ich habe nunmehr anderthalb Jahrzehnte lang älteren Ausländern Sprachunterricht erteilt und scheue mich durchaus nicht zu gestehen, wie fördernd es für die eigene Kenntnis der Muttersprache gewesen ist, dadurch auf gewisse Schwierigkeiten derselben hingewiesen worden zu sein. Wenn die Vergleichung an und für sich schon die Augen öffnet, so ist diese Art von sozusagen handgreiflicher Gegenüberstellung die allerwirksamste. Die eigene Zunge, das eigene Ohr kann nur gewinnen, wenn die gleichen Sinneswerkzeuge eines Fremden

in derselben Thätigkeit beobachtet und die Ergebnisse einer solchen Beobachtung nutzbar gemacht werden.

Bei der Vergleichung mit fremden Sprachen habe ich mich zumeist auf das Lateinische und Französische beschränken zu müssen geglaubt, das Englische aber immer noch mehr herangezogen als das Griechische, da letzteres auf vielen Schulen, wie ich sie bei der Abfassung des Buches im Sinne hatte, gar nicht gelehrt, ersteres, wenn nicht eingeführt, so doch wenigstens vielfach ins Belieben gestellt ist. Darum sind im Texte nirgend griechische Buchstaben verwendet.

Weit wichtiger aber schien mir der öftere Hinweis auf die älteren deutschen und auf mundartliche Sprachformen. Das Niederdeutsche ist dabei (ebenso wie das Englische) weniger im Auge behalten worden, zumal die verwandten Formen sich da, auch ohne daß besonders darauf hingewiesen wird, meist von selbst erklären. Ich überlasse diese Verwendung des Niederdeutschen dem Unterrichte in der englischen Sprache. Es braucht sodann wohl nicht betont zu werden, daß die älteren deutschen und die fremdsprachlichen Formen nicht angeführt sind, um eingelernt zu werden, sondern um unsere heutige Redeweise als etwas Gewordenes und in einem großen Zusammenhange Stehendes zu erklären. Sie haben ihre Pflicht gethan, wenn sie Licht in die Dunkelheit geworfen haben, mag das Licht auch nur das eines Blitzes sein.

In betreff der fremden Kunstausdrücke in unserer Sprachlehre verweise ich auf meine Äußerungen über die Fremdwörterfrage im allgemeinen (Seite 15—18). Auch ich wünsche die Zeit herbei, in der kein Fremdwort mehr den deutschen Sprachunterricht verunziert. Sollte nun aber dieses Buch für den Schulgebrauch den Leser mit Vorschlägen neuer Übersetzungen von Kunstausdrücken überschütten? Möglich ist es, alles zu übertragen, ja auch in neuer Weise zu übertragen. War das aber für meinen Zweck nötig? Mußte das nicht oft zu Unklarheiten, auf einem immerhin nebensächlichen Gebiete zu Schwierigkeiten führen? Darum sagte ich mir: Ich würde das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte ich alle derartigen Ausdrücke nach meiner persönlichen Überzeugung an dieser Stelle verbessern. Die eingebürgerten, zum Teil schon seit Jahrhunderten gebrauchten deutschen Ausdrücke im Gegensatze zu den fremden möglichst zu Ehren zu bringen war mir wichtiger als auch an ihre Stelle schon wieder bessere zu setzen. Nur in ganz bestimmten Fällen habe ich es sogar vorgezogen die fremden Kunstausdrücke beizubehalten, z. B. die Wörter: Artikuliert, Vokal, Konsonant, Objekt, auch die Einzelnamen der Beugungskasus oder mancher Satzzeichen. Man sei versichert, daß dies nicht Nachlässigkeit oder Zufall ist. Die früher brauchbaren Ausdrücke „Selbst- und Mitlauter" z. B. konnte ich wegen unserer heutigen Kenntnis der Entstehung der Konsonanten nicht verwerten (vergl. S. 55, 56, 64, 65). Da führen die fremden Worte noch weniger irre.

Nur für die eine Hälfte des deutschen Unterrichts soll das vorliegende kurzgefaßte Handbuch als Hilfsmittel dienen, der Unterricht in der Litte-

ratur bleibt ausgeschlossen. Die zweite, noch im Laufe dieses Jahres erscheinende Abteilung soll die Vers-, Stil- und Dispositionslehre enthalten. Ihr wird ein ausführliches Sach- und Namenverzeichnis beider Teile angehängt sein.

Mehrjährige Erfahrung hat mir bewiesen, daß der ganze hier auf rund 200 Seiten gegebene Stoff mit den nötigen Wiederholungen in einer mittelmäßig begabten oberen Klasse einer höheren Schule bequem innerhalb 80 Stunden behandelt werden kann. Es handelt sich darum, ob dies in einer deutschen Schule zu viel ist. Mich belebt die Hoffnung, daß in dem neuen Deutschen Reiche nunmehr, fast 20 Jahre nach den Tagen, wo wir zu unseren Füßen das Häusermeer der Seinehauptstadt sich ausbreiten sahen, auch die goldene Zeit nahe ist, in der die deutsche Sprache in Deutschland die Ehrenstelle im Unterrichte einnimmt, in der die Gebildeten nicht nur in die Feinheiten der alten klassischen und der fremden neueren Kultursprachen eingeweiht werden, sondern auch ihre eigene Sprache mit einer ähnlichen Kenntnis ihrer Gesetze beherrschen. Einen kleinen Baustein zu diesem vaterländischen Werke beizutragen war mir ein Bedürfnis, und ich leugne nicht, daß mich bei der Arbeit an dem vorliegenden Buche eine gewisse Begeisterung getragen hat. Möge sie mir zur Entschuldigung gereichen, wenn die strenge Prüfung an der Auswahl des Gebotenen oder an manchen Einzelurteilen Anstoß nimmt!

Zum Schlusse sage ich meinem Freunde und früheren Amtsbruder, Herrn Konrektor Dr. Dunger in Dresden, den herzlichsten Dank für seine mit „rührender“ Ausdauer besorgte Durchsicht der Handschrift und für gar manchen guten Rat, der sich daran anschloß, ebenso meinem verehrten Direktor, Herrn Dr. Adolf Meyer, und meinen jetzigen Amtsgenossen, den Herren Adolf Steinberg und Gustav Müller in Hannover, für die gütige Unterstützung beim Lesen der Druckbogen.

Hannover, Lehrerinnenseminar, 22. März 1889.

Dr. Georg Müller.

Inhaltsverzeichnis.

A. Zur Sprachgeschichte und Sprachlehre (Grammatik).

I. Zur Sprachgeschichte.

1. Geschichte der Sprache.

a) **Die Sprache überhaupt.** Sprechen heißt in der allgemeinsten § 1.
Bedeutung: Durch sinnlich wahrnehmbare Mittel sich verständlich machen, sei es durch Bewegungs- oder Lautgebärden, durch Schreie, durch artikulierte Worte oder durch Zeichnungen und Schriftzüge. In der Gebärdensprache wird auf sinnlich wahrnehmbare Dinge entweder hingewiesen oder deren Vorstellung durch Nachahmung ihrer Form oder Wirkung erzeugt; es kann aber auch durch Töne und Schreie eine Gemütsbewegung wiedergegeben oder durch Wiederholung der manchen Dingen eigentümlichen Geräusche deren Begriff selbst hervorgerufen werden: Miau, Ticktack, krächzen, girren. Sie ist als Natursprache in ihren untersten Formen auch Tieren eigen, spielt eine große Rolle in der Taubstummensprache, ist aber ebenso für andere Menschen von Bedeutung, wenn eine gemeinsame vollkommenere Sprache nicht zu Gebote steht, und bildet die Vorstufe aller artikulierten Sprachen. Es fehlt ihr die Fähigkeit, die meisten abstrakten Vorstellungen auszudrücken, sie hat ursprünglich keine Zeichen- oder Lautgebärden für Geschlechts- und Hilfszeitwörter, keinen Unterschied der Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörter, der Fälle und der Zeiten u. s. w., ist aber für viele Gelegenheiten ausreichend und allen Menschen verständlich. Sie wirkt auf den höheren Sprachstufen noch heute in den Gesichtsmuskel-, Hand- und Körperbewegungen (Pantomimen und Gesten), in der Tonfärbung und Tonstärke, in nachahmenden (onomatopoetischen) Wörtern und in den Ausrufewörtern auf Vorstellung, Empfindung und Phantasie lebhaft ein. Die artikulierte Sprache, mit der wir uns in diesem Buche allein beschäftigen, giebt den Begriffen, Gedanken und Empfindungen nur durch gegliederte Lautgebilde einen für eine größere Gemeinschaft von Menschen übereinstimmenden, lautlich durchaus feststehenden, die Laute mit den Vorstellungen untrennbar verknüpfenden Ausdruck. So ist es weiter möglich, für diese Lautmittel,

welche die ganze geistige Thätigkeit der Menschen dem Gehöre deutlich zu machen fähig sind, auch dem Auge verständliche Zeichen in der Schrift zu erfinden.

Über das Wesen und den Ursprung der Sprache konnte das klassische Altertum, welches aus Geringschätzung fremder Sprachen zu keiner Vergleichung kam, keine sicheren Ergebnisse gewinnen: Die ionischen Naturphilosophen, Pythagoras, die Eleaten, Sokrates, Plato, Aristoteles. Die wertvollste Erörterung ist die in Platos Kratylos, in welchem Sokrates doch zu der Überzeugung gelangt, daß ein Band zwischen Ding und Wort sei, und daß es einen Wortbildner gegeben habe; er verbindet also die getrennten Ansichten, daß die Sprache durch „Physis" (natura), und daß sie durch „Thesis" (positione) entstanden sei. Die Natur (oder eine göttliche Macht) und der Mensch vereint haben also die Bilder der Dinge, die Worte, gefertigt. Durch das Christentum wurde die Ansicht gefördert, daß Gott den Menschen die Sprache gegeben habe, woraus sich eine Überschätzung des Hebräischen als der ältesten Sprache von selbst ergab. Im 16. Jahrhundert fing man planlos an, Mittel zur Sprachvergleichung zu sammeln. G. J. Vossius und Leibniz haben im folgenden manche Thorheiten aufgedeckt, der letztere machte freilich auch den Versuch, eine allgemeine Sprache und Schrift zu erfinden (vgl.: Volapük, Pasilingua). Noch im 18. Jahrhundert waren aber die beiden Ansichten gleich vertreten, daß die Sprache entweder wie das Schießpulver von den Menschen erfunden oder daß sie ganz äußerlich von Gott den Menschen gegeben sei (s. Goethe, Aus meinem Leben 10. Buch, S. 11 und 12). Herder war in seinem „Ursprung der Sprache" 1772 der Bahnbrecher der neuen Zeit; er sagt z. B.: Sie ist weder erfunden, noch geoffenbart, sondern eine Naturgabe, aber allmählich, nicht durch einen einzelnen, sondern in der menschlichen Gemeinschaft entstanden, sie „gebar sich" und sie verändert sich. Seitdem ist also für die Wissenschaft die Sprache nicht mehr ein Werk bewußter Absicht, etwa aus irgend einer verloren gegangenen Fähigkeit des Menschen entsprungen, sondern sie beruht auf einer Art der Geistesthätigkeit, deren wir noch heute fähig sind, die wir auch, freilich nur selten dazu genötigt, benutzen und die sich nicht über den geistigen Standpunkt der Kinder und Wilden erhebt. Weitere Fortschritte nach Herder brachte die Entdeckung des Sanskrit und dessen Vergleichung mit den europäischen Sprachen, die Ordnung des indogermanischen Sprachstammbaumes, die Arbeiten von F. Bopp, W. von Humboldt (besonders seine Einleitung in die Kawisprache), J. Grimm, K. W. L. Heyse, Steinthal, Schleicher, G. Curtius und anderen Gelehrten. Der bedeutendste Forscher der Gegenwart, Steinthal, erklärt den Hergang beim Sprechen für eine „Reflexbewegung", „die Erregung eines motorischen Nerven durch einen sensitiven"; der Laut ist die Folge einer Empfindung, welche durch einen von außen den Menschen treffenden Reiz in uns hervorgebracht wird, und zugleich ein Ausdruck dieser Empfindung. Die höhere Entwickelungskraft des Menschen befähigt ihn, diesen Laut vielseitiger zu ändern, als es das Tier vermag, aber die ursprünglich enge Beziehung zwischen Empfindung und Laut verdunkelt sich bei ihm so, daß der unmittelbare Empfindungsausdruck zur äußeren Bezeichnung für einen bestimmten Gegenstand

wird, nachdem er innerhalb eines Kreises von Menschen vielfach wiederholt und gleichmäßig benutzt worden ist. Heute ist bei mindestens neun Zehnteln der Worte einer Sprache der Zusammenhang zwischen dem Laute und der Bedeutung in Dunkel gehüllt. Alle Völker besitzen aber heute artikulierte Sprachen, die aus früheren einfacheren hervorgegangen sind. Je ausgedehnter das Wissen der Menschen wurde, um so höher mußten die Sprachen entwickelt werden, sowohl durch Bildung neuer Worte als durch Unterscheidung verschiedener Redeteile und durch Erfindung von Mitteln, um die gegenseitigen Beziehungen der Worte eines Satzes auszudrücken. Der bewußte Anteil der Menschen an der Bildung der Sprache ist also von jeher so groß, daß die künstliche Neubildung von solchen nichts Unmögliches ist. Trotzdem leuchtet der gewaltige Unterschied ein zwischen einer in jahrtausendelanger Abwandelung begriffenen, lebensvoll gegliederten und von innen heraus immer neue Lebenstriebe empfangenden Volkssprache und einer handwerksmäßig aus anderen vorhandenen Sprachen ihre Wurzeln und Wortstämme zusammenborgenden Weltsprache, wie Schleyers Volapük.

b) **Die Sprachen.** Da die ursprünglich unbeschränkte Freiheit der Menschen, für einen Begriff ein beliebiges Lautgebilde zu suchen, durch ihre engere Vereinigung und ihren geistigen Verkehr aufgehoben war und sie genötigt wurden, gleiche Worte zum Zweck der Verständigung über gleiche Begriffe zu gebrauchen, so entstanden bei benachbarten und verwandten Menschengruppen gleichartige Sprachen und Sprachfamilien, sobald Abzweigungen der Sprachen infolge Trennung früher einheitlicher Menschengruppen eintraten. Die Summe aller heute im Gebrauche befindlichen Sprachen wird auf nahe an tausend angegeben. Doch haben Zahlen der Art nur einen zweifelhaften Wert, da besonders bei niederen Völkern der Unterschied zwischen Sprache (Redeweise eines Volkes im bewußten Unterschied von anderen) und Mundart (Redeweise einer kleineren Gruppe von Menschen, die sich bewußt sind, einem größeren Ganzen anzugehören) oft nicht deutlich ist. Alle besitzen zwei Lautklassen: Selbst- und Mitlauter oder Vokale und Konsonanten, bei allen glaubt man drei Hauptarten von Wörtern annehmen zu können: Deute-, Bedeutungs- und Ausrufewörter. Die ersten (=Pronomina) und die letzten sind oft nur Lautgebärden. Die zweiten können (aber müssen nicht) sich in Nenn- und Zeitwörter scheiden, sie allein entwickelten sich aus inhaltsreichen, an und für sich schon eine Vorstellung erweckenden Wurzeln. In allen Sprachen trieb ferner das Streben nach Deutlichkeit zu gewissen Mitteln, um die Beziehungen der einzelnen Begriffe innerhalb eines Gedankens auszudrücken. Die Wortstellung, die äußere Anfügung von mehreren Worten, die Bildung neuer Formen durch Verschmelzung von Bedeutungswörtern mit unbedeutenderen, endlich die innere Umbildung dienen diesem Zwecke. Danach teilt man alle Sprachen in die drei Klassen der einsilbigen oder isolierenden, der anfügenden oder agglutinierenden und der beugenden oder flektierenden. Nur eine Unterart der 2. sind die einverleibenden, welche das Zeitwort in die Mitte setzen und daran die Beziehungen knüpfen, so daß der ganze § 2.

Satz wie ein Wort aussieht. Die 2. und die 3. Klasse fließen ebenso ineinander über, wie die 2. aus der 1. entsprossen ist.

Den Unterschied erläutere zunächst ein Beispiel: „Männer", als Form einer flektierenden Sprache, würde agglutinierend auszudrücken sein: „Mann viel", isolierend aber: „Mann Vielheit."

1. Die einsilbigen stellen die aus einer einzigen Silbe bestehenden, unveränderlichen Wörter, die also zugleich die Wurzeln sind, getrennt nebeneinander und ändern deren Bedeutung durch die verschiedene Stellung und Betonung. Es fehlt jede Wortbildungs- und Wortformenlehre. Die Chinesen und Hinterindier stehen auf diesem Standpunkte: Chinesisch ta = Größe, groß, groß sein, sehr; Siamesisch ha je nach der Tonhöhe entweder fünf oder Pest oder suchen; Annamesisch ba drei oder Ohrfeige oder Günstling oder Dame.

2. Die anfügenden „leimen" an das den Begriff ausdrückende Wurzelwort selbständige Formwörter an, durch welche der Sinn begrenzt wird, kommen also nicht über Wortzusammensetzung hinaus. Die vorn oder hinten oder selbst in der Mitte dem Bedeutungsworte angefügten geringerwertigen Worte sind doch noch selbständig, passen aber z. B. manchmal schon ihren Vokal oder Selbstlaut dem der Wurzel an. Das beste Beispiel geben die finnisch-tatarischen oder ural-altaischen Sprachen: Magyarisch szék Stuhl, szék-ek die Stühle, szék-ek-nek den Stühlen, szék-em mein Stuhl (ek ist Plural-, nek Dativzeichen, bei em ist der Selbstlaut schon dem Wurzelvokal gleichgemacht). Türkisch: sev lieben, sevishdirilmediler = sie waren nicht zu bewegen einander zu lieben.

3. Die beugenden verschmelzen mit den Wurzeln die ursprünglich angehängten, selbständig aber nicht mehr vorhandenen Formsilben und können die Wurzelvokale dermaßen verändern, daß die ursprüngliche Wurzel nicht selten schwer zu erkennen ist; es verwachsen also einerseits die Beziehungs- mit den Bedeutungswörtern zu einer neuen selbständigen Einheit, anderseits haben die letzteren die Kraft, zum Zwecke innerhalb bestimmter Grenzen möglicher Bedeutungsänderungen sich selbst zu verändern und zu vervielfältigen. Daneben wird aber auch die Anleimung noch vielfach gebraucht. Die wichtigsten Sprachen dieser Art sind die der kaukasischen Rasse, im besonderen die semitischen und indogermanischen. Beispiel aus dem Neuhochdeutschen: warf, werfe, wirf, geworfen, würfe, Wurf. In der Beugung des Wurzelvokals um einer Bedeutungs- und Beziehungsänderung willen sieht man heute neben der Verschmelzung von Wurzel und Beziehungsausdruck den höchsten Grad sprachlicher Kraft und Kürze.

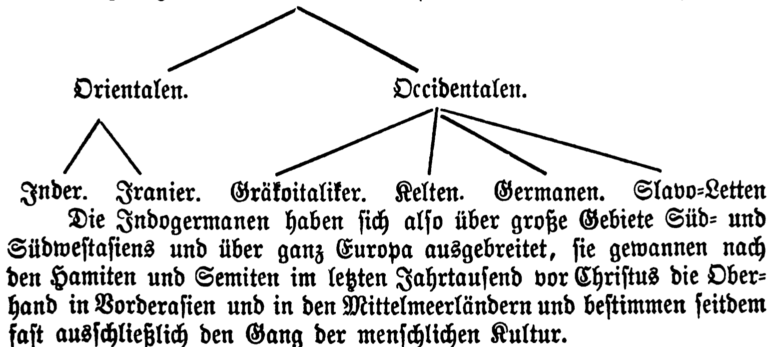
§. 3. c) **Der indogermanische Sprachstamm** bildet neben dem semitischen den Hauptvertreter der flektierenden Sprachen.

Doch hat sich bis heute eine Abstammung beider von einer gemeinsamen Ursprache ebensowenig überzeugend nachweisen lassen, als eine nähere Verwandtschaft der semitischen und hamitischen Sprachen. Die semitischen unterscheiden sich von den indogermanischen besonders durch den Dreikonsonantencharakter der Wörter und die dienende Stellung der unbeschränkt veränderlichen Vokale. Die hebräische Wurzel m-l-ch, regieren, bildet z. B. folgende Formen: melech König, melâchim Könige, malchâh Königin, malchenû unser König, mamlâchâh Königreich, mâlach er regierte, mâlchû sie regierten, yim-

loch er soll regieren, timloch du sollst regieren u. s. w. Unter den hamitischen hat die altägyptische Sprache gemeinsam mit den semitischen die Zweiheit des Geschlechts, eine ganze Reihe von Fürwortstämmen und Nachsilben, auch zahlreiche Bildungsmittel und Wortstämme, unterscheidet sich aber sehr in der Satzlehre und in der Entwicklung der Zeit- und Nennwortformen. Von den semitischen Sprachen: Dem Syrischen und Aramäischen, dem Hebräischen und Phönizischen, dem Äthiopischen und Arabischen ist nur die letztgenannte Gruppe noch lebend.

Die Abstammung der einzelnen indogermanischen Sprachen aus einer Ursprache ergiebt sich aus den zahlreichen, ihnen gemeinsamen Wurzeln, wobei die Für- und Zahl- und verschiedene Hilfszeitwörter besonders wichtig sind, ferner aus der Ähnlichkeit vieler Gesetze der Wortbildung und der Beugung der Nenn- und Zeitwörter. Die Wurzel verlangt einen, nur in bestimmten Grenzen veränderlichen, Vokal, sonst genießt sie völlige Freiheit. Sie erscheint z. B. ohne Konsonant wie: i, gehen, oder mit einem Konsonanten, wie: da, geben, ad, essen, oder mit mehreren wie: vart, werden u. s. f. Auf die Zeit der Wurzelbildung läßt G. Curtius diejenige der Veränderung des Begriffs (aus einer und derselben Wurzel heraus) folgen, darauf die der Bildung der ersten Zeitwortformen, die der Nennwortstämme, die der zusammengesetzten Zeitwortformen, die der Kasus- und endlich die der Bildung der Umstandswörter. Doch ist die Richtigkeit dieser Vorstellung von der Geschichte der Ursprache natürlich noch weniger unbedingt zu beweisen wie diejenigen von der Urheimat, für welche man noch immer zumeist Mittelasien nördlich vom Hindukusch (daneben sehr verschiedene Teile von Europa) hält, oder von der Zeit der ersten Spaltung, die jedenfalls in vorgeschichtliche Zeiten, mindestens vor 2000 vor Chr. G. fällt, oder endlich von dem Wege, den die verschiedenen Völker nach ihren heutigen Sitzen eingeschlagen haben. Weniger Verschiedenheit der Ansichten besteht in betreff des Sprachstammbaumes der Indogermanen, der im ganzen gleichmäßig folgendermaßen angegeben wird:

Indogermanen oder Indoeuropäer oder Arier oder Japhetiten.



Die Indogermanen haben sich also über große Gebiete Süd- und Südwestasiens und über ganz Europa ausgebreitet, sie gewannen nach den Hamiten und Semiten im letzten Jahrtausend vor Christus die Oberhand in Vorderasien und in den Mittelmeerländern und bestimmen seitdem fast ausschließlich den Gang der menschlichen Kultur.

aa) Der indische Sprachstamm, von größtem Werte für die

vergleichende Sprachwissenschaft wegen seiner ältesten Form, die in dem Sanskrit der Vedas und der älteren brahminischen Litteratur vorliegt. Es lebt heute nur noch als Büchersprache fort, ist aber ungemein wichtig wegen der Vollkommenheit seines Alphabets und seiner Laute, auch wegen der Überlieferung der Worttonzeichen, ferner wegen der größeren Vollständigkeit der Kasus (außer den sechs lateinischen hat es noch einen Lokativus und einen Instrumentalis), wegen der reichen Ausbildung der Zeitwortbeugung (Augment und Reduplikation) und der Durchsichtigkeit der Formen, endlich wegen der alten und zahlreichen Schriftwerke und der frühen und sorgfältigen Ausbildung seiner Sprachlehre. Von den jüngeren, der indischen Familie angehörigen Sprachen sind heute auch schon tot das Pâli, die heilige Sprache der Buddhisten, die dem Sanskrit am ähnlichsten ist, das Prâkrit, die ehemalige Volkssprache, im indischen Drama neben dem Sanskrit verwendet, und das Kawi, die alte Schriftsprache von Java. Von den heutigen Volksmundarten sind das Hindostani und das Bengali obenan zu nennen.

bb) Der iranische Sprachstamm, dessen älteste Vertreter auch zwei tote Sprachen sind, nämlich das nur durch die Keilinschriften der aus der Achämenidenzeit stammenden Denkmäler erhaltene Altpersische (ohne Dativ und ohne l) und das Altbaktrische oder Zend, in welchem das heilige Buch Zend-Avesta (von rechts nach links) geschrieben ist. Verwandte spätere, jetzt auch untergegangene Sprachen waren das Pehlwi und das Parsi. Aus dem letzteren ist das Neupersische hervorgegangen, und nahe stehen diesem das Kurdische, Armenische und Ossetische. Die kleinasiatischen Sprachen des Altertums werden meist ebenfalls zu dieser Gruppe gerechnet.

cc) Der gräkoitalische Sprachstamm, durch die zwei wichtigsten, jetzt toten Litteratursprachen des Altertums, das Altgriechische und das Lateinische, vertreten. Mit dem ersteren hingen zusammen das Macedonische-Epirotische (daraus das Albanesische) und das Messapische (in Südostitalien), mit dem letzteren das Umbrische und Oskische. Aus dem Altgriechischen ging das Neugriechische hervor, von den lateinischen Volksmundarten stammen die romanischen Sprachen ab: Das Italienische, Provençalische, Französische, Portugiesische, Spanische, Rumänische und Rhäto-Romanische. Das Altgriechische ist durch seinen großen Formenreichtum und durch seine unübertreffliche Litteratur ausgezeichnet, das Lateinische dagegen ist neben seinen ebenfalls wertvollen Schriftwerken durch seine zahlreichen Tochtersprachen und durch seinen Einfluß als Kirchen-, Staats- und Gelehrtensprache noch weit über die Zeit seines natürlichen Lebens hinaus wichtig geworden.

dd) Der keltische Sprachstamm, von dem am weitesten nach Westen gewanderten Zweige der Indogermanen benutzt, ist jetzt im langsamen Absterben begriffen. Einst die Mitte und den Westen unseres Erdteiles beherrschend, findet er sich heute nur an den Küsten des Atlantischen Oceans in zwei Familien, von denen die gälische oder gadhelische

heute weit mehr Vertreter als die kymrische hat. Die erstere zerfällt in das Irische, Hochschottische oder Ersische und die Mundart der Insel Man, die zweite in das Wallisische mit dem ausgestorbenen Cornischen (von Cornwallis) und das Armorikanische oder Bas-Breton in der Bretagne. Die Beweglichkeit der Vokale ist in diesem Sprachstamm besonders groß.

ee) Der slavo-lettische Sprachstamm gehört dem zuletzt in die Geschichte eingetretenen Zweige der Indogermanen an und ist durch seine weichen Laute (trotzdem sie geschrieben sehr hart erscheinen) und seinen Reichtum an Zeiten (Aorist) eigentümlich. Dualformen giebt es beim Nenn- wie Zeitwort; die Tilgung der Aspiraten, das Ersetzen des Konjunktivs durch den Optativ und die Ähnlichkeit der Zahlwörter nähern das Slavo-lettische dem Germanischen. Die erste Gruppe, die lettische, zerfällt in das dem Aussterben verfallene Litthauische, das schon untergegangene Altpreußische und das eigentliche Lettische, die Volkssprache in Liv- und Kurland. Die zweite Gruppe, die slavische, hat einen östlichen und einen westlichen Zweig. Dem ersten gehören die alte slavische Kirchensprache und die heutigen Sprachen der Bulgaren, Serben, Slovenen, Russen und Ruthenen an, dem zweiten das Polnische, das Czechische mit dem Slovakischen und das Wendische oder Sorbische.

ff) Der germanische Sprachstamm, dem die konsonantische Lautverschiebung d. i. der regelmäßige Übergang der Verschluß- oder Explosivlaute in andere desselben Sprechwerkzeuges und die Verdrängung der ursprünglichen Hauchverschlußlaute (Aspiraten), ferner die Entwickelung eines eigenen Worttongesetzes, nach welchem die Stammsilbe den Ton trägt, und die Bildung eines schwachen Perfekts eigentümlich ist.

d) **Die germanischen Sprachen.** Von der nicht mehr erhaltenen § 4. germanischen Grundsprache sind drei verschiedene Sprachgruppen ausgegangen: die gotische, die nordische und die deutsche, auch wohl als ost-, nord- und südgermanische unterschieden.

aa) Die gotische Sprache oder die Sprache aller östlichen Germanen (auch der Vandalen, Quaden, Bastarner, Gepiden, Heruler) ist einheitlich, trotzdem das Volk der Goten sich zeitig in zwei Hauptzweige trennte. Ebenso aber wie die Ost- und Westgoten selbst und wie ihre am Mittelmeere in der Völkerwanderung gegründeten Reiche, ist auch ihre Sprache schon vor mehr als tausend Jahren untergegangen. Mit ihrer religiösen Sonderstellung, mit dem Arianismus, wurde von etwa 600 an auch bei den politisch damals noch mächtigen Westgoten ihre germanische Sprache vom Hofe und aus der Kirche verdrängt. Doch glaubt man noch einen Einfluß von dieser Seite auf das Italienische, Spanische und Portugiesische annehmen zu sollen. Zum Glück sind uns wenigstens umfangreiche Proben erhalten, wenn auch die Verschiedenheiten der Mundarten innerhalb dieses Sprachstammes in Dunkel gehüllt bleiben, da nur von dem Westgotischen, und zwar aus dem 4. Jahrhundert nach Christus, Denkmäler auf uns gekommen sind. Es sind dies die ältesten zusammenhängenden Urkunden unserer Sprache überhaupt und stehen deshalb in einem ähn-

lichen Verhältnisse zu allen späteren wie etwa die ältesten Sanskritwerke zu allen späteren indogermanischen. Sie sind von unschätzbarem Werte, weil sie der gemeinsamen Ursprache am nächsten kommen. Außer unbedeutenderen Urkunden bestehen sie aus den Überresten einer Bibelübersetzung des arianischen westgotischen Bischofs Vulfila (Ulfilas) 311—381 und einer Erklärung des Johannisevangeliums. Danach kann der Lautbestand des Gotischen nur wenig von der germanischen Ursprache abgewichen sein: Die Vokalverhältnisse sind von großer Einfachheit und Reinheit, Umlaut giebt es noch nicht, ebensowenig Vermischung von r und s, nur selten Verdoppelung von Konsonanten oder Mitlautern. In der Formenbildung hat es nicht überall die älteste Fassung, doch findet sich große Regelmäßigkeit und doch wieder Vielseitigkeit; besonders fallen die vollen und kräftigen Bildungs- und Beugungssilben auf. Das Gotische hat sodann noch ein (wenn auch schon im Absterben begriffenes) Medium, welches zugleich als Passivum dient, ferner den Dual beim Zeit- und Fürwort, eine deutliche Reduplikation, hier und da einen Vokativ, dagegen noch keinen festgeregelten Gebrauch des Geschlechtsworts, ferner, verglichen mit den späteren Sprachen, wenige, aber meist wohlklingendere Zeitwortformen, weniger Verhältniswortverbindungen und weit weniger gegliederten Satzbau. Durch das Gotische finden viele wichtige Verhältnisse der Wortbildung und Wortbeugung auch in den deutschen Sprachen ihre Erklärung. Die eigentümliche Schriftart, als deren Erfinder der Bischof Vulfila gilt, lehnt sich nach Form und Anordnung der Buchstaben an das griechische Alphabet, die Buchstaben haben wie im Griechischen auch Zahlenwert. Die wichtigste Handschrift (ursprünglich 330, jetzt 177 Blätter) ist der codex argenteus, in der Universitätsbibliothek zu Upsala, eine in Silber eingebundene Handschrift auf purpurgefärbtem Pergament mit Silber- und teilweise mit Goldbuchstaben, wohl um 500 geschrieben.

bb) Die nordische Sprache oder die Sprache der Bewohner der skandinavischen Halbinsel, Dänemarks, Islands und der Färöer zerfällt in die altnordische und, wenn man eine kurze mittlere Entwickelungsstufe nicht rechnet, in zwei neunordische Sprachen, die schwedische und die dänisch-norwegische. Das Altnordische, eine kräftige altertümliche Sprache, ist erhalten auf einer Anzahl Runendenkmäler und in Handschriften vom 12. bis 15. Jahrhundert; auf dem Festlande untergegangen, lebt es noch beinahe unverändert auf Island fort, wohin von rund 870 an normannische Ansiedler gezogen waren. Eigentümlich ist ihm die Vorliebe für den Umlaut, ebenso für den Rhotacismus oder den Übergang des s in r, Eigenheiten, welche im Gotischen ganz fehlen. Der Reichtum und die Fülle des nordischen Vokalismus, verbunden mit einem kräftigen Konsonantismus, lassen das Altnordische dem Gotischen und Althochdeutschen ähnlich, im Tone männlich und mannigfaltig erscheinen. Ein eigenartig gebildetes Medium ist hier durch die Verschmelzung eines Fürworts mit einer Zeitwortform entstanden, die Beugungsendungen sind schon mehr als

beim Gotischen zusammengeschmolzen, doch giebt es auch noch einige auffällig alte Formen (tveim-r, thrim-r = zweien, dreien). Der Dual erscheint nur noch beim persönlichen Fürwort, und als Geschlechtswort wird das hinweisende Fürwort gebraucht, im Altnordischen entweder dem Hauptworte vorangestellt oder, was im Neunordischen Gesetz wurde, schon angehängt. Wenn die gotische Sprache an Wert für die Vergleichung die nordische übertrifft, so ist es umgekehrt in betreff des Gehalts der Schriftdenkmäler, da im Altnordischen nicht bloß wie dort ein Übersetzungsschrifttum, sondern eine reiche eigenartige Litteratur vorhanden ist. Aus ihr ist es möglich, den urwüchsigen Zustand des nordischen nicht nur, sondern überhaupt des vorchristlichen Germanentums zu erkennen. Die ältere und die jüngere Edda und eine Menge Sagas geben die Möglichkeit zu Vergleichungen mit Inhalt und Form alter deutscher Litteraturwerke, da die heidnische Mythologie und das germanische Heldentum einerseits, der Stabreim und die Langzeile anderseits nirgend so rein zu Tage treten wie hier.

Die neunordischen Sprachen geben von der Kraft der alten nur ein schwaches Abbild, das Schwedische ist altertümlicher, das Dänische abgeschliffener. Das letztere stellt man wohl wegen des Abwerfens vieler Endsilben, wegen des vorherrschenden e in den noch vorhandenen Endungen und wegen der häufigen Zusammenziehungen innerhalb der Worte zwischen das Plattdeutsche und das Englische; es hat kein w und z. Das Schwedische klingt wegen der zahlreichen a melodischer und kräftiger als andere germanische Sprachen der Gegenwart; in den Umlauten hat es sich noch mehr als das Dänische beschränkt.

Von den Eigentümlichkeiten beider neunordischen Sprachen ist noch hervorzuheben neben der oben schon erwähnten Bildung eines Passivs (oder Mediums) vermittelst angehängten s = sik (älska schwedisch, elske dänisch = lieben; älskas, elskes geliebt werden) die Benutzung des unbestimmten Geschlechtswortes en und et auch als des bestimmten, indem man es an das Hauptwort anhängt: en smed ein Schmied, smeden der Schmied; et land ein Land, landet das Land.

cc) Die deutsche Sprache oder die Sprache der Südgermanen reicht heute in geschlossenem Zusammenhange im Westen noch bis Grevelingen und Hasenbruck in Frankreich, im Süden bis Leuk in der Schweiz und Issime südlich vom Monte Rosa in Italien, im Südosten bis Pontafel in Kärnten und im Norden bis Hoyer und Tondern in Schleswig. Die östliche Grenzlinie ist sowohl wegen der großen deutschen Ansiedelungen im Auslande wie der slavischen innerhalb des deutschen Gebietes nicht kurz anzugeben. Im ganzen ist die Grenzlinie im Süden gegen Italiener und Slaven heute im Zurückweichen, im Westen und Norden gegen Franzosen und Dänen im Stillstande und nach Osten gegen die Slaven in langsamem Vorschieben. Aber diese Sprache ist heute nicht mehr einheitlich, sondern seit der Völkerwanderung mehr und mehr in zwei deutliche Gruppen zerlegt, in die nieder- und die ober- oder hoch-

deutsche. Beiden gemein war z. B. gegenüber den anderen Germanen und Indogermanen die Bildung der 2. Person Sing. der Vergangenheit der starken Verben mit einer Form auf i: fundi du fandest, althochdeutsch und altsächsisch (funde angelsächsisch und altfriesisch), aber fanst gotisch und fannt) altnordisch. Dieser Unterschied ist heute verschwunden, dagegen haben die Oberdeutschen und die Niederdeutschen untereinander insbesondere durch eine nur von den ersten angenommene, also hochdeutsche, Lautverschiebung solche Verschiedenheiten entwickelt, daß die ersteren in ihrem Konsonantismus eine Gruppe allein bilden gegenüber den niederdeutschen und nordischen Germanen, wie den Goten, deren Konsonantenstufe dieselbe geblieben ist. Obwohl die niederdeutschen Sprachen ursprünglich nur als eine anzunehmen sind, erscheinen sie doch schon in den ältesten Denkmälern als vier, nämlich das Altsächsische, die Mutter der späteren plattdeutschen Mundarten, das Angelsächsische, aus diesem hervorgegangen, dann das Friesische und das Niederländische, welches sich heute in Holländisch und Flämisch sondert. Am meisten selbständig ist naturgemäß die zweitgenannte geworden, die Sprache derjenigen Angeln, Sachsen und Jüten, welche im 5. Jahrhundert nach Britannien auswanderten. Während sie in ihrer ältesten Gestalt der altsächsischen sehr nahe steht, wie die reiche der altnordischen ähnliche Litteratur beweist (das Epos Beowulf, die christliche Dichtung von Cädmon und die unter Cynewulfs Namen gehenden Gedichte), verliert sie im 11. Jahrhundert durch das Eindringen des Normannenfranzösisch ihre Herrschaft und verschmilzt mit diesem zum Englischen; diese Mischung giebt der Sprache ihre Eigentümlichkeit, da beide auf solche Art verbundene Sprachen in ihrer Silbenbetonung verschieden sind. Auf die großartige Litteratur und die Verbreitung der englischen Sprache kann hier nur hingewiesen werden. Wie das Alt- und das Angelsächsische einerseits, so stehen anderseits das Friesische und Niederländische in einem näheren Verhältnisse. Wenn auch nicht durch Auswanderung wie dort, so wurde doch hier ebenfalls durch immer tiefer gehende politische Trennung aus den südlicheren Mundarten des Friesischen eine eigene, die niederfränkische oder niederländische Schriftsprache, die eine bedeutende Litteratur entwickelt hat und noch entwickelt. Ihre beiden Zweige, das Holländische und Belgisch-Flämische, unterscheiden sich fast bloß in der Schreibweise, nur wenig in den Lauten. Das Altfriesische und das Altsächsische zeigen neben dem Angelsächsischen besonders viel Altertümliches. Beide haben sich bis in die Gegenwart, das erste auf den Küsten und Inseln der Nordsee, das zweite mehr im Binnenlande, mehrfach gespalten, fortgesetzt, waren seit dem 16. Jahrhunderte aus der Schriftsprache fast ganz verschwunden, sind aber neuerdings wieder hervorgetreten. Der Heliand ist das bedeutendste altsächsische Schriftdenkmal, Reineke Vos das wertvollste mittelsächsische, und Reuters und Klaus Groths Werke haben das neuere Plattdeutsch beliebt gemacht. Eigentümlichkeiten der drei alten niederdeutschen

Sprachen liegen darin, daß im as., ags. und af. (Altsächsisch, Angelsächsisch und Altfriesisch) die Mehrzahl des Zeitwortes, in der Gegenwart wie Vergangenheit, sich die Form der 3. Person hat aufdrängen lassen (findat und fundun im as.), daß bei allen dreien sich ein Dual der persönlichen Fürwörter findet und daß im as. und ags. Spuren eines Instrumentalis in der Einzahl männlicher und sächlicher Worte vorhanden sind. Die heutigen Hauptunterschiede zwischen den niederdeutschen Sprachen und dem Hochdeutschen liegen außer in dem andern Konsonantismus, der am besten bei den Zahnlauten hervortritt (hochdeutsch s = niederd. t) in dem Verluste des Konjunktivs, ebenso der getrennten Formen für den Dativ und Akkusativ, endlich z. B. beim Holländischen in dem völligen Verschwinden der 2. Person der Einzahl, im Englischen in der nach französischem Muster festgestellten Wortfolge. Die Grenzlinie zwischen der heutigen nieder- und der hochdeutschen Volkssprache läuft von der Maas zwischen Lüttich und Maastricht abwärts bis Roermonde, dann nach Ost bis Düsseldorf und Elberfeld, über Olpe und Berleburg nach Münden, über Duderstadt, Aschersleben, Barby bis zwei Stunden nördlich Wittenberg und von da über Luckau, Guben, Züllichau und Bomst bis an das Westslavische.

e) **Die hochdeutsche Sprache.** Während die niederdeutschen Mundarten stets nur in Norddeutschland gesprochen worden sind und niemals für ganz Deutschland Bedeutung gewonnen haben, hat sich in Mittel- und Süddeutschland, also in dem gebirgigen Ober- oder Hochdeutschland, die Form der deutschen Sprache entwickelt, welche man heute gewöhnlich allein mit diesem Namen belegt und welche in der Schrift und im Umgange der Gebildeten jetzt fast ausschließlich benutzt wird. Doch ist dies erst ein Erzeugnis der letzten Jahrhunderte, und man unterscheidet von ihr, der sogenannten neuhochdeutschen, die zeitlich vorhergehende alt- und mittelhochdeutsche Sprache, d. h. die oberdeutschen Mundarten, in welchen seit etwa 700 bis zur Bildung der edleren und über den Dialekten stehenden Bücher- und Schriftsprache die damals wichtigsten deutschen Litteraturwerke verfaßt wurden. Da jedoch die höhere Sprache im Gegensatz zur gemeinen sich langsam aus dieser selbst entwickelt hat, so bilden alle drei Stufen trotzdem ein in seiner Entwickelung fast überall deutliches Ganzes. § 5.

Der Begriff „Deutsch" kam erst auf, als die Germanen sich in verschiedene Gruppen trennten. Der durch Pytheas von Marseille (300 v. Chr.) zuerst bekannt gewordene Name „Teutonen" bezeichnet aber zunächst nur einen Teil unseres Volkes, wie auch der Cimbern- und Teutonenzug (113—101 v. Chr.) beweist. Doch hat, während der Name Germanen herrschend wird, das Gotische schon für den Begriff „Volk" das Wort thiuda; erst am Ende des 8. Jahrhunderts aber tritt der Name diutisc = volksmäßig auf und wird sofort in Bezug auf die Sprache gebraucht. Die lingua theotisca steht gegenüber der Sprache der Kirche und Gelehrsamkeit, der l. latina. Schon im 9. Jahrhundert wird Germania mit thiudisca liudi (deutsche Leute) übersetzt, aber es

dauert bis zum 12. Jahrhundert, bis der Name „Deutsche" völlig durchdringt für Gelehrte und Ungelehrte. Damals war die althochdeutsche Periode schon von der mittelhochdeutschen abgelöst; in beiden giebt es noch keine allgemein anerkannte, über allen Mundarten stehende Sprache, wenn auch in der 2. eine von den Dichtern fast gleichermaßen benutzte Schriftsprache alle anderen an Bedeutung überragt.

aa) Die althochdeutsche Periode rechnet man von der Zeit an, wo die deutschen Stämme in Oberdeutschland sich feste Sitze verschafften, bis gegen 1100. Die im 6. Jahrhundert von dem langobardischen Oberitalien über die Alpen vordringende hochdeutsche konsonantische Lautverschiebung scheidet sie von allen anderen germanischen Sprachen, während sie an der seit etwa 400 von Nord nach Süd sich bewegenden Vokalveränderung durch den Umlaut (im Gegensatz zum Gotischen) teilnimmt. Die meisten Sprachdenkmäler haben in dieser Periode die Mundarten der Bayern, Alemannen und Franken geliefert, darum ist der Name Althochdeutsch genau genommen nur der Sammelname für diese drei oberdeutschen Mundarten vom 8. bis 11. Jahrhundert. Denn wie bei den Goten, so hat auch bei den Langobarden, Burgundern und Westfranken die alte Sprache vor der romanischen unterliegen müssen; die Straßburger Eide 842 geben einen zeitlich genau feststehenden, wertvollen Beweis für die sprachliche Trennung der Ost- und Westfranken. Von dem Hessischen und Thüringischen aber, also den mitteldeutschen Mundarten, giebt es erst Schriftwerke vom 12. Jahrhundert an. Während jedoch am Anfange dieser Periode eine Anzahl (bald in einander verfließender, bald auseinandergehender) landschaftlicher Mundarten die Grundlage der Litteratur bilden, deren Verschiedenartigkeit sich z. B. in den Diphthongen ausspricht, beginnt nach dem Schluß hin schon eine gegenseitige Beeinflussung. Wenigstens tritt bei allen nacheinander am Ende des 11. und bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts eine solche Abschwächung aller volleren Endungsvokale ein, daß das tonlose e überall siegt. Wie hierin, so zeigen auch in der Ausbreitung des Umlautes von ä auf ö, ü und äu alle althochdeutschen Mundarten einen und denselben Charakter. Im großen und ganzen jedoch steht das Deutsche in diesem Zeitraume neben dem Lateinischen immer an zweiter Stelle, denn, wenn auch Karl der Große seiner Muttersprache Sorgfalt zuwendete, so ist das bei den späteren Königen nicht mehr der Fall. Und doch übertrifft gerade diese älteste Form unserer deutschen Sprache die späteren an ehrwürdigen, wohlklingenden und dabei mannigfaltigen, in ihren Lautwandelungen durchsichtigen Beugungsendungen, also an sinnlicher Fülle bei weitem. Sie ähnelt weit mehr dem Gotischen als dem Neuhochdeutschen, besitzt sogar einzelne noch ältere, dem Urgermanischen näher kommende Formen als jenes. Dahin gehört die 1. Person der Mehrzahl, welche hier überall zuerst auf mês (got.: m) endet, z. B. findamês = wir finden (= lateinisch offendimus), sich allerdings bald zu m und gegen 1000 zu n abschwächt; dahin auch eine Anzahl von Stämmen,

deren Laute ebenfalls altertümlicher geblieben sind. Versuche und Ansätze zu einer althochdeutschen gemeinsamen höheren Sprache glaubt man in dem von Karl dem Großen zur Hofsprache erhobenen Rheinfränkischen, aus dem das Neufränkische erwuchs, sehen zu können. Freilich gingen aus keinem von beiden einflußreiche Schriftwerke hervor, wenn auch Otfrid von Weißenburg noch unter des großen Kaisers Nachwirkungen stand. Notkers und seiner S. Gallener Schule Übersetzungen, welche für die Entwickelung der Prosa und im besonderen der Satzlehre von nicht geringerem Werte sind wie Otfrids Krist für den Reim, zeigen wie darin so auch in den Lauten (das tonlose e verdrängt die volleren Endvokale) die Grenzlinie zwischen dem Ahd und Mhd.

bb) Die mittelhochdeutsche Periode weist in ihrer ersten Hälfte, von rund 1150 bis 1300, zum ersten Male eine über den Mundarten stehende, auch in Niederdeutschland Geltung erlangende Hof- und Dichtersprache auf, welche als allgemeine Schriftsprache anzusehen ist, da sie auch die Prosa beherrscht. Sie ist lautlich zwar einförmiger, in der Wort- und Satzbildung aber weit mannigfaltiger und gewandter, dabei fester und gleichmäßiger als die bisherigen Mundarten. Man hat darin weniger die schwäbische Volkssprache zu sehen, die sich verfeinerte und die sprachlichen Eigentümlichkeiten anderer Stämme aus dem Felde schlug, als vielmehr eine ungezwungene und lebensvolle Verschmelzung der wichtigeren oberdeutschen Mundarten mit einander. Dabei drängte sich der schwäbische Vokalismus im ganzen vor, und von Bayern her drang die Abschleifung der Endungen durch. Sie erhielt von da aus in Mittel- und Norddeutschland in der Poesie Einfluß, wenngleich in beiden auch die Mundarten in der Litteratur fortlebten, ja gerade jetzt zwischen der engeren süd- (oder Main-) und der niederdeutschen Sprachgrenze das sogenannte Mitteldeutsche als eine besondere Litteraturmundart hervortrat. Die Quelle dieses Mitteldeutschen sucht man in jener fränkischen Hofsprache. Größere Bedeutung erhielt sie vor allem durch den Umstand, daß sie auch in den damals eroberten Gebieten der Mittelelbe und Mitteloder das Schrifttum beherrschte und auf die später dort gerade entstehende neuhochdeutsche Schriftsprache Einfluß gewann. Schon im 15. Jahrhundert steht unter diesen mitteldeutschen Mundarten das Obersächsische oder Meißnische obenan. Ein bedeutender Fortschritt geschieht ferner in diesem Zeitraume außer dadurch, daß die eigentliche mittelhochdeutsche Sprache eine erste Blüte der Lyrik und Epik hervorruft, insofern, als die Alleinherrschaft des Lateinischen in den Staatsschriften unseres Vaterlandes erschüttert wird. Der Landfriede Rudolfs I. von 1281 ist die erste zeitlich genau bestimmbare Urkunde der Art, nachdem für das deutsche Recht schon vorher der niederdeutsche Sachsenspiegel und der oberdeutsche Schwabenspiegel mit gutem Beispiel vorangegangen waren, und unter den österreichischen und bayrischen Kaisern häufen sich die aus der Reichskanzlei hervorgehenden deutschen Staatsschriften. Sie weisen schon eine für die weitere Lautveränderung wich-

tige Neuerung auf, in der man einen der Übergänge zum Neuhochdeutschen erkennt. Schon vor 1200 nämlich beginnt zunächst im steiermärkischen Dialekt das Breiterwerden der langen Vokale und Diphthongen, î wird zu ei, û zu au, iu zu eu, ei zu ai, ou zu au, z. B. mîn zu mein, mûs zu maus, hiute zu heute, und diese Verbreiterung geht in die österreichischen, bayrischen und fränkischen Sprachdenkmäler nach und nach bis etwa 1450 über, so daß damals im Süden nur noch die schwäbische Mundart die alten Vokale besitzt. Der bayrisch-österreichische Vokalbestand wird aber in der böhmischen Kanzlei unter Karl IV. durch die obersächsische Mundart beeinflußt, indem die mitteldeutschen Verengerungen ū und ī für oberdeutsch uo und ie neben den angegebenen Verbreiterungen sich einstellen und z. B. buoch zu buch, lieht zu licht wird, und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunders finden sich in der kursächsischen Kanzleisprache, welche sonst als Fortsetzung der mitteldeutschen Hof- und Schriftsprache anzusehen ist, diese zwei ganz verschiedenartigen Vokaländerungen (z. B. in: mein buch) nebeneinander. Wie nun im Süden zwischen 1400 und 1500 durch die kaiserlichen Erlasse und die Buchdruckereien eine Art Reichssprache mit vorwiegend österreichisch-bayrischer Färbung sich verbreitet, so bahnt sich von Kursachsen her in Mittel- und Ostdeutschland eine allgemeine obersächsische Geschäftssprache an. Beide sind sich lautlich schon sehr ähnlich, doch nicht gleich, und das Niederdeutsche an dem einen, das Alemannische an dem anderen Ende behaupten sich in Sprache und Schrift noch von ihnen unberührt. Am Ende des Mittelalters haben sich also sehr große Gebiete Deutschlands in den Vokalen so ziemlich geeint, und sie haben wenigstens in der, wenn auch in den Ausdrücken sehr beschränkten, Sprache der Kanzleien und des Geschäftsverkehres sich in zwei Hauptgruppen gesammelt; die Dehnung aller Stammsilben hat immer weiter um sich gegriffen.

cc) Die neuhochdeutsche Periode bringt nach diesen langen Vorbereitungen sogleich an ihrem Anfange in Luthers Bibelübersetzung die entscheidende That; sie ist nach seinem Ausdrucke gefertigt nach „der gemeinen deutschen Sprache", so daß ihn „beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen." Er redet „nach der Sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten, Höfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Canzeley, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache." Ganz besonders hebt er hervor, daß er „keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen" habe. Im wesentlichen hat er seinen Wortschatz aus der Sprache Mitteldeutschlands genommen, aber er benutzte auch kräftige Wörter, die in anderen Gegenden gebräuchlich waren. Sein Beispiel hat außerordentlich viele Ausdrücke zuerst in das Schriftdeutsch eingeführt. In betreff der Laute und Formen blieb er aber der schon abgeschliffenen kursächsischen Kanzleisprache treu, während in Hinsicht des Satzbaues ihm die natürliche, frei dahin fließende Redeweise des Volkes ein weit besseres Vorbild bot. Luther ist also, trotz aller Einschränkungen,

doch insofern der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache, als er den mitteldeutschen Wortbestand zur Quelle machte, aus der sie zumeist geschöpft hat, und den leichten Stil der ungezwungenen Volksrede an Stelle der hölzernen Juristensätze zum Muster nahm. Er ging in betreff des letzteren Punktes auf demselben Wege weiter wie die mittelhochdeutschen Prediger, die Brüder David und Berthold, die Mystiker Eckart, Suso, Tauler, Gailer von Kaisersberg, und er brach, in ihren Spuren wandelnd, die Herrschaft des Lateins in der Kirche. Im größten Teile des protestantischen Deutschlands errang seine Sprachweise den Sieg sehr bald, entschieden war er im ganzen schon 1578, als die deutsche Sprachlehre von Clajus zur Richtschnur überall Luthers Ausdruck nahm, in Nieder- und Mitteldeutschland schneller als in dem katholisch gebliebenen oder politisch sich entfremdenden Süden (wie in der Schweiz). Doch hat auch da Ecks Bibelübersetzung in der süddeutschen Reichssprache nicht auf die Dauer hemmend eingreifen können, und die jesuitischen Lehrer des 17. Jahrhunderts dachten an keinen Widerstand mehr. Freilich beschränkte im 16. und 17. Jahrhundert unter dem Einflusse der Humanisten und der Renaissance das Lateinische innerhalb der Wissenschaft und des Schrifttums in unserem Vaterlande das Neuhochdeutsche gewaltig. Dazu traten die romanischen Sprachen, im besonderen das Französische, im 17. und 18., und an den Spuren dieser Fremdherrschaft krankt noch heute unsere Muttersprache. Man gewöhnte sich jedoch, weil die Litteratur der Reformationszeit, neben Luthers Schriften auch das protestantische Kirchenlied, in mitteldeutschem Gewande auftrat und weil auch noch später diese mittleren Landschaften den Hauptsitz des deutschen Geisteslebens bildeten, mehr und mehr daran, diese Kirchensprache auch als Schriftsprache anzusehen. So ist unser Deutsch im Innern des Vaterlandes wenigstens in beständigem Fortschritte geblieben, nachdem aus dem durch bedeutende Sprachlehrer geregelten sogenannten Meißnerdeutsch des 18. Jahrhunderts durch unsere großen Klassiker eine Litteratursprache, die sich mit jeder anderen messen kann, entwickelt worden war. Der Kampf gegen die Fremdwörter und die zielbewußte Verjüngung der Schriftsprache durch die Schätze, welche die Mundarten und die Volkssprache bieten, sind die Losungsworte der Gegenwart. Es herrscht also heute, von dem Schrifttume, der Kirche und der Schule getragen und weiter gebildet, in Deutschland ein und dieselbe Umgangssprache, eine Sprache der Gebildeten, die in einem deutlichen Gegensatz zu der innerhalb der Mundarten verharrenden Volkssprache steht, sich aber noch immer auf deren Kosten ausbreitet und dabei aus ihr mundartliche Wendungen und Worte, sobald diese durch irgend eine bedeutendere Persönlichkeit hervorgezogen und weiter verbreitet sind, in sich aufnimmt. So wie es nun fast selbstverständlich erscheint, wenn für alle Begriffe, die z. B. mit dem Hochgebirge zusammenhängen, oberdeutsche Worte sich eingebürgert haben, ebenso wanderten Ausdrücke, die auf das Meer und das Leben an der Küste sich beziehen, umgekehrt von Norden

her in die allgemeine Schriftsprache ein. Eine gewaltige Anzahl anderer Wörter endlich hat der gesteigerte Verkehr und der geistige Austausch unter den Völkern Europas auch über die deutschen Grenzen getragen, wo sie zu Lehnwörtern umgewandelt, d. h. den deutschen Lauten und Sprachgesetzen angepaßt und in unseren Wortvorrat aufgenommen worden sind. Der Gefahr, welche in diesem Eindringen von ursprünglich fremden Ausdrücken liegt, und welcher alle neuen Sprachen, nicht nur die deutsche, ausgesetzt sind, ist bei der immer noch nicht überwundenen Vorliebe unserer Volksgenossen für das Fremde in entschiedenerer Weise in Deutschland als etwa in Frankreich und England ins Auge zu sehen. Es ist deshalb der Kampf gegen das in den letzten Jahrhunderten immer mehr überwuchernde Fremdwörterunwesen eine nationale Pflicht geworden. Die Schriftsprache hat in dieser Beziehung in vielen Fällen an der Volkssprache die beste Helferin. Nicht selten hat diese gute alte Worte lebendig erhalten, welche aus der Schriftsprache verdrängt wurden, ebenso hat sie treffende neue Ausdrücke für neue Begriffe gefunden, während jene sich nicht bemüht hat, die entsprechenden fremden und eingewanderten zu ersetzen, endlich giebt sie den Weg an, auf dem Fremdwörter zu Lehnwörtern werden. Denn sobald ein fremdes Wort mundgerecht gemacht, dem deutschen Klang angepaßt ist, wird niemand ihm das Recht der Einbürgerung verwehren. So haben sich alle Sprachen unter einander bereichert. Die Deutschen allein haben ihren ursprünglichen Widerwillen gegen die fremden Laute abzustumpfen und in ein peinliches Beibehalten der fremden Aussprache umzudrehen gestrebt, so daß schließlich eine Ehre darin gesucht wurde das Heimische aufzugeben und das Fremde an dessen Stelle zu setzen. Die Volkssprache ist aber nicht ausreichend in dem begonnenen Reinigungskampfe, anderseits ist die Schriftsprache noch durchaus befähigt für entbehrliche Fremdwörter gute deutsche Ausdrücke zu bilden.

Die Schule als eine Hauptstütze der neuhochdeutschen Schriftsprache hat demnach heutzutage die Pflicht, im deutschen Unterricht auf die Entfernung unnützer Fremdwörter zu dringen und über die richtigen Grundsätze in der Beurteilung der ganzen Frage aufzuklären. Sie hat Auge und Ohr ihrer Zöglinge auf das Buntscheckige und Mißklingende, das bei solcher Mischung herauskommt, aufmerksam zu machen, die Bequemlichkeit, welche so oft zum Gebrauch eines Fremdwortes verführt, wo ein scharf bestimmter deutscher Ausdruck durch einige Gedankenarbeit ganz gut gefunden werden kann, zu brandmarken und die Eitelkeit, die dabei so oft eine Rolle spielt, an den Pranger zu stellen. So kann sie beitragen, eine unnütze Kluft zwischen der Sprache der Gebildeten und der Ungebildeten, zwischen der Schrift- und der Volkssprache zu überbrücken.

Nach den zuverlässigsten Schätzungen hat unsere Sprache $^1/_4$—$^1/_2$ Million Wörter, die höchsten Angaben für die französische und englische versteigen sich nur auf 100—120 000. Der gebildete Deutsche verwendet von diesem Reich-

tume wohl nur wenige Tausende, der Mann aus dem Volke oft nicht ein ganzes Tausend. Die Vernachlässigung der Muttersprache, das Fallen- und Verrostenlassen deutscher Ausdrücke, wie es doch durch deren Ersetzung mit fremden geschieht, erscheint demnach noch weniger verzeihlich. Der Einwand: Das Deutsche decke ein betreffendes Fremdwort nicht genau, ist schon aus dem Grunde hinfällig, weil nur in ganz seltenen Fällen Wörter einer Sprache solche einer anderen völlig decken. Sodann ist es ein ungereimtes Verlangen, daß wir uns fremdartige Begriffe durchaus auf unseren Geist pfropfen sollen. Einen unserer eigenen Denkweise entstammenden und dem fremden Begriff möglichst entsprechenden Ausdruck zu suchen, ist das Richtige. Der Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter ist demnach zu vermeiden aus Rücksicht auf den guten Geschmack, auf Klarheit, Verständlichkeit und Sprachrichtigkeit. — Beispiele für Lehnwörter: Dolch (slavisch tulich), Dutzend (douzaine), Kette (catena), Mauer (murus), Meile (milia), Tinte (tincta, nämlich aqua), Turm (turris), Zins (census), Zettel (schedula), bunt (punctus), fein (fin), reich (keltischen Ursprungs), rund (rond), sicher (securus), umzingeln (cingere); ferner fast alle Wörter mit dem Anlaut Pf: Pfahl (palus), Pfanne (patina), Pfeffer (piper), Pferd (paraveredus), Pfütze (puteus) u. a., ebenso viele Hauptwörter auf el: Pinsel (penicillus), Schüssel (scutula), Spiegel (speculum), Ziegel (tegula). Ein gutes Beispiel eines aus fast lauter Lehnwörtern zusammengesetzten Satzes ist: Der Droschkenkutscher hat auf der Straße sein mattes Pferd mit dem Peitschenstiel über den Kopf geschlagen. Droschke und Peitsche sind slavisch, Straße, Pferd, Stiel, Kopf mittellateinisch, Kutscher ist magyarisch, matt arabisch. Sehr alte Lehnwörter sind in den Bezeichnungen vieler Metalle, Kulturpflanzen, Tiere, Speisen, Gerätschaften, jüngere in der Kunst und Wissenschaft nachweisbar. Nach dem Keltischen hat in viel stärkerem Maße als dieses das Lateinische eingewirkt. Solche Lehnwörter hat also schon das Althochdeutsche in Hülle und Fülle, aber außer diesen ganz volkstümlich gewordenen auch Fremdwörter. Der letzteren, besonders aus dem Französischen, weist noch mehr das Mittelhochdeutsche auf. Geblieben seit der Zeit und zu Lehnwörtern geworden sind z. B. Abenteuer, Banner, blond, fehlen, fein, Manier, Plan, Preis, ferner kamen damals auf die Endungen ei (Fischerei), ieren (marschieren) und lei (vielerlei, mit loi zusammenhängend). Zu den jüngeren Lehnwörtern aus dem Lateinischen und Französischen in der neuhochdeutschen Zeit treten solche aus dem Italienischen für Begriffe der Musik und des Handels, aus dem Englischen für Begriffe des Staatslebens und der Körperübungen, außerdem aus dem Slavischen und Semitischen (Gauner, Schacher, Kümmelblättchen sind z. B. jüdisch, Almanach, Admiral, Diwan, Havarie arabisch). Beispiele von solchen Lehnwörtern, die meist deutsch gesprochen, wenn auch als Fremdwörter geschrieben werden, sind: Charakter, Chaos; sie stehen an der Grenze der Lehn- und Fremdwörter. Anderseits sind ursprünglich deutschen Ursprungs, heutzutage aber des fremden Gewandes wegen als Fremdwörter anzusehen: Bouquet (aus Busch), Garde (aus Warte), Fauteuil (aus Faltstuhl), Equipage (aus Schiff), Email (aus schmelzen) u. s. w. Die Summe der in Deutschland vorkommenden eigentlichen Fremdwörter wird

auf 70000 berechnet, während sie bei anderen Völkern Europas winzig ist. Beispiele französischer Lehnwörter aus dem Deutschen: souper (von Suppe), quenelle (Knödel), lansquenet (Landsknecht), boulevard (Bollwerk), écrevisse (Krebs), étiquette (von stecken), renard (Reginhart), fauteuil, vasistas (Was ist das) = Guckfenster, neueren Ursprungs: boc (Bier), chope (Schoppen), trinkhall = Trinkhalle. Italienische Lehnwörter aus dem Deutschen sind: bandito (von Bann), poltrone (von Polster), tregua (= Treue), russische z. B. woksal (Wartesaal), feïwrk (Feuerwerk), galstuc (Halstuch), forétor (Vorreiter). Ein derartiges Umbildungsverfahren mag für den Gelehrten wenig Anmutendes haben, sprachlich ist die Anpassung der Laute aber geradezu der einzig richtige Weg, wenn nicht einheimische Wörter gebildet werden. Beispiele für deutsche Neubildungen bieten die Erfindungen und wissenschaftlichen Fortschritte der Neuzeit in großer Menge: Bahnhof und Bahnwärter, Pferdebahn, Schnell-, Eil-, Blitz-, Sonder-, Güterzug, Haltepunkt und Haltestelle, Weichensteller, Stahlfeder, Dampfkraft, Dampfschiff und Dampfboot, Fernsprecher, Glüh- und Bogenlicht, Zwei-, Dreirad; Ab-, An-, In-, Auslaut; Zuchtwahl, Pfahlbauten; Blutarmut, Farbenblindheit; Kindergarten und Kinderheim, Knabenhort, Staatsanwalt, Stichwahl u. s. w. Wie bei den eben genannten, so liegt aber auch bei vielen heute noch weit gewöhnlicheren das Geburtsjahr nicht weit hinter uns zurück Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts sind: Körperschaft, Thatsache, verblüfft, Frühstück, Bittsteller, Sterblichkeit (für Mortalität) von den deutschen Sprachlehrern beanstandet worden. Neubildungen, welche bekannten Männern ihren Ursprung verdanken, sind z. B.: Von Goethe ausweiten, Besuchskarte, ausgesprochen (für prononciert), von Bürger auffrischen, von Lessing empfindsam, zerstreut, Zartgefühl, von Schiller Fehlschlag, von Voß gastlich, von Wieland König- und Heldentum, Altersgenosse, entwirren, Abschweifung, von Haller Sternwarte, von Jahn Turnen, Volkstum, von Jean Paul Morgenkleid (für Negligé), von Leibniz Wörterbuch, von Luther Notwendigkeit, von Zesen lustwandeln (für spazieren), selbständig, Vollmacht, Vertrag, Letzter Wille, von Nicolai anstellig (für expedit), von L. Steub Sommerfrische, von Lichtenberg Zierbengel (für Incroyable), von Campe altertümlich, Stelldichein, geeignet, Beweggrund, Eigenname, Öffentlichkeit, Zartgefühl, aufs Geratewohl u. a. m. — Der nationale Kampf gegen die Fremdwörter, der durch die ganze neuhochdeutsche Zeit sich hindurchzieht, von Ä. Tschudi, Luther, Fischart an, im 17. Jahrhundert durch Opitz, Moscherosch, Grimmelshausen und im besonderen durch die Sprachgesellschaften unterhalten, ist im vorigen Jahrhundert erst außer durch unsere großen Dichter vor allem durch Gottsched, Adelung und Campe erfolgreicher geworden und wird seit 1870, seitdem auch die Regierungen sich daran beteiligen, als eine Ehrenpflicht empfunden.

2. Geschichte der Schrift.

Unter Schrift versteht man das von den Menschen erfundene Mittel, Begriffe und Worte bleibend für das Auge sichtbar zu machen. Die geistige Einwirkung der Menschen aufeinander, welche durch die Sprache

ermöglicht ist, wird also durch sie insofern erhöht, als das Geschriebene noch für andere Zeiten und für andere Orte seinen Wert behält. Dieser Fortschritt ist, unabhängig von einander, durch Menschen der verschiedensten Erdteile und Jahrhunderte gemacht worden. Die Schreibmittel sind ebenso mannigfaltig wie die ersonnenen Schriftzeichen. Je vollkommener aber die Weise wird, in welche ein Gedankenwerk schriftlich gefaßt ist, desto längeres Wirken wird ihm beschieden sein. Auch die lebende Sprache kann sich dem Einflusse der bedeutenderen Schriftwerke nicht entziehen, da deren Form wie Gedankengehalt mündlich ebenso weiter festgehalten werden wird.

Die erste Stufe ist die, auf der Schreiben und Malen zusammenfällt, also Bilder die Begriffe völlig wiederzugeben suchen, die zweite die, auf der Bilder als Lautzeichen gebraucht werden (ähnlich in unseren Bilderrebus). Auf der ersten steht die große Masse der Menschen, die Naturvölker und die Mitglieder der Kulturvölker, welche keinen Unterricht genießen. Sie entspricht etwa der Gebärdensprache, und wie von dieser die Lautgebärden zur artikulierten Sprache führen, so sind hier die Bilder als Laut-(nicht Begriff-)zeichen der Übergang zu den entwickelten Formen der Buchstabenschrift. Von den ersten Merk- und Wahrzeichen also, z. B. Steinhaufen auf Grabstätten, führt der Fortschritt zu Kerbhölzern, Marken, Wappen, Knoten, Kreuzen und zur Hautmalerei. Diese Vorstufen der Schriftzeichen (Knoten im Taschentuch!) lassen gewisse Gegenstände selbst sinnbildlich reden, wie die Blumensprache oder richtiger Blumenschrift, vor allem in der Türkei, es zum Darlegen zärtlicher Empfindungen und Gedanken noch thut, und wie die Wampumgürtel oder Muschelschnüre der Indianer einst zu Botschaften und völkerrechtlichen Abmachungen der Huronen, Irokesen u. a. dienten. Die höchsten Stufen, zu denen sich die Eingeborenen Amerikas aufgeschwungen haben, sind Schriftgemälde auf Haut oder Stein, sodann die Quipu- oder Knotenschrift der Peruaner, wobei die Farbe und Folge von Fäden, die an einer Querschnur hingen, sowie die Größe und der Abstand von hineingeschlungenen Knoten den Sinn bestimmten, endlich die mittelamerikanische und mexikanische Bilderschrift, welche zuletzt sehr dauerhaftes Agavepapier benutzte und es zu einer von dem Priestertum getragenen, anerkennenswerten Litteratur brachte. Die Amerikaner schritten also von der Begriffsbilderschrift schon bis zur Wort- und Silbenbilderschrift vor, d. h. sie brauchten ein Bild für ein Wort in seinen verschiedenen Bedeutungen und ein Bild für eine Silbe; die Bildzeichen für Wasser (a) und Aloë (me) ergeben zusammengesetzt amen. Genau ebenso ist in der alten Welt die chinesische Schrift ursprünglich eine reine Bilderschrift gewesen, und zwar, da die Sprache einsilbig ist, eine Silbenbilderschrift. Sie ist aber zu einer Silbenlautschrift geworden, wobei die verschiedenen Bedeutungen derselben Silben durch Erklärungszeichen angedeutet werden, die zu den verzerrten alten Bildzeichen getreten sind, so daß ein Teil ihrer Schriftzeichen den Laut, der andere die Bedeutung ausdrückt: Das Zeichen für Tschou

= Schiff wird durch gewisse Häkchen und Striche, die angefügt sind, auch zum Zeichen für: Flaum, flackernd, Wasserbecken, Geschwätzigkeit. Die Japanesen dagegen haben aus ursprünglich chinesischen Schriftzeichen eine reine Lautschrift gebildet, Irofa ist ihr Alphabet. Für die kaukasische Rasse ist das ägyptische Schriftwesen bestimmend gewesen; am Nil wurde vor mehr als 5000 Jahren der Ansatz zu einer Lautschrift gemacht und zwar zunächst zu einer Silbenlautschrift. Ursprünglich scheint hier, wie bei den wilden Stämmen Amerikas, eine reine Bilderschrift geherrscht zu haben, und von dieser haben sich die Ägypter nie ganz losgemacht, sondern sie benutzten noch spät mitten unter ihren Lautschriftzeichen wirkliche Bilder, welche das bezeichnen sollen, was sie wirklich darstellen. Das ist das Eigentümliche der sogenannten Hieroglyphen, ein Ochse, ein Stern, ein Mensch kann durch die betreffende Gestalt geschrieben werden, und solche Bilder werden nicht selten auch zu den Lautzeichen hinzugefügt, um deren Bedeutung zu bestätigen oder zu erklären. Seit den ältesten Zeiten wurden aber neben den sorgfältig und mühsam zu schreibenden Hieroglyphen einfachere abgekürzte Zeichen, die hieratischen, gebraucht, doch haben die Ägypter nie ganz, selbst nicht in der noch späteren Volksschrift, der demotischen, sich von dem Banne der alten Bilderschrift losgemacht, sie hielten nie Bilder, Silben- und Lautzeichen ganz auseinander. Das thaten aber um 1000 v. Chr. die Phönicier, welche die Bilder ganz entfernten und die ägyptischen Lautzeichen umänderten und vervollständigten, auch von Zeichen für ganze Silben absahen. Dieses bei den Westsemiten (auch den Juden, Moabitern u. s. w.) verbreitete Alphabet von zuerst 22 Zeichen ist der Ausgangspunkt für alle späteren, mannigfach abgeänderten geworden. Nur die Babylonier und Assyrer, später die Meder und Perser hatten in ihrer Keilschrift, welche nach vieler Ansicht aus den ägyptischen Hieroglyphen entstanden ist und senkrechte, wagerechte, schräggestellte und hakenförmige große und kleine Keilzeichen gewissermaßen bündelweise zu Silbenzeichen verwendet, eine besondere Schreibweise, welche zwischen 600 und 500 v. Chr. sich auch bis zu einzelnen alphabetischen, nicht nur Silbenzeichen vereinfachte. Östlich von ihnen aber nahmen sogar die Inder die Buchstabenschrift der Phönicier an, schrieben also nicht in Bildern, sondern benutzten Striche als Lautzeichen, westlich die Griechen, welche für die Buchstaben die Schreibweise von links nach rechts aufbrachten, die Italiker und dann alle im römischen Reiche vereinten Völker. Auch die Runen, die ältesten Schriftzeichen der Germanen, gehen auf das phönicisch-griechische Alphabet zurück. Wohl durch südeuropäische Kaufleute nach dem Norden getragen, erhielt dies hier infolge der härteren Schreibstoffe, Stein und Holz, härtere, verzerrte Formen. Doch wurden diese ebenso wie das gotische Alphabet (siehe oben S. 8, 1, d, aa) völlig bei den germanischen Völkern durch die römische oder lateinische Schrift verdrängt, welche mit dem katholischen Christentume und den römischen Priestern bei den Franken, Bayern, Sachsen u. s. w. zum Siege gelangte. Erst von 800

etwa an treten kleine Buchstaben auf, und ungefähr seit der Blütezeit der mittelhochdeutschen Sprache wurden allgemein an die Stelle der lateinischen runden die gebrochenen, deutschen oder die Frakturbuchstaben gesetzt, welche schon im 11. Jahrhundert aus deutschen Klöstern hervorgegangen waren. Sie wurden von allen, früher die lateinische Schrift benutzenden, Völkern angenommen, und es trennten sich von ihnen die Kurrent- oder Kursivbuchstaben, die für das schnellere Schreiben sich leichter eigneten. Doch haben zuerst die romanischen, dann auch viele germanische Völker seit der Herrschaft des Humanismus, ungefähr seit 1550, die lateinischen Buchstaben, die Antiqua, in Druck und Schrift wieder angenommen. Die deutsche Schrift ist heute noch herrschend, wenn auch angefochten, in Deutschland und bei allen deutsch Redenden, schon im Rückgange bei den Nordgermanen, Schweden und Norwegern, und fast schon verdrängt bei den Dänen. Wie sie also jetzt in die Stellung einer nationalen Schrift zurückgedrängt worden ist, so steht die griechische in den Gebieten der Neugriechen und die russische in den der eigentlichen Russen, nur daß sie von einer noch kleineren Anzahl von Anhängern getragen werden, in einem ähnlichen Gegensatze zu der in Europa im ganzen jetzt wieder herrschenden Lateinschrift.

„Schreiben" und „Schrift" sind Lehnwörter aus dem Lateinischen, scribere und scriptum; die englischen Wörter write und writ haben eine alte germanische Wurzel, die in unserem „reißen" ebenfalls vorhanden ist und deren Anwendung sich durch das Einschneiden der Runen erklärt, für diesen Begriff erhalten. Otfrid schon sagt scriban, wir benutzen die alte Wurzel in der hier gemeinten Bedeutung noch in: Umriß, Abriß, Schattenriß, Reißbrett u. a. Das Wort Buchstabe, mhd. buochstap, erklärt man mit den Worten des Tacitus, Germania 10: virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt; auf Stäbe aus Buchenzweigen wurden Schriftzeichen eingeritzt.

Das Wort Alphabet ist aus der Zusammenstellung der ersten beiden griechischen Buchstaben: Alpha und Beta entstanden, es liegen aber darin die beiden hebräischen Worte Aleph = Ochse und Beth = Haus, welche ebenso als Namen für die betreffenden Buchstaben verwendet wurden, wie etwa die Angelsachsen ihr b beorc = Birke, ihr m man = Mann, ihr th thorn = Dorn nannten. Je nach den Lauten ihrer Sprachen haben die Völker verschieden viele Buchstaben, die Italiener 22, die Russen 36, die Deutschen und Engländer 26, wobei oft, z. B. bei den letzteren, deutlich genug hervortritt, daß ein Zeichen für verschiedene Laute gilt. Unter den Germanen hatten die Goten, die Angelsachsen und Skandinavier Laute und entsprechende Zeichen, die das heutige deutsche Alphabet nicht kennt; das englische th ist ein letzter Rest eines den anderen Germanen abhanden gekommenen uralten Lautes, für den allerdings heute kein besonderes Zeichen mehr gebraucht wird.

3. Geschichte der deutschen Sprachlehre, Rechtschreibung und Zeichensetzung.

a) Geschichte der deutschen Sprachlehre.

§ 1. a) Die ersten Versuche, deutsche Sprachregeln festzustellen, sind zweifellos in Abhängigkeit von der lateinischen Grammatik vorgenommen worden, und noch heute ist der Anschluß an dieselbe in vielen von der deutschen Sprachlehre gebrauchten Kunstausdrücken, in der ganzen Anordnung und Verteilung des Stoffes handgreiflich zu sehen. Die Mutter der lateinischen ist aber die griechische Grammatik, dieses Wort selbst ein griechisches, mit der wörtlichen Bedeutung: Wissenschaft der Grammata, d. i. der Buchstaben, und mit der weiteren: Wissenschaft (oder auch Kunst) des (richtig oder schön) Schreibens und Lesens. Bis in den Anfang unseres Jahrhunderts währte diese einseitige Abhängigkeit in der wissenschaftlichen Behandlung unserer Sprache. Seitdem hat einerseits die Vertiefung der Grammatik des Griechischen und Lateinischen, anderseits die vergleichende Sprachwissenschaft im weiteren und die historische Behandlung des Deutschen im engeren zu einer weit großartigeren Auffassung auch des deutschen Sprachgebäudes geführt.

Aus der älteren deutschen Geschichte sei wenigstens verwiesen auf den Satz in Einhards Leben des Kaisers Karl, Kapitel 29: inchoavit et grammaticam patrii sermonis, woraus man auf grammatikalische Arbeiten des um Karl den Großen versammelten Gelehrtenkreises im Gebiete der altfränkischen Sprache schließen muß, ferner auf die Angabe, daß in derselben Zeit Rabanus Maurus, der die Klosterschule Fulda zur angesehensten Deutschlands machte, in der deutschen Schrift Tonzeichen anbringen ließ, endlich auf die St. Gallener Handschriften, die sich an den Namen Notkers knüpfen und von denen im besonderen die Rhetorik das Interesse für sprachliche Richtigkeit beweist. Auch in St. Gallen bediente man sich übrigens der Tonzeichen. Aber weder an alt- noch mittelhochdeutsche Versuche dieser Art hat eine Geschichte der heutigen deutschen Sprachlehre anzuknüpfen, sondern an die unter humanistischem Einflusse stehenden Bücher aus Luthers Zeit, welchen höchstens aus dem Kreise der unter Gerhard Grootes Führung aufblühenden Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben Vorarbeiten zugeflossen sein mögen.

Die erste in Deutschland geschriebene Grammatik der lateinischen Sprache, welche Aventin 1512 veröffentlichte, half in ihrer Weise mit Bahn brechen. Der Humanist H. Krachenberger starb vor dem Abschluß seines opus grammaticale de lingua germanica. Erst im nächsten Jahrzehnt, um 1530, schrieb Valentin Ickelsamer, später Lehrer in Rothenburg an der Tauber, seine (ohne Jahreszahl und Druckort erschienene) Teutsche

Grammatica, freilich in Wahrheit nur eine Anweisung für den ersten Leseunterricht und ein Ratgeber für die Rechtschreibung. Fast gleichzeitig erschien in Wittenberg, 1531, Fabian Frangks „Teutscher Sprach Art und Eigenschafft“. Darin gilt schon Luther als der Gewährsmann für den richtigen Sprachausdruck, der mundartlichen Rede wird das Schriftdeutsch, wie es in der Bibelübersetzung vorlag, vorangestellt. Doch giebt das Buch mehr guten Rat, wie man Briefe schreiben, als wie man Sprachregeln befolgen soll. Als die erste nach dem Muster der lateinischen Grammatik ausgeführte deutsche Sprachlehre gilt heute noch das lateinisch geschriebene, 1573 auf des bekannten Straßburger Schulmannes J. Sturm Antrieb erschienene Buch von Albert Ölinger, in welchem zum ersten Male die drei Teile: Laut-, Wort- und Satzlehre auch auf den Unterrricht im Deutschen angewendet erscheinen. Die in demselben Jahre veröffentlichte Sprachlehre von Laurentius Albertus ist von der Ölingers abhängig. In beiden ist die lateinische Regel noch rein äußerlich dem Deutschen aufgeklebt. Alle bisher genannten übertraf an Einfluß die grammatica germanicae linguae von Joh. Clajus dem Älteren (Leipzig 1578), die noch im folgenden Jahrhundert in Gebrauch blieb und zuletzt 1720 gedruckt wurde. Ihr geschichtlicher Wert liegt in der völligen Unterordnung unter Luthers Schriftsprache, von richtiger Auffassung der Stamm-, End- und Vorsilben u. dergl. ist bei ihm aber ebensowenig zu spüren als bei seinen Vorgängern. Das folgende Jahrhundert steigerte wie die Teilnahme für die deutsche Litteratur so auch die für die Sprache. Die verschiedenen Sprachgesellschaften, Opitz' Buch von der Deutschen Poeterey und, beiden Erscheinungen vorangehend, Wolfgang Ratichius, der die Muttersprache zum Ausgangspunkt alles Unterrichts machte und dem Kaiser 1612 versprach, ganz Deutschland auf dem Wege des Unterrichts zu einen, der aber mit seinem Satz, daß der grammatikalische Unterricht sich aus dem Lesen der Schriftsteller entwickeln müsse, keinen Anklang fand, verdienen auch an dieser Stelle Erwähnung. Opitz' Buch muß dies schon deshalb, weil es sich gegen die Mißhandlung der grammatisch richtigen Formen durch die bei den Dichtern beliebten Zerdehnungen und Zusammenziehungen, gegen die mundartliche Willkür in der Wortbildung und gegen die freie Wortfolge in der Dichtung aussprach. Auf Ratichius fußt die erste in deutscher Sprache geschriebene deutsche Schulgrammatik, auf Befehl des für den Palmenorden lebhaft eingenommenen Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar von Kromayer verfaßt und 1618 erschienen. Derselben Richtung der Sprachgenossenschaften, auch deren Wunderlichkeiten folgen Ch. Gueintz' deutscher Sprachlehre Entwurf (1641) und J. Girberts deutsche Grammatika oder Sprachkunst (1653). Des ersteren Bücher gingen zum großen Teil aus den Verhandlungen des Palmenordens selbst hervor und hatten Einfluß bis ins folgende Jahrhundert. Noch mehr gilt das letztere aber von den Werken des größten deutschen Grammatikers vor 1700, Justus Georg Schottel,

dessen Bedeutung wohl dadurch genügend gekennzeichnet ist, daß W. Scherer sogar erst von ihm, nicht von Luther an den Anfang der neuhochdeutschen Schriftsprache rechnen will. Auch er war Mitglied des Palmenordens, hatte als solches den bezeichnenden Beinamen „der Suchende“ und hat sowohl durch seine reine und kräftige Sprache an sich, wie durch seine sprachwissenschaftlichen Werke klärend und fördernd gewirkt. In ersterer Beziehung ist zu rühmen seine „Ethica, Sitten- und Wohllebenskunst“ (1669), in besserem Deutsch als viele späteren wissenschaftlichen Bücher geschrieben, in letzterer vor allem die „Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubt Sprache“ (1663), in welcher noch die Gegenwart ein sehr fleißiges, gut geordnetes, geschichtlich wertvolles Hilfsmittel für die ältere neuhochdeutsche Sprachlehre sieht. Freilich laufen auch bei ihm, entsprechend den unvollkommenen Vorarbeiten, noch starke Fehler in betreff der Anschauung von der Verwandtschaft und Entwickelung unserer Sprache unter. Von ihm stammt die Einteilung der Zeitwörter in ordentliche (d. i. schwache) und unordentliche (d. i. starke), mit den letzteren weiß er noch wenig anzufangen. Nach ihm sind als ähnlich gründliche Arbeiter auf unserem Gebiete Morhof (Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie 1682) und Bödiker (Grundsätze im Reden und Schreiben der deutschen Sprache 1690) zu nennen. Der erstere sucht die deutsche Sprachlehre geschichtlich zu begründen, wenn er auch die Entwickelung und Abschleifung der Endungen nicht zu verstehen vermag, und verfaßt außerdem einen der ersten Versuche einer allgemeinen Litteraturgeschichte. Der zweite steht wissenschaftlich tiefer, giebt aber seine Regeln in geschickter, knapper Form, so daß noch im nächsten Jahrhundert der Berliner Rektor J. L. Frisch dieselben bei einer Neubearbeitung fast unverändert beibehalten konnte, während er die Erläuterungen erheblich verbesserte. Harsdörffers und Zesens sprachgeschichtliche Arbeiten verdienen hier nur ihrer Wunderlichkeit wegen Erwähnung, Amos Comenius' ianua linguarum reserata (1631) dagegen wegen der neuen Lehrart. Am Ende des Jahrhunderts sind, auch für den deutschen Sprachlehrer ehrwürdig, die Gestalten Leibniz' und Thomasius' zu nennen, der erste, weil er in den „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache“ sein sonst leider nicht in umfassenden Werken Ausdruck findendes Verständnis für die Muttersprache verriet, der zweite, weil er zuerst Universitätsanschläge, Universitätsvorträge und schönwissenschaftliche Zeitschriften (die Monats-Gespräche 1688—90) in deutscher Sprache abzufassen wagte. Während Leibniz und Thomasius aus Leipzig stammten, der letztgenannte auch daselbst zuerst das rechte Wort zur rechten Zeit aussprach, war Gottsched wenigstens Professor in derselben Stadt, als er sich das Ziel steckte, Reformator der deutschen Sprache ebenso wie der Litteratur und des Theaters zu werden. Leibniz noch klagte: Soweit die deutsche Sprache vom Volke habe ausgebildet werden können, stehe sie keiner andern nach, aber die Sprache der Wissenschaft und des gesellschaftlichen Tones sei

im Zustande der Roheit geblieben, und was das Volk erreicht habe, wäre wohl auch den Gelehrten und Hofleuten möglich gewesen, wenn sie anders gewollt hätten. Gottsched nun hat sein möglichstes gethan, dem Übelstande abzuhelfen, sowohl durch die von Mencke gegründete, von ihm aber erst zu einem größeren Einfluß erhobene deutsche Gesellschaft, das Muster für viele andere, als durch seine Schriften. Die von ihm in der Hauptsache allein geschriebenen „Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ (1732 bis 1744), seine Wochenschriften „Die vernünftigen Tadlerinnen“ (1725/26) und „Der Biedermann“ (1727/28) stellten die meißnisch-obersächsische Umgangssprache der gebildeten Kreise des mittleren Deutschland im Gegensatz zu den Mundarten und zu den fremden Sprachen als allein anwendbare Fortsetzung der „uralten deutschen Heldensprache“ fest und erweckten die allgemeine Teilnahme für die bis dahin in die Gelehrtenstube verbannten altdeutschen Studien. Seine „deutsche Sprachkunst“ aber und der Auszug aus diesem Buche für die Schulen „der Kern der deutschen Sprachkunst“ (8. Auflage 1777) sind zwar weit entfernt von einer richtigen geschichtlichen Auffassung unserer Sprache, sie geben jedoch von dem Schriftdeutsch, wie er es nach dem Muster „Luthers und der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts“ durchgeführt wissen will, eine sehr klare und brauchbare Darstellung in wirksamer und übersichtlicher Anordnung. Sein Rat geht dahin: „Nur, wo der Gebrauch ungewiß oder verschieden ist, kann ein guter Sprachlehrer durch die Ähnlichkeit der meisten Exempel oder durch die daraus entstandenen Regeln entscheiden, welcher Gebrauch dem andern vorzuziehen sey.“ Auch er hält übrigens unsere starken Zeitwörter für unregelmäßig oder „unrichtig“, was vor ihm schon Ch. E. Steinbach bekämpft hatte, und von der Ähnlichkeit vieler Formen schließt auch er voreilig auf geschichtlich unhaltbare Gesetze. Trotzdem ist Gottsched einer der fleißigsten und rührigsten Schulmeister auf dem Gebiete der deutschen Sprache gewesen, der in dem zweiten Teile seiner Sprachkunst, der „Wortforschung“, die Bildung, das Geschlecht und die Beugung der Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Fürwörter und Zahlwörter, die Abwandlung des Zeitwortes, endlich die Umstands-, Binde- und Ausrufewörter, im dritten Teile aber die Verbindung des Hauptwortes mit dem Geschlechts- und dem Eigenschaftswort, die des Fürwortes mit dem Haupt- und dem Zeitwort, die des letzteren mit den einzelnen Nennwortfällen, endlich die Verwendung der Umstands-, Verhältnis- und Bindewörter im Satze in einer noch heute für unsere Schulgrammatiken vielfach gültigen Weise behandelte. Die Schweizer haben ihm gegenüber insofern allein einen Fortschritt vertreten, als sie die Aufnahme einzelner mundartlicher Worte in die Schriftsprache verlangten und von der mittelhochdeutschen Sprache einen weit richtigeren Begriff hatten; sonst stehen sie aber, was die Sprachlehre betrifft, unter ihm. Die Verdienste Gottscheds hat Adelung, immer mit der Beschränkung auf die Regelung der neuhochdeutschen

Grammatik, geteilt, ja er hat in der Zeit der allgemeinen Geringschätzung seines Vorgängers auch für diesen den Ruhm geerntet. Indem er mit eisernem Fleiße den Stoff weiter sammelte und ordnete, ohne sich von Gottscheds Grundsätzen wesentlich zu entfernen, ist er in der geschichtlichen Erinnerung völlig an dessen Stelle getreten. Er hält ebenso an der obersächsischen Sprechweise der höheren Bevölkerungsschichten fest und schätzt mundartliche und altertümliche Redewendungen gering, steht aber sowohl nach der philosophischen Auffassung als der geschichtlichen Begründung über Gottsched und übertrifft ihn z. B. weit in der Satzlehre. Bis auf Jacob Grimms Arbeiten waren seine Bücher, im besonderen „die deutsche Sprachlehre" 1781, das „umständliche Lehrgebäude der deutschen Sprache" 1782 und „Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde" (1806—1807) maßgebend. Er ist der Sprachlehrer der Schiller-Goetheschen Zeit, Schiller nennt sein Lexikon oder genauer sein „grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" (1793 bis 1801) ein Orakel, an das er mancherlei Fragen zu thun habe (Brief an Goethe, 26. Jan. 1804). Zu der Forderung der Klarheit und verstandesmäßigen Richtigkeit, welche Gottsched und Adelung stellten, fügte J. H. Campe die der Reinheit, und unsere größten Dichter haben trotz ihrer oft sehr heftigen Angriffe gegen Einseitigkeiten, welche im besonderen Gottsched und Campe zur Last fielen, durch ihre Schriften dieser Ordnung der neuhochdeutschen Sprachlehre zum Siege verholfen. Unter den auf diesem Grunde ausgeführten, aber nach den Fortschritten der Wissenschaft ganz erheblich verbesserten Lehrbüchern unseres Jahrhunderts ragen die von J. Chr. A. Heyse (die 5. Ausgabe von Karl Heyse, die 24. von O. Lyon) und die von K. F. Becker hervor. Die erste (in ihrer neuen Auflage) kann man mit der kleinen deutschen Schulgrammatik von W. Wilmanns heute wohl an die Spitze der in unserem Vaterlande gebrauchten Bücher dieser Gattung stellen. In ihnen haben die Ergebnisse der erst in unserer Zeit wissenschaftlich betriebenen Erforschung des Entwickelungsganges unserer Sprache volle Würdigung gefunden, soweit dieselbe für den Schulunterricht verwendbar ist.

Mit der immer gründlicher werdenden Kenntnis der alten deutschen Sprache und Litteratur, welche in hervorragender Weise von der romantischen Schule gefördert wurde, war der Weg zu der sogenannten historischen Grammatik ermöglicht, und gleichzeitig mit den ersten allgemeinen sprachvergleichenden Arbeiten (s. 1a S. 2) wurde auch unserer Sprache neben der bisherigen, rein philologischen Behandlung die sprachwissenschaftliche zu teil. Auf Bopps Konjugationssystem der Sanskritsprache 1816 und W. v. Humboldts Berichtigungen und Zusätze zu Adelungs Mithridates 1817 folgt 1819 Jacob Grimms deutsche Grammatik, 1. Band. Zum ersten Male wurden hier die Deklination und Konjugation des Gotischen, Althochdeutschen, Altniederdeutschen, Altfriesischen und Altnordischen, des Mittelhoch- und

Mittelniederdeutschen, des Neunordischen, Neuhochdeutschen, Neuniederländischen und des Englischen zusammengestellt und verglichen. Darin wußte er, wie man es ausgedrückt hat, ein historisches Leben mit allem Flusse freudiger Entwickelung in die deutsche Grammatik zu zaubern, und sowohl die 1822 folgende 2. Auflage, die eher eine Umarbeitung zu nennen ist, wie die drei später erschienenen Teile, welche die Wortbildung und die Lehre vom einfachen Satze umfassen, leider aber nicht auch den zusammengesetzten Satz und die Wortfolge behandeln, haben eine breite Grundlage geschaffen, auf der die Germanisten der letzten 70 Jahre berichtigend und folgerecht entwickelnd weiter gebaut haben. Grimm selbst fügte 1848 noch eine Geschichte der deutschen Sprache hinzu und begann in hohem Alter mit seinem Bruder Wilhelm das deutsche Wörterbuch, welches alle neuhochdeutschen Wörter zu umfassen und in ihrer geschichtlichen Verwendung vom Althochdeutschen an zu erklären bestimmt ist, ein Riesenwerk, das auch nach dem Tode der Brüder (W. † 1859, J. 1863) fortgesetzt, freilich noch nicht abgeschlossen worden ist. Aus der langen Reihe bedeutender Sprachforscher neben und nach den Grimms alle besonders glänzenden Namen herauszuheben würde hier zu weit führen; nur die älteren: Lachmann († 1851), Benecke († 1844), Schleicher († 1868) und Schmeller († 1852) seien genannt.

Anmerkung. Aus der Geschichte des deutschen Unterrichts. Erst seit 1788 sind in Preußen Prüfungen über die Kenntnis der Muttersprache beim Abgange von einer höheren Schule eingeführt, 1812 kam der deutsche Aufsatz dazu. Die Forderungen in der mündlichen Prüfung, z. B. in Poetik und Metrik, auch Litteraturgeschichte, sind zu Zeiten weit größer gewesen als jetzt. Die Bewegung von 1848 wollte unter anderem den deutschen Unterricht zum Mittelpunkt der Schule machen, eine Forderung, die neuerdings wieder öfter erhoben wird. Gegen einen gesonderten Unterricht in deutscher Sprachlehre haben z. B. die Grimms, Nägelsbach, Roth, Wackernagel, auch K. G. von Raumer sich ausgesprochen, die ersteren, weil zu ihrer Zeit Beckers Sprachdenklehre in die Schulen Eingang gewonnen hatte. Jedenfalls muß aber die Schule die angeborene Sprachkraft vergrößern und bilden, wozu der Unterricht in der Sprachlehre nötig scheint, an den Grenzen des Reiches und in Niederdeutschland ist er unbedingt erforderlich. In betreff der älteren deutschen Litteratur verlangten Mützell und Raumer schon seit 1840, daß die Grundzüge des Gotischen, Alt- und Mittelhochdeutschen in der Schule eingeprägt und zum Lesen auch altdeutsche Sprachproben herangezogen würden, in Österreich wurde darauf zuerst das Mittelhochdeutsche eingeführt, und in Pommern folgte man nach. 1871 erfolgte insoweit eine Einigung in Preußen, als man das Lesen des mittelhochdeutschen Wortlautes gewisser Werke unter Belehrung aus der historischen Grammatik empfahl, doch ist diese Bestimmung neuerdings wieder Beschränkungen unterworfen worden. In früheren Zeiten maß die Schule der Rhetorik (= Stilistik) und Poetik große Bedeutung bei; die Neuzeit geht vielleicht nach der entgegengesetzten Richtung zu weit, wenigstens was die Stil-

lehre betrifft. Redeübungen im Deutschen wurden zuerst 1845 in Sachsen angeordnet, jetzt sucht man die Herrschaft über das freie Wort überall im Unterricht zu ermöglichen.

b) Geschichte der deutschen Rechtschreibung (Orthographie).

§ 2. b) Die naturgemäße Art des schriftlichen Festhaltens der Laute einer Sprache wird im allgemeinen diejenige sein, welche für jeden irgendwie von anderen sich unterscheidenden Laut ein besonderes Zeichen benutzt, der für denselben Laut stets wiederkehrt. Die **Rechtschreibung** wird also die richtigen Laute möglichst getrennt von einander wiedergeben. Von den Lauten der alten Sprachen wissen wir heute in nicht wenigen Fällen nur Ungewisses, so daß über die Aussprache mancher Buchstaben Streit herrscht. Von den lebenden europäischen Sprachen gelten die italienische und spanische für die einfachsten, was ihre Rechtschreibung betrifft, da ihre Wörter fast immer so geschrieben werden, wie man sie spricht. Diese Schreibweise nennt man phonetisch. Dagegen haben sich die französische und die englische von dieser scheinbar einzig möglichen Grundregel: „Schreibe, wie man richtig spricht" weit entfernt, da in ihnen öfter gleichklingende Laute durch verschiedene Buchstaben ausgedrückt werden und ein und derselbe Buchstabe für mehrere Laute gilt. Das frühere oder historische Herkommen giebt dann das Gesetz ab, und Feststellungen von Behörden oder wissenschaftlich einflußreichen Personen müssen in Zeiten, wo das Bedürfnis einer Ordnung des Gebrauches empfunden wird, rettend eingreifen. So haben es die Academia della Crusca und die französische Akademie mit ihren Wörterbüchern gethan. Die Deutschen geben ebenfalls ihre Laute in einer ursprünglich für eine andere Sprache erfundenen Buchstabenschrift wieder, und außerdem änderten sich die Laute im Laufe der Jahrhunderte vielfach. Die in alter (Chilperich) und neuer Zeit gemachten Versuche, neue Zeichen in die alte Buchstabenreihe einzuführen, fanden aber keinen Anklang, sondern es drangen nur Zusammensetzungen vorhandener Zeichen durch. So haben auch unsere Sprachlehrer Feststellungen für nötig befunden, um die Kluft zwischen den natürlichen Lauten und den künstlichen Buchstaben zu überbrücken.

Das **althochdeutsche** Schrifttum kann keine ganz einheitlichen Lautzeichen für dieselben Wörter aufweisen, da die Handschriften alle in den verschiedenen Mundarten der Abfasser niedergeschrieben sind. Offenbar suchte jeder nach seinem Gehöre und seinem Verständnisse schriftlich festzuhalten, was er sagen wollte. Übrigens weist die Einheit in der Schreibweise z. B. der St. Gallener Schule doch wohl außer auf die gleiche Mundart auch auf eine schulmäßige Regelung hin. Ebenso ist es in der **mittelhochdeutschen** Zeit, deren wichtigste Werke ja zumeist den Charakter einer einheitlichen Schriftsprache besitzen und deren Schriftsteller wie Abschreiber zwar mundartliche Abweichungen hie und da

einmischten, aber im allgemeinen regelmäßiger und weniger schwankend verfuhren, als es die Folgezeit that. Auch sie schlossen sich, soweit sie vermochten, ihrer eigenen und der allgemeingültigen Aussprache an.

Die Verwirrung begann im 14. Jahrhundert, als die mundartlichen Laute immer mehr in die geordnete Hof- und Schriftsprache eindrangen, und das 15. Jahrhundert hat mit der Erfindung der Buchdruckerkunst nur das Übel noch vergrößert, indem nun der in den Druckereien gerade damals vorgenommenen Feststellung der Laute in Buchstabenzeichen eine weit allgemeinere Verbreitung zu teil wurde. So sind manche Schreibweisen der Gegenwart nur aus den Lauten jener Zeit zu verstehen: Der Diphthong ei giebt heute, anders als damals, einen Laut wieder, der zwischen ai und ae steht. Das Dehnungs-e in bieten, schief, riet, vier, Tier u. s. w. wurde damals deutlich gesprochen, heute hört man es im guten Deutsch noch etwas bei den zwei letztgenannten Worten, wie überhaupt vor einem schließenden r (auch z. B. bei mir, dir u. a.), bei den zuerst angeführten Beispielen nur mundartlich. Wir schreiben noch stehen, sprechen u. a., wie man damals sprach, während die heutige allgemeingültige Redeweise (ausgenommen in Nordwestdeutschland) an Stelle des s ein schwaches sch gesetzt hat. Auch das sch ist heute ein anderer Laut als ehemals, wo es getrennt gesprochen wurde, während es heute nur in Westfalen noch in dieser Weise vorkommt. Mehr über solche (für die Laute unserer Sprache wichtiger als für die Buchstaben erscheinenden) Änderungen wird im Anhange zu A, I und unter A, II 1 folgen. Eine wunderliche Verschwendung mit Konsonanten jedoch, die damals einriß, kann auch hier nicht übergangen werden. Sie scheint sich zu erklären aus der in jener Übergangszeit eintretenden Veränderung in der Länge der Stammsilben. Fast alle bis dahin kurzen Vokale in den Stammsilben vor einem einfachen Konsonanten wurden nämlich am Ende des Mittelalters verlängert. Nun hatte das ältere Deutsch in seiner Aussprache einen wirklichen Unterschied zwischen einfachen und Doppelkonsonanten. Die letzteren, z. B. mm, tt, nn, wurden länger gesprochen als heute, wo man nur im Inlaute noch bei langsamem Sprechen zwei Laute hört, z. B. bei Kämme, dagegen nicht bei Kamm. Vor diesen Doppelkonsonanten allein erhielten sich damals die kurzen Vokale, die Konsonanten aber änderten sich in solchen Wörtern, so daß man, wie wir heute bei schneller Rede, Stimme, Sonne in Wirklichkeit mit einem m und n sprach. In der Schrift blieb aber die Verdoppelung, und es kam jetzt der ursprünglich geschichtlich nicht begründete Grundsatz auf, auch in allen anderen Fällen, wo ein kurzer Vokal aus irgend welchen Gründen geblieben war, den folgenden Konsonanten zu verdoppeln. So erklären sich die Doppelzeichen in Himmel, Donner, aber auch Schiff, Ball, schwamm u. s. w., wo noch das Mittelhochdeutsche den einfachen Konsonanten hat. Bei den drei letztgenannten Beispielen wirkte offenbar die schon früher gebräuchliche Schreibweise: Schiffes, Balles, schwimmen ein. Aber die Neigung, Konsonanten zu verdoppeln und zu häufen, ver-

führte zu immer weiteren Ausschreitungen, und schließlich kam es so weit, daß man in den Drucken des 15. und 16. Jahrhunderts fast keine Regel mehr entdecken kann. Nur die anlautenden Konsonanten bleiben meist einfach, sonst heißt es: auff, lauffen, strafft, inn, Vatter u. s. w. Eine Vorliebe für Buchstaben wie: w, y, pf, th, ß, dt, ck, tz ergreift Schriftsteller wie Drucker, Hans Sachs schreibt: Schwäncke, heylig, flho, pawr, aber auch ru, jar, tu. Offenbar hatte man gar kein Gefühl mehr für die Folgerichtigkeit im Schreiben, bunt durcheinander würfelt ein und derselbe Schriftsteller ganz verschiedene Schreibweisen eines und desselben Wortes. Luther z. B. hatte zwar dies Gefühl, er klagt, daß die Setzer seine Schriften „falsch und schändlich zurichteten", aber auch von sich selbst: „Im corrigieren muß ich oft selbs endern, was ich in meiner handschrift hab übersehen und unrecht gemacht, daß auf meiner Handschrift Exemplar nicht zu trauen ist." Er schreibt nebeneinander: vil, viel, vihl, auch in, ihn, yhn; doch muß man im ganzen bei ihm, verglichen etwa mit S. Brandt oder H. Sachs, ein erfolgreiches Bemühen, Ordnung zu schaffen, anerkennen. Sicherlich hat er wie für die Geschichte der Sprache so für die der Rechtschreibung Bedeutung, sei es auch nur, weil in dem von ihm verbesserten Schulwesen zu seiner Zeit die ersten Regelbücher für nötig gehalten wurden. Kühne Neuerer traten freilich nicht auf, sie sind aber überhaupt auf diesem Gebiete stets gescheitert. Das erste Werkchen der Art ist das Enchiridion (Handbuch) von Johannes Kolroß, 1529 Basel, und auch die deutschen Sprachlehren von Ickelsamer und F. Frangk quälten sich, besonders die erstere, mehr ab, orthographische als grammatikalische Gesetze einzuprägen. Der letztere gab den für jene Zeit einzig richtigen Rat, zu schreiben, wie man spricht, und sich im einzelnen an gute Schriftwerke und Drucke zu halten. Einen allgemeinen Eindruck machte aber weder er noch die unter I, 3a genannten Ölinger, Albertus und Clajus, auch nicht H. Wolf mit seiner orthographia germanica 1556 und Sebastian Helber mit seinem deutschen Syllabierbüchlein 1593. Helber, Kaiserlicher Notar in Freiburg im Breisgau, sagt, man drucke in viererlei deutschen Sprachen: Kölnisch und Jülichisch, Sächsisch, Flämisch oder Brabantisch und Ober- oder Hochdeutsch, und die letztere zerfalle in Mitteldeutsch, Donauisch und Oberrheinisch. In der Vielheit des sprachlichen Ausdrucks lag damals noch ein unüberwindliches Hindernis der Einigung im Schreiben.

Wie jedoch die Sprachlehre im 17. Jahrhundert weit bedeutendere Bearbeiter fand, so auch die Rechtschreibung. Während es z. B. für das vorhergehende Jahrhundert gewissermaßen bezeichnend ist, daß Kolroß als der einzige über die großen Anfangsbuchstaben handelt, die sich damals einzubürgern anfingen und die er auf das erste Wort im Satze, die Eigennamen und den Namen Gottes beschränkt wissen will, sehen sich Sattler (Teutsche Orthographey 1607), Gueintz, Girbert, Bellin (1657), Schottel, Bödiker, Stieler (1691) alle dazu genötigt. Von

ihnen ist Girbert in seinem Gymnasiarcha der erste, der in dieser heiklen Frage den entscheidenden Rat giebt, alle Hauptwörter groß zu schreiben, Bödiker fügt dazu, „und was an deren statt gebraucht wird“, während die anderen Einschränkungen machen. Von Gueintz' teutscher Rechtschreibung (Halle 1645) ist sicherlich eine gute Wirkung auf weitere Kreise anzunehmen, da die Mitglieder des Palmenordens sich auf diese aus ihren Verhandlungen hervorgegangenen Gesetze mittelbar verpflichteten und, wenn auch noch viele Willkürlichkeiten sich darin finden, doch dadurch eine größere Gleichheit erzielt wurde. Der bei weitem tüchtigste Arbeiter unter allen genannten ist aber Schottel, er hat ebensowohl die damals herrschende Aussprache auf das sorgfältigste beobachtet als im ganzen richtige Ansichten über die Ableitung der Wörter gewonnen. So ist es z. B. mit seinem Lehrsatze: „Die Stammwörter oder Wurzeln müssen notwendig ganz und unzerbrochen bleiben, damit man die Stammbuchstabe wisse recht zu unterscheiden von denen wesentlichen und zufälligen Buchstaben.“ Freilich schießt er damit über das Ziel hinaus, wie jedes ablautende Zeitwort beweist, ebenso wenn er einsilbige gleichklingende Wörter mit verschiedener Bedeutung durchaus der Unterscheidung wegen anders geschrieben wissen will, oder wenn er Lust bezeigt, wie sp und st so auch sw, sl, sm, sn zu schreiben, weil das ch weder „durch die Buchstabierung“, noch durch „die Ausrede des Wortes erfordert“, außerdem bei den Alten nicht gebraucht werde. Aber ihn tröstet doch im letzteren Falle, daß dem „Oberländer der Tohn und Ausspruch anderst vorkomme und laute als einem Niedersachsen oder Niederländer“. Wie er hier schließlich die oberdeutsche Redeweise gelten läßt, trotzdem sein feines Ohr nicht ganz beruhigt ist, so thut er es auch bei den Doppelvokalen, wo er in Niederdeutschland „die Langlaute“ in oo und uu hört, aber des Hochdeutschen wegen nicht fordert. In der Verwendung des ä verfährt er selbst zwar nicht gleichmäßig, er verlangt es aber wenigstens stets, wenn ein deutsches Stammwort ein a zu seiner „Kernletter“ habe. Ebenso hält er auf Doppelkonsonanten, wenn „in dem Nennworte die abfallende Zahlendungen solche Doppelungen nohtwendig erfordern“ und wenn in den „anderen Zeiten der Stammzeitwörter solche Doppelung“ nötig sei; also: Mann, weil Männer, und laß, weil lassen; freilich auch lauff und wirff, weil lauffen und werffen, und Königinn, weil Königinnen. Sonst hält er aber an seiner Hauptregel fest, daß „kein eintziger überflüssiger Buchstab, so der Rede und dem Worte nicht hilft, sol in Teutscher Sprache gelitten werden“, streitet gegen die unnützen dt, z. B. in Radt, während er die berechtigten, z. B. in ermordt, verschwindt (wo ein e ausgefallen ist) schont, bekämpft ck überall, sogar als Verdoppelungszeichen im Inlaute, wo er z. B. schikken verlangt, ist jedoch gegen das tz milder gestimmt, weil „der Gebrauch beliebt ist“. Den Unterschied im Inlaute s, verglichen mit ss und ß, deutet er an; ie will er, obgleich er Lust hätte das e als unnütz zu entfernen, doch des Gebrauches wegen beibehalten, bei dem th weist er die wunderliche

Meinung anderer, es müsse wegen des griechischen th erhalten bleiben, zurück, verlangt aber wenigstens das h vor t gestellt zu sehen, da das letztere nicht gedehnt werde, also: Noht. Wir sehen, überall vertritt er einen gemäßigten Standpunkt und stellt wenigstens eine größere Anzahl richtiger Gesetze auf. Am meisten ist er Gewährsmann geblieben im planmäßigen Auseinanderhalten der Stamm- und Ableitungssilben; er ist der erste, der ein (später oft wiederholtes und vervollständigtes) Verzeichnis der letzteren aufgestellt hat. Ferner erweiterte er Frangks Grundregel, indem er sagte: Wo die verschiedene Aussprache keine gleichmäßige Schreibung möglich erscheinen lasse, da müsse „der gut angenommene Gebrauch und die Grundrichtigkeit der Sprache den besten Einraht geben". Dieser letzte Punkt ist von ihm an maßgebend geblieben für alle Endbuchstaben von Stammsilben, die wir heute vielfach schärfer aussprechen als schreiben. So sagen wir Weip, schreiben aber Weib, oder sagen Liet, schreiben jedoch Lied, wegen der anderen Biegungsfälle oder nach Schottels Ausdruck wegen der (im Genetive hervortretenden) Grundrichtigkeit der Sprache, d. h. wegen des Stammes Weib und Lied.

Bödiker bewegt sich im ganzen in Schottels Gleisen, schreibt z. B. auch Muht, in manchen Punkten wird er von dem Drange nach fester, unzweideutiger Regelung weiter als jener geführt. So, wie schon erwähnt, in der Frage der großen Anfangsbuchstaben und des dt, so in der der Konsonantenverdoppelung, welche er hinter einem anderen Mitlauter verbietet, also: werfen, nicht werffen, so auch in betreff des ie, von welchem er sagt: Andere Sprachen hätten ihn nicht so leicht, er müsse also beibehalten werden, so endlich in bezug auf Doppelvokale, die er dem Laute nach besonders in einsilbigen Wörtern findet. Dem Gebrauche fügt er sich mehr als Schottel, z. B. beim ck, von dem er zwar auch nichts hält, aber glaubt, man werde schwerlich davon abzubringen sein, beim ſſ, das der Gebrauch „sonderlich am Ende gar nicht" wolle, und beim ä und e, wo er es „in allen so genau nicht genommen", sondern heßlich, Henne, Eltern, Geselle geschrieben wissen will, trotzdem sie von Haß, Hahn, Alter und Fallen kämen.

Man erkennt leicht, daß schon diese Männer, welche dem Gebrauche so viel Recht einräumten, über denselben das meiste vermocht haben. Das 18. Jahrhundert bringt in den Büchern Freyers, Gottscheds und Adelungs, daneben Frisch' und Wippels den vorläufigen Abschluß. Die beiden letzten haben, getrennt von einander, 1723 und 1746 Bödikers Buch neu herausgegeben und verbessert. Frisch betont z. B. die Unmöglichkeit, alle gleichlautenden Wörter von verschiedener Bedeutung in ihrer Schreibung zu unterscheiden, und ist darum überhaupt dagegen, er geht viel genauer auf die Wortforschung (Etymologie) ein und spricht zuerst den in der neuesten Schulrechtschreibung durchgedrungenen Grundsatz aus, daß th neben eigentlichen Diphthongen unnötig sei, weil die letzteren schon ihrer Natur nach lang wären; er verlangt demnach: teilen,

Tau, teuer. In betreff der großen Anfangsbuchstaben ist er der letzte Vertreter (vor Grimm) der im Grunde weit natürlicheren Ansicht, daß man sie nicht zum Schmucke aller Hauptwörter erniedrigen, sondern höchstens zur Hervorhebung des Nachdrücklicheren benutzen solle. Er, „der sprachenkundigste und einsichtigste der älteren Grammatiker," wie ihn Wilmanns nennt, findet die (heute ganz unumschränkt herrschende) Sitte die beschwerlichste unter allen Schreiberlasten, die man nach und nach den Einfältigen aufgebürdet habe. Wippel, sein Nachfolger, verbessert Bödiker noch weiter, indem er häßlich, Gefälle, freilich auch Hänne und Ältern schreibt, indem er ferner die Konsonantenverdoppelung nach langen Vokalen verbietet, z. B. in schlaffen, lauffen, trieffen, kammen. Vom tz meint er: „Auch mit dem weg aus der achtsamen teutschen Orthographie", während vor ihm Frisch die jetzt giltige Regel gab, tz nur als Doppel-z zu verwenden. Noch in größerem Ansehen als Bödikers Buch stand jedoch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Hier. Freyers „Anweisung zur Teutschen Orthographie", Halle 1722, nach welcher man die herrschende Rechtschreibung die Freyersche oder auch Hallische nannte, weil der Verfasser Inspektor an den Franckeschen Stiftungen war und in seines Direktors Auftrage für dessen Schulen dies Buch verfaßt hatte. Er band sich ganz an die allgemein übliche Schreibweise seiner Zeit und erklärt, derselben durch gute Gründe, insonderheit aber durch eine gute Analogie, nur hie und da auffhelfen zu wollen. Auch Gottsched und Adelung wollten nichts davon wissen, daß sie in einer neuen Schreibart schrieben; der erste „machte sich eine Ehre daraus, wie ein Canitz, Besser, Neukirch, Pietsch und Günther geschrieben zu haben", und nannte diese seine klassischen Schriftsteller. Und Adelung bestätigte, daß jener, einige wenige ihm eigene Grillen abgerechnet, nichts weiter that, als daß er die Orthographie, welche er schon in völligem Gange fand, nach Regeln zu bestimmen und auf zweifelhafte einzelne Fälle anwendbar zu machen suchte. Er selbst aber wollte auch nur das Alte gründlicher, ausführlicher und fruchtbarer vortragen, als vor ihm geschehen sei.

Trotzdem ist beider Verdienst groß genug. Gutgefaßte Regeln waren es eben, was dem sich immer mehr vervollkommnenden Schulwesen not that. Und schulmäßig sind ohne Zweifel Gottscheds Regeln: 1. Man schreibe jede Silbe mit solchen Buchstaben, die man in der guten Aussprache deutlich hört; 2. alle Stammbuchstaben, die den Wurzelwörtern eigen sind, müssen in allen abstammenden, so viel möglich ist, beybehalten werden; 3. man schreibe außerdem so, wie es der allgemeine Gebrauch eines Volkes seit undenklichen Zeiten eingeführet hat. Adelung hat das in dem einen Satz zusammengefaßt: Man schreibe das Deutsche mit den eingeführten Schriftzeichen, so wie man spricht, der allgemeinen besten Aussprache gemäß, mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung und des allgemeinen Gebrauches. Die größte Schwierigkeit freilich, welche stets bestand und in der Natur der sich verändernden Sprache und

unseres Alphabetes liegt, umging Gottsched mit dem leeren Satze: Wann zwo oder mehrere von diesen allgemeinen Regeln mit einander streiten, so muß die eine nachgeben. Im einzelnen folgt Gottsched in betreff der Konsonantenverdoppelung Wippel, in Bezug auf ck und die Endung inn Bödiker (die letztere wollte auch Adelung und Heyse noch, während Frisch und Freyer dagegen waren); das ie schützt er wie Schottel. Auch die Vokalverdoppelung vertreten er und Adelung, sie suchen sie aber zu beschränken, Adelung, indem er öfter h an der Stelle einführt. Weiter ist es bemerkenswert, wenn Gottsched bei „gar zu wunderlich klingenden“ Superlativendungen Verkürzung empfiehlt, und die Verschiedenheit des ſ von ß und ſſ im Inlaute betont. Von ihm schon stammt die sogenannte Adelungsche Regel, daß im Inlaute nach kurzem Vokal ſſ, nach langem ß gelte, und, da er dieses Gesetz auf den Auslaut nicht anwendete, so ist bis heute die dem Auge gefälligere Schreibart ß für das scharfe s und ſſ als letzten Laut geblieben.

Am schwächsten erscheint Gottsched in der Frage der gleichlautenden Wörter und in vielen Einzelheiten der Ableitung. Da steht er noch neben Schottel, Adelung aber verwirft, wie vor ihm Frisch: seyn neben sein und meyne neben meine. Wenn Gottsched noch nach dem äußeren Klang der Wörter oft als verwandt annahm, was nichts mit einander zu thun hatte, und z. B. häucheln, schmäucheln, Knäbelbart schrieb, weil sie von hauchen, schmauchen und Knabe kämen, beschränkt Adelung überhaupt mit vollem Rechte den Einfluß der Wortforschung oder Etymologie. Er sagt, sie sei nur ein Hilfsmittel in zweifelhaften Fällen, wo einerlei Aussprache auf verschiedene Art bezeichnet werden kann, und nur die „nächste, erweislich wahre und allgemeine, oder doch dem größten Theile der Schreibenden einleuchtende Abstammung“ komme in Frage. In betreff des Dehnungs-h und der großen Buchstaben stehen sie bei einander. Von besonderem Einflusse war es, daß Adelung seine Sprachlehre im Auftrage Friedrichs des Großen schrieb und der preußische Staat dieselbe in seinen Schulen beobachtet wissen wollte.

Die nicht ohne Absicht ausführlicher gehaltene Darstellung des bisherigen Entwickelungsganges unserer Rechtschreibung beweist, wie bis an den Anfang unseres Jahrhunderts alle Bemühungen im wesentlichen dahin gingen, den im 14. und 15. Jahrhundert mit Unrat erfüllten Augiasstall unserer Rechtschreibekunst zu reinigen. Man hatte die Laute möglichst genau festzustellen, aber auch die Wörter nach ihrer Verwandtschaft deutlich zu machen gesucht, oder, wie man es in Fremdwörtern ausdrückt, ein phonetisches Verfahren mit Beachtung der Etymologie eingehalten. Übereifrige Reiniger hatten nicht durchdringen können, wie z. B. noch zuletzt Klopstock, der in seinen Fragmenten über Sprache und Dichtkunst 1779 mit einer an Zesen erinnernden Willkür vorging und die Sparsamkeit der Zeichen zum einseitigen Grundsatz erhob. Andrerseits war das Ergebnis der mehrhundertjährigen Arbeit doch durchaus nicht der Art, daß es alle Mängel entfernt hätte, viel-

mehr ist und bleibt nun einmal jede Schreibweise nach dem Klange der Laute bei uns durch den Überfluß, aber auch den Mangel an Buchstaben in unserem ABC beeinträchtigt, und die Rücksicht auf die früheren Sprachformen, auf die Verwandtschaft, auch auf fremde Sprachen, und endlich die Verschiedenheit der zur Bezeichnung der Längen angewendeten Mittel hatten vielfach verwirrend und belastend eingewirkt.

Als nun durch die historische Grammatik das richtige Verständnis der heutigen Sprachformen nnd der von der Natur selbst gegebenen Sprachgesetze ermöglicht wurde, war es fast selbstverständlich, daß auch der Wunsch nach einem zielbewußten, in Übereinstimmung mit der Sprachentwickelung stehenden Verfahren in der Orthographie laut wurde. Jacob Grimm klagte, daß kein Volk unter allen, die er kenne, seine Sprache so barbarisch schreibe wie das deutsche, und je älter er wurde, um so mehr wuchs sein Verlangen, auch die Schrift zu reinigen. Er vermißte die Einfachheit und wollte möglichst den Lautstand der älteren Sprache hervortreten lassen, aber er kam selbst zu keinem völligen Abschluß, so daß die historische Schreibung durch ihn keine in sich fertigen Regeln erhielt. Er verwarf jedoch z. B. die großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter, die Doppelkonsonanten und th im Auslaut, das ie und h, wo sie sich nicht aus älteren Sprachformen erklären lassen, und die Vokalverdoppelung. Er verlangte lateinische Buchstaben. Für dt schrieb er meist t, und ss wollte er nicht als Verdoppelung von ß gelten lassen. Aber selbst Lachmann folgte ihm nicht nach, und die Schulen blieben im ganzen unberührt. Die klarste Zusammenstellung der Forderungen von Seiten der historischen Schule lieferte Weinhold 1852 in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, indem er außer den schon von Grimm hervorgehobenen Punkten die Umlaute ä, ö, ü in vielen Fällen und das ai und th ganz entfernen wollte, im Auslaute ebenso d, g und b. Daneben wünschte Ph. Wackernagel 1848 eine Änderung der Vokalschreibung, indem er z. B. ai für ei, e für ä empfahl, außerdem kleine Buchstaben, tz überall für z und z für ß. Es schien eine Zeit völliger Verwirrung anbrechen zu sollen, zumal sich neben den Jüngern Grimms auch die einseitigsten „Fonetiker“ zu rühren begannen und in Büchern, welche sich auf die genaueren Untersuchungen der Lautbildung stützten, und in eigenen Zeitschriften als Heilmittel den strengsten Anschluß an die Laute forderten, z. B. der Vertreter der Stolzeschen Stenographie Michaelis und Dr. F. W. Fricke in „Visbaden“.

Den Ausweg, welcher von Staat und Schule eingeschlagen wurde, zeigte Rudolf von Raumer, der sich von 1855 an in derselben Zeitschrift, die Weinhold benutzt hatte, über die ganze Frage gründlich aussprach. Er wies auf die Gefahr hin, welche entstehe, wenn man den Lautstand nach den Lautwandlungsgesetzen ändern und damit unsere seit lange festgesetzte Schriftsprache verbessern wolle, erklärte, daß die französische und englische Rechtschreibung für uns ganz unmöglich nachzu-

ahmen sei, da sie einfach die alten Laute festhalte, während die Aussprache sich fortgebildet habe, und machte allen vorurteilslosen Lesern klar, daß auf keinem Gebiete die Prinzipienreiterei weniger angebracht sei als auf diesem.

Seitdem ist eine an die alten Orthographen anknüpfende, aber an die gewonnenen Ergebnisse der neueren deutschen Sprachforschung sich anlehnende Arbeit vorläufig zum Abschluß gebracht worden, die man gewöhnlich Feststellung der neuen (auch wohl fälschlich Puttkamerschen) Orthographie zu nennen pflegt. Nachdem nämlich schon 1855 das Oberschulkollegium von Hannover ein im ganzen auf dem Boden der historischen Schule stehendes, zumeist von Direktor Hoffmann in Lüneburg verfaßtes Schulbuch: „Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Rechtschreibung" im Unterrichte eingeführt hatte, nachdem Würtemberg 1861 mit einem ähnlichen, nur weit weniger Neuerungen einführenden gefolgt war, traten auch Preußen und Sachsen der Frage näher. Die Leipziger Schulen erhielten 1857 durch die Lehrer der 1. und 2. Bürger- und der Realschule ein zunächst dem hannöverischen nachgearbeitetes Büchlein, die Berliner 1871 durch den Verein der dortigen Gymnasial- und Realschullehrer ein anderes. Wichtiger aber als alle diese Versuche wurde es, daß die im Oktober 1872 in Dresden tagende Konferenz von Delegierten der Bundesregierungen des deutschen Reiches über Fragen des höheren Schulwesens auch die Frage der Rechtschreibung als einen Gegenstand behandelte, für den eine Ordnung in den Grundsätzen erstrebenswert sei. Ihren Vorschlägen folgte der Minister Falk, indem er, im Einverständnis mit den anderen Regierungen, 1873 R. von Raumer um Ausarbeitung eines Entwurfes ersuchte. Dieser letztere wurde dann am 4. bis 15. Januar 1876 von einer zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen, aus 14 Mitgliedern bestehenden Konferenz in Berlin durchberaten und eine äußere Einigung der verschiedenen Meinungen durch Abstimmen erzielt. Nun war also eine Grundlage da, die allgemein hätte angenommen werden können. Es muß aber doch manches darin zu weitgehend befunden worden sein; es war eben eine im ganzen folgerechte Arbeit, in der z. B. die Dehnungsmittel: der Gebrauch des h, des ie und der Doppelvokale, stärker, als es heute festgestellt ist, beschnitten waren (Jar, tun, Son, wol, gib, ging, wider, die Endung iren, Har u. s. w.). Jedenfalls hat keine Regierung das daraus hervorgegangene Buch: Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie (Auf Grundlage der von R. von Raumer verfaßten Grundlage), Halle 1876, in ihren Schulen eingeführt. Vielmehr gaben 1879 Österreich, dann Bayern, 1880 Preußen, dann Sachsen andere Regeln und Wörterverzeichnisse heraus, welche bis auf wenige geringe Punkte übereinstimmen und dem Buche der Konferenz im ganzen folgen, jedoch in der Vokaldehnung weniger einschneidende Vorschriften geben. In den Schulen nicht eingeführt wurde ein im

Auftrage der Leipziger Firma Breitkopf und Härtel durch Sanders 1879 ausgearbeitetes „Orthographisches Hilfsbuch“, welchem sich eine größere Anzahl von Druckereien anschlossen. Durch die verschiedenen Regierungen wurden vielmehr Verordnungen erlassen, daß innerhalb einer gewissen Frist (in Preußen in 5 Jahren) alle Schulbücher in die „neue“ Rechtschreibung übertragen sein müßten, und die kleineren Staaten nahmen fast alle die preußische Festsetzung an. Die Eigentümlichkeit derselben liegt darin, daß sie nur Änderungen durchführt, die längst von vielen Grammatikern und Orthographen gefordert und in Büchern, sogar in Schulbüchern angewendet worden sind. Späteren Zeiten bleibt der Übergang in das ganze Schrifttum (nicht nur die Schule) vorbehalten, ebenso die Fortentwickelung in Raumerschem Sinne.

c. Geschichte der deutschen Zeichensetzung (Interpunktion).

c) Außer den Buchstaben benutzt die heutige entwickelte Schrift noch andere Mittel, um die Laute und den Ton des lebendigen Wortes dem Auge deutlich zu machen. Die Buchstaben eines Wortes werden eng aneinander gereiht, gewisse größere Teile eines Satzes von anderen durch Zeichen getrennt, die einzelnen Sätze unter einander geschieden, auch der Klangfärbung wegen Andeutungen gemacht. Die Notwendigkeit solcher Mittel ist in früheren Zeiten gar nicht empfunden worden, später hat der klügelnde Verstand sich sehr verschiedenartige Wege ersonnen, und auch heute unterscheidet sich die Schreibweise der einzelnen Völker darin. Die Geschichte der deutschen Zeichensetzung hat an die der alten Griechen und Römer anzuknüpfen. Von ihnen wurden die einzelnen Wörter noch nicht durch Zwischenräume getrennt. Ehe diese Sitte im 9. Jahrhundert nach Chr. durchdrang, pflegte man wohl Punkte an diese Stelle zu setzen. Daneben wurden auch öfter die Zeilen abgebrochen. Das Wort Interpunktion ist lateinisch, doch haben weder die Römer noch die Griechen im allgemeinen mehr gethan als Doppel- (:) oder auch Dreipunkte (⁝) an wichtigeren Abschnitten anzubringen. Nur die Gelehrten, wie es scheint, nahmen eine auf grammatikalische Gesetze sich stützende, von Aristophanes von Byzanz um 230 v. Chr. in Alexandria ausgesonnene Regelung an, nach welcher der einfache Punkt an den Kopf oder in die Mitte oder an den Fuß des letzten Buchstabens eines Wortes gesetzt wurde, etwa in der Bedeutung unseres Punktes (oben), Semikolons (Mitte) und Kommas (unten). Diese drei sogenannten Aristophanischen Punkte bildeten auch die Satzzeichen des frühen Mittelalters, Isidorus von Sevilla wendete darauf zuerst die Namen Periodus (oder Punktum), Kolon und Komma an. Eine allgemeine Verbesserung bahnte sich in Karls des Großen Zeit unter Alcuins und Paulus Diaconus’ Einfluß an. Der Zwang, für die damals aufkommenden kleinen Buchstaben besser passende Zeichen zu benutzen, bewirkte, daß Striche und Schlußpunkte, einzeln und in verschiedener Weise verbunden, § 3.

dazu Frage- und Anführungszeichen gebräuchlich, außerdem die Wörter besser auseinander gehalten wurden. Auch die Versuche, die wichtigen Silben durch Zeichen zu betonen, fallen in diese Zeit. Im 12. Jahrhundert traten dann die Zeichen für das Abbrechen mitten im Worte auf, doch war damals schon wieder größere Gleichgültigkeit eingerissen, und im 14. und 15. Jahrhunderte herrschte, wie in der Rechtschreibung, so auch in der Zeichensetzung arge Willkür. Die ersten Drucke stellen sich mit ihren Punkten und den Virgulis d. i. Strichen (oft hinter jedem Worte) ganz sonderbar dar. Das erste deutsche Buch, welches der Regellosigkeit Einhalt thun wollte, verfaßte 1462 der treffliche Aargauer Niklas von Wyle, der als Ratsschreiber und Kanzler in Franken und Schwaben, dazu als eifriger Übersetzer Gelegenheit hatte, die Verwirrung zu beobachten. Er empfiehlt die drei Zeichen / : ., dazu das Frage- und Einschlußzeichen, erwähnt das ; als des Periodus und verlangt vor allem strenge Unterscheidung dieser Zeichen. Aber weder er noch der weniger planmäßig vorgehende Steinhöwel (1473) konnten durchdringen. Auf ihnen fußte Kolroß in seinem Enchiridion 1529, der das Komma und Kolon (/ oder :) gleichstellte und den Periodus (= Punkt), dazu das Frage- und Einschlußzeichen in ihrer Verwendung behandelte.

Doch erst die Schrift des Italieners Aldus Manutius des Jüngeren, der darin seines Vaters und Großvaters Grundsätze vervollkommnete, orthographiae ratio 1561, hat wie für die lateinischen Neudrucke so mittelbar für die deutsche Schrift eine feste Ordnung geschaffen, wenn auch nicht früher als in der zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts die Nutzanwendung bei uns durchdrang. Aus dem Lateinischen der Gelehrten und der Schulen ist also eine wichtige Förderung gekommen, die sich in den Schriften der unter 3a genannten Orthographen des 16. und 17. Jahrhunderts verrät. Schottel und Bödiker sind auch hier die wichtigsten, der erstere nennt das Beystrichlein (/), das Strichpünktlein (;), den Doppel- und den einfachen Punkt (: und .), den Mittelstrich (— oder =), den Einschluß ( ) und das Teil-, Frage- und Verwunderungszeichen (= ? !). Bödiker giebt dem letzteren den Namen Ausruffungszeichen und fügt den Apostroph oder Hinterstrich dazu, sein Neuherausgeber Frisch ändert das lange Komma in das kurze (,). Die Schulbücher von Freyer, Gottsched und Adelung geben dem 18. Jahrhundert auch in der Zeichensetzung die Regeln. Der erstere fügt den Unterstrich und die (schon in der Zeit vor Alcuin hie und da vorkommenden) Anführungsstriche hinzu, von Gottsched aber wird zuerst die Verwendung des Kolon bei der direkten Rede im besonderen betont. Adelung hat jedoch vor ihnen beiden den Ruhm größerer Sicherheit und Deutlichkeit voraus, er wird allgemein als Begründer der heutigen deutschen Zeichensetzung angesehen. Den vor ihm zuerst bei Haynatz (1770) aufgeführten Gedankenstrich reiht auch er ein, und er scheidet sorgfältig die Satzteil- und die Tonzeichen.

Das Ergebnis der langwierigen Arbeit ist freilich auch heute noch

nicht völlig befriedigend. Zwar ist es heute leichter als zu Goethes und Schillers Zeit gemacht, eine gleichmäßige Art des Zeichensetzens zu erlernen, aber z. B. im Gebrauche des Semikolons oder Strichpunktes, des Kolons oder Doppelpunktes, auch des Kommas oder Beistriches herrscht doch noch große Verschiedenheit. Von den im Griechischen und Französischen eine so große Rolle spielenden Accenten sieht unsere Interpunktionslehre ganz ab. Für den Ausländer und für den Deutschen, der ausdrucksvoll vorzutragen lernen will, wären Zeichen für die verschiedene Klangfärbung wie für den größeren oder geringeren Nachdruck, welcher einzelnen Wörtern oder ganzen Satzteilen gebührt, für das Anschwellen und Abnehmen der Stimme innerhalb eines Satzganzen sicherlich nötiger als solche für die Haupt- und Nebensilben.

Anhang zu A, I, 3.

Über die heute geltenden Hauptregeln der Rechtschreibung und Zeichensetzung.

a) **Rechtschreibung.** Die Grundregel, mit der unsere Rechtschreibung steht und fällt, ist eine durchaus lautliche (phonetische), nicht geschichtliche (historische), nämlich: *Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm entsprechende Zeichen.* § 1.

Sie wird zuerst durch eine ihr untergeordnete zweite Regel im Sinne der geschichtlichen Sprachlehre beschränkt, nämlich: *Beachte auch die Abstammung der Wörter;* sodann durch eine nur zur Aushilfe dienende dritte, welche in anderen zweifelhaften Fällen Rücksichtnahme auf das Gewordene überhaupt, auf das Herkommen verlangt: *Auch der herrschende Schreibgebrauch der Zeit erfordert Beachtung.*

Mit den beiden Unterregeln wird den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung getragen, nämlich mit der ersten insbesondere dem Charakter unserer Sprache als einer alten Litteratursprache, mit der zweiten den Veränderungen, welchen alle lebenden Sprachen noch unterliegen, und zugleich dem Wunsche, Ähnlichklingendes ähnlich zu schreiben und Gleichklingendes der Deutlichkeit wegen zu trennen. Sie sind aber auch nötig, da die Bedeutung mancher Worte der Hauptregel (richtig, deutlich, entsprechend) durch den Umstand zweifelhaft wird, daß unsere Schriftsprache keineswegs vollkommen einheitlich ist, vielmehr grammatikalische Doppelformen von gleicher Verbreitung sich in ihr finden und die Aussprache mancher Laute in den einzelnen Landschaften verschieden klingt, endlich, wie schon öfter hervorgehoben ist (I, 3, b Anfang), dadurch daß die bei uns eingeführten Schriftzeichen und unsere Laute sich nicht hinreichend decken.

Trotzdem bleiben noch weitere Einzelfestsetzungen nötig in betreff der Anwendung der Haupt- und der 2 Unterregeln, und zwar zunächst § 2.

über die Bezeichnung gleicher und ähnlicher Laute durch verschiedene Buchstaben, ferner über die nun einmal eingeführten, der Verdeutlichung dienenden Hilfsmittel, um die Vokallänge und Vokalkürze anzugeben, endlich über die Benutzung großer Anfangsstaben. Neben diesen drei (oder auch vier) Hauptpunkten treten die anderen Vorschriften über die Schreibung der Fremdwörter, über die Silbentrennung, den Bindestrich und den Apostroph an Bedeutung weit zurück.

§ 3a. Unter den gleich oder ähnlich klingenden Vokalen sind ä und e diejenigen, welche am meisten Verwirrung veranlaßt haben. Der Grund liegt in der früher noch mannigfaltigeren Schreibung. Es gab ë (gebrochenes ältestes e), e (umgelautetes älteres a), beide kurz, dazu ê (langes) und ae (seit dem 11. Jahrhundert für den jüngeren Umlaut aus â). Von ihnen sind e und ä noch allein im Gebrauch, aber es steht, wie auch Wilmanns zugiebt, schlimm um ihre Sonderung.

Der Unterschied zwischen langem ä und langem e ist im allgemeinen in der Schrift so festzuhalten, wie er in der guten Aussprache hervortritt: zählen und nähren gegenüber heben und zehren, aber z. B. bei nehmen, stehlen u. s. w. verwischt sich schon der Unterschied. Weit schlimmer steht es um das kurze e und ä: fällen und bellen, färben und erben u. s. w., wo die Grundregel unserer Rechtschreibung uns völlig im Stiche läßt. Der immer noch ziemlich unsichere Ausweg wird von Wilmanns mit dem Satze angegeben: Bei schwankendem Sprachgebrauch werden wir e vorziehen, wenn innerhalb des Neuhochdeutschen ein verwandtes Wort mit a nicht vorhanden oder ohne historische Sprachkenntnis nicht zu vermuten ist. Aber recht oft ist e doch auch für ä gesetzt worden, wo ein Umlaut wirklich deutlich vorliegt (Eltern und alt, Menge und manch, Henne und Hahn, behende und Hand, Strenge und Strang, schellen und Schall, setzen und Satz, wenden und Wand u. s. f.). Anderseits hat das gebrochene ë Ersatz in ä gefunden, so in Bär, Käfer, Schwäher, Häher, rächen, spähen u. a., im Laut und in der Schreibung. Zu manchen Wörtern lagen sodann wohl früher verwandte mit a oder au nahe, jedoch heute erkennt man dies nicht, behält aber trotzdem diese Buchstaben, z. B. in Ähre, Thräne, Mähne, räuspern u. a. Hier hilft also nichts als das Einprägen der angenommenen Schreibweise. Ähnlich steht die Sache mit eu und äu, deren Laut gleich oder fast ganz gleich ist und von denen eu vorherrscht, während äu nur als Umlaut von au benutzt wird oder in solchen Fällen auftritt, wo die Verwandtschaft mit Wörtern, in denen au steht, ins Auge fällt, z. B. Fräulein, Bläue, Säufer. Nicht klar ist der Grund in: Dräuen, Knäuel, Räude, räuspern, Säule, sträuben. Auch bei diesen Buchstaben ist aber die immer mehr durchdringende Vereinfachung anzuerkennen. In ihnen stecken der alte Diphthong iu und die Umlaute von u und ou, später au. Die Schreibweise oi und ui ist fast ganz verschwunden, obgleich oi dem Laute auch von eu und äu am nächsten steht. Endlich ist in der Schreibung zwischen

ai und ei zu unterscheiden. Ihre geschichtliche Entwickelung geht weiter als bei anderen Doppellauten zurück, da ai schon im Gotischen und Althochdeutschen oft vorkommt. Dieses alte ai wurde im Mittelhochdeutschen zu ei. Da aber seit dem 12. Jahrhundert ein neues ei aus lang i zunächst in der steiermärkischen Mundart aufkam, so wurde das alte oft wieder ai (auch ay) geschrieben. Heute ist dieser Doppelbuchstabe nur erhalten zur Unterscheidung gleichlautender Wörter in: Saite, Waise, Waid, Rain, Laib, Laich, in Zusammenziehungen, wie Maid aus Maget, Hain aus Hagen und in einigen Lehnwörtern, als Bai, Hai, Kaiser, Laie, Mai, Mais und Maisch. Der Unterschied des ei und eu steht heute lautlich fest, früher weniger (gescheit, früher oft gescheut, was jetzt wohl noch oft gesprochen, aber nicht geschrieben wird, Heirat, früher Heurat, auch Reiter und Reuter). Ein Schwanken anderer Vokale in der Schrift (ebenso wie in der Aussprache) zeigen noch jetzt: lecken und löcken, ergetzen und ergötzen, nergeln und nörgeln, Blut-egel und -igel, Schmergel und Schmirgel, von den Wörtern mit ü und i: gültig und giltig, Hülfe und Hilfe, aber jetzt gleichmäßig: Findling, Kissen, Spritze, Sprichwort, wirken, andrerseits: flüstern, trügen. Andre haben ö für e im Laut und in der Schrift bekommen: zwölf, löschen, dörren, Hölle, Möwe, Geschöpf, Löffel.

Über die Konsonantenschreibweise bestimmt zuerst ein zweckmäßiges Gesetz, daß dieselben im Auslaute ebenso zu schreiben sind, wie sie im Inlaute desselben Wortes gehört und geschrieben werden. Es ist also zwar nicht dem Laute angemessen, wie die Hauptregel der Rechtschreibung verlangt, aber der ersten Unterregel entsprechend, wenn wir die auslautenden Konsonanten in Leid und Geleit, Kleid und Zeit, Kalb und Lump, Burg und Bank unterscheiden. Das erstreckt sich aber nicht auf Fälle, wo der Laut durch Veränderung der Umgebung so bedeutend sich ändert, wie bei: litt von leiden oder zog von ziehen, auch nicht auf die seit lange beliebte Verbindung cht am Ende von Hauptwörtern: Gewicht von wiegen, Schlacht von schlagen, auch mochte und brachte von mögen und bringen. Nach demselben Vorbilde steht cht in: thöricht, steinicht, Dickicht u, s. w., Predigt dagegen kommt von bredigât aus dem lateinischen praedicare. Tot und gescheit (in der bayrischen Orthographie gescheid, was in der preußischen und sächsischen auch erlaubt ist), müssen im Gegensatze zu Tod und zu Stadt, welches zum Unterschiede von Statt festgehalten wurde, eingeprägt werden, ebenso Schwert, Brot, Ernte, dagegen Beredsamkeit neben beredt. Ferner ist es Rücksicht auf die erste Unterregel, wenn beim Ausfalle eines „e" d und t am Ende zusammentreten, wo wir nur t sprechen: lädt, sandte, wandte, oder wenn aus demselben Grunde d oder t mit s zusammenstoßen, wo man z erwarten müßte: Landsknecht, Wirtshaus. Zu dem zuletzt angeführten Falle gehören Formen wie eilends, zusehends, auch vollends (dagegen unversehens und eigens). Nur aus der zweiten Unterregel, außer der Hauptregel, sind die Wörter mit eingeschobenem t: eigentlich, wissentlich u. a. zu erklären. § 3b.

Eine andere Art von Schwierigkeit veranlaßt die verschiedene Aussprache unseres g, die in vielen Gegenden sich der des j und ch (in anderen der des k) nähert. Darum wurde die bekannte Regelung der Endungen ig und lich nötig, in welche jetzt auch Wörter wie: billig, unzählig, adelig, fallen, die im Mittelhochdeutschen alle mit zwei l, also mit der ursprünglichen Stammsilbe lich (noch in g—leich) zusammengesetzt, erscheinen. „Allmählich" ist der ersten Unterregel entsprechend, da es gleich allgemächlich ist, „greulich" dagegen findet seinen Schutz nur in der zweiten. Die Hauptwörter auf ig und ich (Reisig und Kranich u. s. w.) erklären sich, da sie meist aus ganz verschiedenen Bildungen entstanden sind, ebenfalls zumeist nach der ersten. Dagegen zeigt die Endung rich kein Schwanken mehr: Wüterich, ebensowenig andrerseits wig: Hedwig. Schließlich ist nur aus alten volleren Formen verständlich die Schreibweise von: Und (mhd. unde), ob (obe), Abt (abbet), Erbse (areweiz), Herbst (herbest), hübsch (hövisch), Krebs (krëbez), Magd (maget), Vogt (voget). Vorgezogen wurde bei schwankender Schreibart p in Papst und Propst von papa und praepositus, ebenso d in seid und sind zum Unterschiede von seit und sint (in sintemal).

Ein zusammengesetzter Konsonant chs liegt in Wahrheit der gegenwärtigen Aussprache fern, er wird durchaus wie ks oder x gesprochen und ist in der Schrift nur des früheren Lautes wegen, also der 1. und 2. Unterregel angemessen, erhalten geblieben in: Achse, Dachs, Fuchs u. s. w. Diese Wörter müssen demnach im Gegensatz zu den regelmäßigen: Axt, Nixe, Hexe, Faxe und den Fremdwörtern mit x eingeprägt werden. Ein unterrichtendes Beispiel bieten die drei Zeitwortformen: wachst, wächst und weckst, deren erste (von wachen) die zwei Laute ch und s unverbunden neben einander zeigt, während die beiden anderen in der Aussprache gleich lauten, nach der Abstammung aber so verschieden geschrieben werden. Im übrigen ist also die Schreibung dieser Lautverbindung nach der ersten Unterregel geordnet: flugs von Flug, links von link, Häcksel von hacken, man merke auch: schluchzen gegenüber wachsen.

Einen Überfluß von Schriftzeichen besitzen wir für den einen Laut f, nämlich f, v und ph. Der Grund liegt darin, daß das Lateinische zwei Laute f und v hatte und andrerseits in der Schrift v für u benutzte. Darum kamen schon im 8. Jahrhundert für unseren einen Laut nebeneinander und ungeregelt f und v auf, nur wurde das letztere (des Verlesens wegen) nicht vor u, uo und iu benutzt. Diese letztere Rücksicht wirkt, ohne daß der Grund noch vorhanden ist, insofern fort, als auch heute v nicht vor u, ü, eu, außerdem nicht vor l und r, verwendet wird; die einzige Ausnahme ist Vließ. Im Anlaute ist heute vorherrschend f, v ist verdrängt z. B. in Fehde, fahl, Feste. Doch beläuft sich die Anzahl der zu lernenden Wörter mit anlautendem v auf nicht wenige, besonders mit den Vorsilben „ver" und „vor", auch vorn. Im Inlaute ist, außer in Fremdwörtern, v nur in Frevel, Pulver,

Havel zu merken. Ph kommt nur in Epheu und in fremden Wörtern vor, ist also verbannt in den Namen: Westfalen, Rudolf u. s. w. Für die Endung olf ist das gutdeutsche Wort Wolf die geschichtliche Unterlage. Aus der lateinischen Form Gustavus stammt auslautendes v in Gustav.

Die S=laute bieten heute dieselben Schwierigkeiten einerseits, wie g und ch, sie werden nämlich in den einzelnen Landschaften verschieden ausgesprochen, andrerseits wie f, v und ph, da wir einen Überfluß an Zeichen haben. In weiten Gebieten Deutschlands hört man nie ein weiches s, in anderen nur im Inlaute zwischen Vokalen, in noch anderen auch im Auslaute. Geschichtlich ist das scharfe s höchst wahrscheinlich zuerst allein vorhanden gewesen, aber sehr zeitig trat ein weiches daneben, das sich in r verändern konnte: Verlust, verlieren (mhd. verliesen). Außerdem wuchsen s und c oder ch in einen neuen Laut zusammen, der sich schließlich auch in den Verbindungen sl, sm, sn, sw und (wenn auch nicht in der Schrift) in sp und st einnistete, sobald diese im Anlaute standen. Aber auch im Inlaute ist er in manchen Fällen anerkannt: Kirsche (mhd. kirse), herrschen (hërsen), feilschen (feilsen), falsch (vals) u. a. Dazu war sehr früh ein neuer S=laut aus t entstanden, das bekanntlich von dem Niederdeutschen festgehalten wurde: Das (nd. dat), Wasser (wâter), Schweiß (swêt), und ebenfalls zeitig z aus t: Zehn (tein), Zeit (tid), Zähne (têne), schwarz (swart), sitzen (sitten).

Die neben und nach einander gebrauchten Lautzeichen sind nun: s, z, ʒ, für das letztere seit dem 13. Jahrhundert auch ss, ſs seit dem 14. Jahrhundert, z und endlich tz; s ist nur aus kalligraphischer Liebhaberei entstanden. Die heutige Rechtschreibung hält zunächst an dem Unterschiede eines weichen und harten S=lautes fest, unterscheidet ihn aber in der Schrift nicht im Anlaute, wo stets s (außer sch) steht. Dagegen wird im Auslaute von Stammsilben das weiche s geschrieben: s, das scharfe aber ß: Glas (wobei das weiche s im Inlaute bei Glases noch deutlicher hörbar ist), Schloß. Im Auslaute von Endsilben benutzt man stets s: Betrüb=nis. Im Inlaute wird weiches s mit s ausgedrückt. Diesen weichen Laut findet man aber nur zwischen Vokalen: weise, Geisel (= Bürge), lesen, oder nach, nicht vor Konsonanten (Gemse, Linse). Das scharfe inlautende s wird durch s, ß oder ss ersetzt, durch das erste, wenn ein Konsonant vorhergeht: Lotse, oder wenn ein zur Stammsilbe gehöriges p oder t folgt: Knospe, Liste, durch die zwei anderen, wenn Vokale vorhergehen, ohne daß ein solches p oder t nach dem s folgen. Der Unterschied ist nur, daß ß nach einem langen, ss nach einem kurzen Vokale steht, und hinter dem letzteren stets auch ein Vokal folgen muß: Geißel (= Peitsche), grüßte (wo das t nicht zur Stammsilbe gehört), dagegen: essen, Schlösser. Ein Zugeständnis an s ist die Bestimmung, daß es auch innerhalb eines Wortes, vor allem eines abgeleiteten oder zusammengesetzten, am Schlusse einer Silbe

stehen darf, wo es mehr hart als weich klingt: Weissagen, dasselbe, desselben, boshaft, aber auch Maske, Muskel. Nur dem Gebrauche des 17. Jahrhunderts folgt die Schreibweise daß (Bindewort) im Gegensatze zu: das (Geschlechts- und Fürwort).

Früheres ȝ ist, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, von s, ſ, ß und ſſ ersetzt worden. Daraus entstand eine der größten Schwierigkeiten unserer Rechtschreibung, die nur äußerlich, durch eine Art Machtspruch, hat gehoben werden können, weil der Laut selbst sich fast gar nicht unterscheidet, sondern nur in vielen Fällen der vorhergehende Vokal. Früheres z dagegen hat zwar auch öfter dem ſ und s Platz gemacht, aber nur, wo der Laut wirklich anders wurde: Ameise, Los (ameize, loz); in Hirsch (hirz) ist sogar eine Veränderung zu sch eingetreten. Sonst ist z an der Stelle des alten z geblieben, das in Kranz, wälzen, Wurzel vorliegt und sich immer weiter ausgebreitet hat, je mehr sich im Hochdeutschen an altes t ein s andrängte (zehn: Gotisch taihun, Althochdeutsch schon zëhan, während Altsächsisch tehan). Eine Schwierigkeit liegt heute bei z nicht vor, sobald man festhält, daß nach kurzem Vokal, wo es noch schärfer als sonst ausgesprochen wird, die Schreibung tz (trotz Wippel) für zz Gesetz geworden ist.

Ausdrücklich erwähnt sei zum Schlusse noch, daß die in dem Hannoverischen Regelbuche von 1855 (neben unserer jetzigen, darin auch gestatteten Unterscheidung des ß und ſſ) empfohlene historische Schreibweise: ß für altes ȝ, ſſ für altes ss heute in der Schule verboten ist, ebenso wie die von Heyse befürwortete Regel, nach kurzem Vokal auch für den Auslaut ſſ (später riet er ſs) statt ß zu verwenden.

§ 4a. Was die Mittel betrifft, die Vokalkürze in Stammsilben anzudeuten, so ist gegenwärtig die einfache Regel giltig: Verdoppele den auslautenden Konsonanten der Stammsilbe, jedoch nur, wenn diese nicht auf verschiedene Konsonanten endet. Dies gilt nicht nur für den Auslaut: Fall, sondern auch für den Inlaut: Fälle; dagegen: Falte. Es ist also bei jedem einzelnen Worte, wo Zweifel eintreten sollte, der Stamm festzustellen, z. B. bei Falte nicht etwa die erste Silbe einfach als solcher anzunehmen, sondern Falt, umgekehrt bei: fällt das t von dem Stamme als der Beugungslaut zu sondern. Die vollen Beugungs- und Ableitungssilben (etwa te in fällte) machen da keine Schwierigkeit, dagegen muß man von den heutigen kürzeren Beugungszeichen, wie t in fällt, sorgfältig dieselben oder auch andere Konsonanten fernhalten, durch welche ein Stamm weiter gebildet wird und welche bei Neubildungen als zum Stamme selbst gehörig angesehen werden. Man sieht dann aber ganz leicht den Unterschied von z. B. brennst, brannte und Brunst, Brand trotz des gemeinsamen Grundstammes, da die Laute st und d bei den zwei letzten Beispielen zur Neubildung verwendet sind, bei den zwei ersten zur Beugung. Bei Branntwein ist zu merken, daß die erste Silbe das Partizip enthält, bei Kenntnis und kenntlich, daß die Zusammensetzung auf dieselbe Weise geschehen, aber das aus a

zunächst folgende ä im Gebrauche, streng genommen fälschlich, zu e geworden ist, endlich bei Gesamtheit und gesamt, daß sie nicht von einem Partizip, sondern dem Umstandswort samt herkommen. Bei Doppelformen wie: Sammet und Samt, Taffet und Taft u. a. wird bei der Schreibung der zweiten keine Rücksicht auf die vollere erste genommen, ähnlich bei Wittib und Witwe, dagegen hält man bei Nachsilben, wie: nung, ner, cher fest, daß ursprünglich noch ein Vokal vorherging, und schreibt: Hoffnung, Kellner, Böttcher. Die Laute k und z werden nach kurzem Vokale nicht zweimal geschrieben, sondern ck und tz, nur in Fremdwörtern anders, wie: Marokko, Skizze. Über den doppelten S-laut ist im vorigen § gesprochen.

Nicht ausgedehnt wird die angegebene Regel über die Vokalkürze auf die unbetonten Silben er, ver, el u. a., auf schwach betonte einsilbige Wörter, wie: An, in, bin (dagegen auf: Dann, wann, denn und wenn nur wegen der Unterscheidung von: Den und wen und wegen der älteren Formen danne u. s. f.), nicht auf einige Zusammensetzungen, deren erster Teil nicht deutlich als selbständiger Stamm gefühlt wird, z. B.: Also, albern, Himbeere, Brombeere, Damwild, Walnuß, und auch nicht auf solche, wo drei gleiche Konsonanten zusammentreffen würden, wie bei: Mittag, Schiffahrt. Die letzte Ausnahme ist jedoch durchaus nicht streng durchgeführt: Betttuch u. a. Daß ch, x, sch und ß nicht verdoppelt werden, erklärt sich daraus, daß sie schon zusammengesetzte Zeichen sind.

Nach kurzem Vokale in Nachsilben wird, sobald diese unbetont sind, der Konsonant nie verdoppelt. Sobald ihnen aber noch eine Nachsilbe folgt und so ein Nebenton dazukommt, tritt die Verdoppelung ein, darum: Iltis — Iltisse, Königin — Königinnen; ausgenommen die selten vorkommenden Mehrzahlformen von: Eidam, Bräutigam und Pilgrim.

Weit schwieriger ist die Anwendung der drei Hilfsmittel, welche § 4b.
eine Vokallänge andeuten sollen. Sie werden durchaus nicht für alle die Fälle angewendet, wo ein langer einfacher Vokal steht, dazu sind die beiden wichtigsten Mittel: Verdoppelung des Vokals und Einfügung eines h nicht nach scharf von einander gesonderten Gesetzen durchgeführt. Im ganzen ist mehr und mehr das Streben erfolgreich geworden, sie zu beschränken, sowohl diese beiden wie das dritte, nämlich i durch angefügtes e als lang zu kennzeichnen. So wurde die gute Absicht, die sehr zahlreichen Wörter mit völlig gleichen Lauten, aber verschiedener Vokallänge in der Schrift zu unterscheiden, nicht gleichmäßig genug verwirklicht, wir stellen neben Wall Wahl, aber neben bitten bieten und neben bot Boot. Am allgemeinsten ist in früherer Zeit die Verdoppelung verwendet worden. Die ältesten althochdeutschen Handschriften bezeichnen zumeist mit ihr die Vokallänge, die Niederländer thun es noch heute. Bei uns ist sie auf die Laute a, e und o beschränkt worden, ja manche Sprachlehrer, wie Wippel, haben sie ganz verworfen. Die kleine Zahl

der noch heute mit Doppelvokal geschriebenen Wörter giebt das Regelbuch an (aa in 9, ee in 18, oo in 3), dazu kommen gewisse Eigennamen: Maas, Saale, Spree und Fremdwörter: Fee, Armee, Chaussee, Idee, Thee u. s. w. Der Gebrauch allein, der wohl auch hier öfter von dem Wunsche bestimmt wurde, Gleichlautendes zu unterscheiden (Heer, hehr, her, Herr), hat den Ausschlag gegeben. Wie beim Zusammentreffen von drei Konsonanten, so ist auch bei dem von drei e kein bindendes Gesetz wegen des Ausfalles des einen gegeben worden.

Dieselbe Unbestimmtheit ist geblieben für den Fall, daß an ie noch ein e tritt. Dagegen ist im ganzen heute kein Schwanken mehr über den Gebrauch, langes i durch ie auszudrücken, und nur im Niederdeutschen finden sich andere Vokale durch e verlängert, ohne daß es gesprochen wird: Itzehoe, Soest, Rae. Allerdings ist diese Verbindung von zwei an und für sich verschieden klingenden Lauten geschichtlich nicht oft bei den betreffenden Wörtern begründet, aber sie hat seit lange schon Platz gegriffen. Den Grund bot einerseits das Vorhandensein eines wirklichen alten Doppellautes ie, der im Oberdeutschen noch jetzt erhalten ist, in Mitteldeutschland aber bald verloren ging, z. B. in hielt, riet, vier u. s. w., andrerseits die in ganz Deutschland am Ende des Mittelalters eintretende Verlängerung des i (wie aller Vokale) in Stammsilben, wofür man in der Schrift wieder ie einsetzte. So giebt es heute zwei verschieden zu erklärende, aber unterschiedslos angewendete ie, während die meisten alten langen i in Laut und Schrift zu ei wurden. Ausgenommen von der Schreibweise ie sind die häufig unbetonten und mit kurzem Vokale gesprochenen Fürwörter mir, dir, wir, ausgenommen ferner die von „im" und „in" auch äußerlich zu scheidenden ihm, ihn, ihnen u. s. f., denen aber das andere Dehnungszeichen zuteil wurde, vielleicht um die Aussprache jen u. s. w. zu hindern, ausgenommen endlich im Anlaut Igel und Isegrim, im Inlaut Biber und in der Endsilbe Berlin, Schwerin, Pauline. Dazu treten einige wenige Fälle, wo gleichlautende Wörter zu unterscheiden waren: wider und wieder, Lid und Lied, Fiber und Fieber, Mine und Miene, Stil und Stiel. Bei den letzten drei haben, in ganz verständlicher Unterscheidung, die deutlicher als wirkliche Lehnwörter zu fühlenden das einfache i behalten, während man Fieber und Miene kaum mehr als Lehnwörter empfindet, gerade so wie: Brief, Priester, Spiegel. Die Formen gieb, giebt, giebst sind nur wegen der heutigen Aussprache neben den alten gib u. s. f. empfohlen, ebenso fing, ging und hing neben den entsprechenden alten mit ie. Die ursprünglich französischen Endungen ier, ieren werden von uns heute als deutsche behandelt, also überall mit e geschrieben, zumal da sie den Hauptton tragen, also nicht als unbedeutende Nebensilben behandelt werden dürfen: regieren, spazieren.

Die größten Schwierigkeiten findet der Versuch, das Dehnungs-h in der jetzt vorgeschriebenen Schreibweise zu erklären, wie auch der Lehrer beim Einprägen desselben die meiste Mühe anwenden und anstatt auf Gesetze oft nur auf die aufgezählten Wörter verweisen muß. Die Haupt-

regel unserer Rechtschreibung hat hier nur selten Anwendung, denn, während das anlautende h vor Vokalen noch deutlich gesprochen wird, ist es im Auslaute jetzt gar nicht mehr und im Inlaute selbst zwischen Vokalen nur bei ganz langsamem Sprechen zu hören: Ehe, Lohe, Truhe. Es ist dieses Verschwinden des Hauchlautes beim geläufigen Reden ein naturgemäßer, schon im Mittelhochdeutschen nachzuweisender Vorgang, er ist aber der erste Grund zu Verlegenheiten für die heutige Schrift geworden. Denn es giebt eine ziemliche Menge geschichtlich berechtigter Hauchlaute, die durch unsere erste Unterregel gehalten werden als Auslaute von Stammsilben, z. B. in drehen (Drechsler), fliehen (Flucht), Höhe (hoch), nahe (nach), geschehen (Geschichte), ziehen (Zucht), aber auch in Ähre, Dohle, Gemahl, Stahl u. a., wo nach dem h ein früheres e ausgefallen ist, wie bei Lehn und zehn für Lehen und zehen. Hoffart ist ein Beispiel, wie zwei h verschwinden können, denn es ist gleich Hochfahrt, der erste Hauch- oder schwache Gaumlaut wurde dem folgenden f gleichgemacht und der zweite ganz entfernt, weil die Aussprache kürzer wurde unter dem Einflusse des r. Dagegen sind auch manchmal Hauchlaute für andere weiche Laute im Neuhochdeutschen eingetreten, für j z. B. in: Krähen, nähen, blühen, mühen, Kühe, für w in Ehe, froh, roh, Ruhe, Stroh, u. a., für g in: Geweih, Reiher, Reihen (= Reigen). Alle Hauchlaute in solchen Wörtern müssen wir, obgleich sie in vielen ähnlichen Bildungen fehlen (schreien, streuen, Klaue u. a.), doch als geschichtlich nicht gut anfechtbar ansehen, sie sind aber nicht ursprünglich Dehnungszeichen. Das letztere sind sie am reinsten in Wörtern wie: ehe, stehen, gehen, wo die alte Sprache nirgend ein Zeichen dafür hat, sondern eine Silbenzerlegung aus ê, stên, gên eingetreten ist. Auch dies alte h lassen wir aber heute weg vor der Nachsilbe heit wegen des Zusammentreffens der zwei gleichen Zeichen: Hoheit trotz hoch. Mit dem lautlichen Verschwinden und dem schriftlichen Erhalten und Neueinführen des Hauchlautes am Ausgange von Stammsilben (um solche handelte es sich bisher allein) darf nun das massenhafte Einwandern des Dehnungs-h nicht verwechselt werden. Dies trat zuerst auf, als das h stumm und der Stammvokal lang wurde, so daß das erstere in Wörtern wie oben angegeben (Gemahl u. s. f.) wie eine Verzierung der langen Silbe erschien und bald als regelrechtes Kennzeichen einer solchen aufgefaßt wurde. In dieser Eigenschaft eroberte es sich Sitz, wenn auch nicht Stimme, in sehr vielen Stammsilben vor l, r, n und m, aber — leider müssen wir heute sagen — nicht in allen. Man kann also ebenso wohl die einen wie die anderen sich einprägen, mir ist zweifelhaft, was bequemer ist. Bei einigen ist die Absicht, Gleichlautendes zu unterscheiden, sichtbar: malen und mahlen, Ur und Uhr, bei anderen wäre sie aber wieder heute wenigstens ganz unnötig: Aal und Ahle, Senne und Sehne, bei sehr vielen sieht es fast aus, als habe man, wie nach kurzem Vokal der Konsonant verdoppelt wurde, so auch hier nur die Stammsilbe noch mit einem Zeichen mehr verschönern

wollen. Einzig und allein fest steht die Bestimmung, daß das Dehnungs-h sich nur in Stammsilben, und zwar oft vor jenen vier Lauten l, m, n und r einstellt. Ein anderes h muß aber, da es in den Regelbüchern an dieser Stelle behandelt wird, noch hier erklärt werden, nämlich das mit t verbundene. Dies hat streng genommen, da der im Urgermanischen dafür vorhandene Laut im Hochdeutschen fehlt, nach unserer orthographischen Hauptregel gar keinen Platz in unserem Abc, aber es ist in den althochdeutschen Denkmälern schon sehr beliebt im Anlaut, z. B. bei Otfrid und Tatian (Isidor hat dh), wo das Gotische das (dem Englischen th gleichzusprechende) þ hat, und in mitteldeutschen Schriften kommt es oft sowohl für d als t vor. Unsere älteren neuhochdeutschen Grammatiker haben sich viel unnütze Mühe mit der Feststellung von Regeln über th gegeben, die neue historische Schule jedoch ist auch nicht mit der völligen Verbannung des th in deutschen Wörtern durchgedrungen. Jetzt verlangen dasselbe nur die Wörter: Thal, Thon, Thor, Thran, Thräne, Thron, thun, That, Unterthan, Thür und Thüringen, also 11 Wörter mit anlautendem th vor einfachem, langem Vokale, sonst noch Eigennamen, wie Bertha, Günther, und Fremdwörter: Thee. Die Bestimmung des th als Anlaut vor einfachem langem Vokale trifft aber bloß die genannten Wörter, in denen der Gebrauch die Unsitte geheiligt hatte, also nicht andere, wie Tadel, Tag, Ton, Tod, die wir doch auch lang sprechen, oder gar andere mit einem in der Schrift kenntlichen langen Vokale: Teil, Tau, Teer, und es ist jetzt völlig ausgeschlossen im In- und Auslaut (außer in Zusammensetzungen mit jenen 11 und Eigennamen), in Silben mit kurzem Vokale und in den Endsilben tum und tüm: Pate, Not, Wirt, Turm, Eigentum, Ungetüm.

§ 5. Das Gesetz, welches die Anwendung großer Anfangsbuchstaben regelt, verlangt dieselben heute für das erste Wort eines Satzes (auch einer Verszeile und am Anfange der direkten Rede nach einem Kolon), sodann für alle Hauptwörter und andere als solche gebrauchte Wortarten, ferner für die Fürwörter, welche in Briefen sich auf die angeredete Person beziehen, weiter für Eigenschafts-, Für- und Ordnungszahlwörter, wenn diese mit einem Hauptworte zu einem Begriffe verschmelzen, also in Beinamen (Friedrich der Große oder der Zweite), wenn sie nämlich nachfolgen, und in Titeln, wenn sie vorangestellt sind (Kaiserliches Postamt, auch Vereinigte Staaten), endlich für die von Personennamen abgeleiteten Eigenschaftswörter, wenn sie keine allgemeine Bedeutung angenommen haben (die Lutherische Reichstagsrede, aber die lutherischen Geistlichen), und die aus geographischen Namen abgeleiteten unveränderlichen Eigenschaftswörter auf -er, welche ursprünglich Mehrzahlgenitive von Hauptwörtern sind (Kölner Dom, Pfälzer Wein, Harzer Kanarienvogel). Die Absicht dieser Festsetzungen geht offenbar dahin, hervorragende Wörter, sei es, daß sie äußerlich durch ihre Stellung am Satzanfange, oder daß sie durch ihren inneren Wert als Haupt- oder Anredefürwörter hervorragen, ferner auch mit

diesen zu einem Begriffe oder Namen verschmelzende Wörter auszuzeichnen. Aber schon die zwei oben zuletzt angeführten Punkte führen zu Verlegenheiten. Wird z. B. bei der Verbindung „Lutherische Bibelübersetzung“ nur an den Übersetzer gedacht, so muß das erste Wort groß, wird an die Anhänger Luthers, die Leser, gedacht, so muß es klein geschrieben werden wie bei „lutherische Geistliche“. Soll wirklich „die kölnischen Bahnhöfe“ klein, die „Hamburger“ aber groß geschrieben werden? Also neben einander in Berlin der Lehrter und der schlesische, in Dresden der Leipziger und der böhmische? Der Pfälzer Wein groß, der pfälzische aber klein? Der einzige Ausweg scheint häufig nur darin zu bestehen, daß man die Begriffe „Titel“, „Beiname“ weiter faßt und, aus der Not eine Tugend machend, alle von Eigennamen abgeleiteten Eigenschaftswörter nur nach einer Regel behandelt. Das eingeführte Regelbuch verbietet aber ausdrücklich, die von Orts- und Volksnamen abgeleiteten Eigenschaftswörter (außer die auf -er) groß zu schreiben.

Noch mehr jedoch als in diesen Punkten wird der außerhalb der Schule sich frei bewegende Gebrauch in einer anderen Frage, je nachdem man es auffaßt, helfend oder störend eingreifen, nämlich in betreff der Fälle, wo ursprüngliche Hauptwörter klein zu schreiben sind. Ganz klar und zweckmäßig ist dies Gebot für alle zu Verhältnis-, Binde- und unbestimmten Zahlwörtern herabgesunkenen Hauptwörter (kraft, dank, falls, ein bißchen). Wo die letzteren aber in der Form eines Genetivs oder Akkusativs zu Umstandswörtern geworden sind, giebt zumeist nur das fehlende oder vorhandene Geschlechtswort den Ausschlag, ob man in dem Worte ein Umstands- oder ein Hauptwort zu sehen hat, also: abends und des Abends (auch feiertags und des Feiertags, frühjahrs und des Frühjahrs?). Doch wird auch hier eine Ausnahme genannt, die Wochentage, die als Eigennamen behandelt, also: Sonntags, Montags geschrieben werden sollen. Bei manchen Akkusativen, die nicht erwähnt sind, rät Wilmanns ebensolche Schreibweise: Anfang, Mitte, Ende Mai oder Monats. Ein Gebot der Folgerichtigkeit ist es sicher, zu verbinden: morgen mittag, heute abend, gestern abend. Noch verwickelter wird die Sache, wenn Hauptwörter mit vorhergehenden Verhältnis- oder mit folgenden Zeitwörtern in eine begriffliche Einheit zusammenschmelzen. Der einfachste Ausweg wäre, sie dann in einem Wort zu verbinden, wenn nur dadurch nicht wahre Ungeheuer von Wortbildung entständen, wie: zuhanden, amende, voraugen sein, inanspruchnehmen. Dem muß also im allgemeinen ausgewichen werden, obgleich nach dem Regelbuch z. B. überhandnehmen vorgeschrieben ist. Hier kann wieder einmal nur das Geständnis helfen: Aus der Sache selbst ist keine feste Grenze zu gewinnen, und, da in diesem Buche keine neuen Regeln gegeben, die vorgeschriebenen Schreibweisen auch nicht bekämpft werden sollen, ist allein der Rat möglich, alle in den Regeln und dem Wörterverzeichnisse angeführten Beispiele sich einzuprägen, die vielen andern fehlenden aber nach dem ähn-

lichsten darin vorhandenen zu behandeln. Sobald ein Bei- zu dem Hauptwort tritt, ist das letztere groß zu schreiben: ein Leid thun neben leid thun, und wo ein abgekürztes Geschlechtswort an dem Verhältniswort hängt, wie bei: im, ist das Zusammenschreiben desselben wenigstens mit dem Hauptworte öfter geraten; imstande sein, doch: im Begriffe sein, zur Seite treten, ebenso wie: zu Hilfe, zu Gesichte kommen neben: zu nutze, zu leide, zu liebe, zu gute, zu eigen sein. Beim Zusammentreffen eines einfachen Akkusativs mit einem Zeitworte ist die Neigung, auch in der Schrift zu verbinden, bei beliebten Redewendungen wohl natürlich, wenn der Akkusativ vorangeht: teilnehmen, achtgeben, aber: er nahm teil, und der kleine Anfangsbuchstabe, auch bei getrennter Schrift, ist meist geboten: leid, not, recht, weh thun, feind, schuld, angst, wohl, schade, gram, willens sein. Man nimmt beim Kleinschreiben und beim Zusammenschreiben an, daß die Hauptwörter nicht mehr als solche gefühlt werden. Dieses unsichere Gefühl ist also neben dem ebenso schwankenden allgemeinen Gebrauch zum obersten Richter gesetzt.

Im Unterschiede von der eben besprochenen Unbestimmtheit ist die gründliche Regelung der Schreibung der Eigenschafts-, Zahl- und Fürwörter dankbar anzuerkennen. Freilich ist die Grenzlinie zwischen diesen Wörtern, wenn sie in ihrer eigentlichen Bedeutung, oder wenn sie als Hauptwörter gebraucht werden, doch auch nicht überall sofort deutlich. Wenn man aber die Fälle schärfer auseinander hält, wo ein solches wirklich zum Hauptwort erhoben, und wo es nur für ein Hauptwort gesetzt wird, dann ist die Sache klar, z. B. in Sätzen wie: Das Eine bitte ich mir aus, von den Kindern geht das eine jetzt nach Hause, alle anderen bleiben hier. Sobald die Beziehung auf ein vorhergehendes oder ein folgendes Hauptwort klar ist, tritt nur der kleine Buchstabe auf, ebenso in allen gewöhnlichen Redensarten, also: zum besten haben, im trüben fischen, im klaren sein, ins reine bringen (aber ins Reine schreiben), den kürzeren ziehen, alle neun schieben, mit sechsen fahren, auf allen vieren kriechen, zu zweien gehen. Ob das Geschlechtswort oder ein ähnliches Bestimmungswort vorangeht, ist also hier durchaus ohne Bedeutung, man schreibt: ein einzelner, jeder einzelne, alle übrigen. Nur nach den Wörtern etwas, viel, nichts, genug, alles u. a. sollen die Eigenschaftswörter groß werden, wenn sie im sächlichen Geschlecht folgen: Alles Gute kommt von oben. Die ursprünglichen Hauptwörter jemand, niemand, man haben ihren alten Rang verloren, ebenso werden nicht als Hauptwörter gefühlt Verbindungen der Art wie: groß und klein, reich und arm, und andere wie: im folgenden, im allgemeinen, des näheren, des breiteren. Ein Auskunftsmittel, sobald ein Eigenschaftswort, sei es mit einem Beiworte oder alleinstehend, wirklich Schwierigkeiten macht, ist oft dadurch gegeben, daß man sich fragt, ob es wohl durch eine reine Umstandswortform ersetzt werden kann: es ist das klügste (= am klügsten).

§ 6. Das erste Gesetz in einer deutschen Sprachlehre in betreff der Fremdwörter dürfte wohl heißen: Vermeide sie soviel wie möglich!

Mußt du aber eins anführen, so schreibe es als fremden Eindringling auch in der fremden Schreibweise. Aber selbst wenn man die eigentlichen Fremdwörter völlig verbieten und nur die Lehnwörter in unserer Schrift zulassen wollte, würde noch eine Regelung nötig sein. Gesetzt daß man die letzteren als völlig eingebürgert von den ersteren in jedem Falle unterscheiden könnte, so gilt doch noch nicht bei allen Lehnwörtern die gemeindeutsche Schreibung, sie muß erst erzielt werden. Solche Buchstabenverbindungen, welche unserer Sprache und unseren Aussprachegesetzen widersprechen, geben allerdings ein Kennzeichen für wirkliche Fremdwörter ab: Corps. Solche Veränderungen an ursprünglichen Fremdlingen, welche sie unseren Wörtern ähnlich oder gleich gemacht haben, verraten dagegen die Lehnwörter: Punkt von punctum. Aber wir haben schon in unserer Schrift in den großen und kleinen Buchstaben: C, J, Ph, Qu, Th, X, Y geradezu Verstecke für fremde Laute, welche natürlich von den Lehnwörtern mit Vorliebe aufgesucht worden sind.

Ob nicht aus der sich hoffentlich immer mehr verbreitenden Neigung, die unzähligen Fremdwörter durch deutsche zu ersetzen, sich auch eine noch schärfere Trennung der Lehn- und Fremdwörter ergeben und für die ersten die allgemeine deutsche Rechtschreibung eingeführt wird, ist eine Frage der Zukunft. Die in dem Regelbuche und dem Wörterverzeichnis enthaltenen Beispiele und Ratschläge würden, sollten sie in den Schulen alle eingeprägt werden, geradezu dem Sprachgefühle Abbruch thun, da man dann gegen 1500 Fremdwörter einlernen und erklären müßte. Da diese Absicht natürlich nicht zu vermuten ist, begnügt sich der Lehrer am besten mit einigen wenigen Regeln, welche den Zweck verfolgen, gewisse fremde Laute und Lautverbindungen der deutschen Schreibweise möglichst anzunähern. Falsch kann es aber nach gesundem Menschenverstande nie sein, ein fremdes Wort als ein solches zu behandeln und fremd zu schreiben, wenn man einmal den Vorwurf auf sich laden will, das Fremde dem Einheimischen vorzuziehen. So ist k zu schreiben, und nicht c, in den Endungen ik und kel, in der Lautverbindung kt und in den Vorsilben Ko-, Kol-, Kom-, Kon- und Kor-, ferner z für c in den Endungen anz, enz, ez, iz u. s. w., weiter in der Endung zieren und ze und zi für ce und ti (vor unbetontem e, wie: Grazie), dagegen t für unsern Laut z in den Verbindungen tia, tio und tie (bei betontem e: Patient). Im übrigen verweist man heute am besten neben dem Regelbuche besonders auf die Verdeutschungswörterbücher von Dunger, Sarrazin, Sanders u. a.

Unsere **Silbenbrechung** ist durch den Hauptsatz geregelt: Trenne ab nach Sprechsilben. Dazu treten als Hilfssätze: 1. Zusammengesetzte Wörter zerlege in ihre Bestandteile (deshalb: her-aus, vor-über, war-um u. s. f.), also trenne auch Vor- von Stammsilben (darum: ich er-blich gegenüber dem Eigenschaftswort erb-lich) und schreibe dann auslautende Konsonanten auf die erste Zeile (zürn-ten). 2. Von mehreren inlautenden Konsonanten ist der letzte abzuscheiden (zür-nen, Verwan-dte), und auch **ß, ng, nk, sp, pf, st** und **ck** zu trennen, das letztere in **k—k**, dagegen

werden nach einem anderen Konsonanten pf und st nicht getrennt (selb-stisch). 3. Ein einzelner Konsonant wird im Inlaute (ausgenommen in Fall 1) auf die zweite Zeile gesetzt und auch ch, sch, ph, th, x, z, dt als einzelner angesehen, das letztere natürlich nur, wenn es zusammengehört, wie in: Stä=dte, dagegen: ich sand=te. Gebrauch ist es endlich, ein vor der Nachsilbe heit ausgefallenes h bei der Silbentrennung wieder einzusetzen: Roh=heit, und bei sonstiger Häufung gleicher Buchstaben in diesem Falle alle zu schreiben: Dritt=teil, See=en.

Der Bindestrich und der Apostroph oder das Häkchen sollen, wie schon J. Grimm riet, möglichst vermieden werden, das letztere schon deshalb, weil die Schrift, wenn sie alle ausgefallenen Vokale andeuten wollte, „nichts zu thun hätte als zu häkeln". Vorgeschrieben ist der erstere (= oder -), wenn bei Verbindung mehrerer zusammengesetzter Wörter ein denselben gemeinsamer Bestandteil nur einmal gesetzt wird (Juden= und Christentum), wenn Eigennamen oder von solchen abgeleitete Eigenschaftswörter zusammengesetzt werden (Jung=Stilling, der deutsch=französische Krieg) und bei unübersichtlichen oder undeutlichen Zusammensetzungen (A=dur). Das Häkchen soll geschrieben werden bei Auslassung von Buchstaben, die gewöhnlich geschrieben werden, z. B. er ist's, und um den Genetiv bei solchen Eigennamen, welche ihn nicht auf s bilden, anzudeuten: Voß' Louise (dagegen nicht bei: Schillers Gedichte, und bei allen Verhältniswörtern, mit denen ein von ihnen regiertes Geschlechtswort verschmolzen ist: aufs, unterm, überm).

b) **Zeichensetzung.** Der Bindestrich und das Auslassungshäkchen sind unter a allein aus dem Grunde besprochen worden, weil die Regelbücher für die Rechtschreibung sie da mit behandeln, doch gehören sie im Grunde nicht unter die Buchstaben, sondern unter die Zeichen. Die Lehre von der Zeichensetzung ist bis jetzt nicht von den deutschen Regierungen, sondern allein von dem Gebrauche und von den Sprachlehrern geregelt worden. Da sie nur den Zweck verfolgen soll, die in der Schrift festgehaltenen Gedanken in dem verschiedenen Werte und besonders in dem gegenseitigen Zusammenhange der einzelnen Satzteile und der Sätze noch deutlicher und übersichtlicher zu machen, so wird die Richtschnur außer durch das Vorbild der mündlichen Rede, welche ja nicht nur in der Klangfärbung vielfach wechselt, sondern auch Ruhepunkte von größerer und geringerer Länge macht, durch eine möglichst einfache und verständliche Einteilung der Satzglieder und der Sätze gegeben sein.

Ein Zuviel schadet aber hier ebenso wie ein Zuwenig, und der Gebrauch hat sich in Deutschland immer mehr zu einer sparsamen Verwendung solcher Zeichen geneigt. So benutzen wir heute gar keine Lautzeichen, d. h. solche, welche die Aussprache einzelner Laute andeuten, während andere Völker die geschlossenen und offenen, die kurzen und gedehnten Vokale in der Schrift unterscheiden, auch keine Tonzeichen, weder sogenannte Accente für den größeren oder geringeren

Druck, der auf einer Silbe liegt, noch Tondauerzeichen, welche die Länge oder Kürze der Silben angeben, noch Trennungspunkte, durch welche zwei auf einander folgende Vokale als getrennt zu sprechen angedeutet werden. Alle diese Mittel können nur in Fremdwörtern oder zu ganz bestimmten Schulzwecken, nicht in der gewöhnlichen Schrift Verwendung finden. Diese behilft sich, um einen auf ein Wort fallenden Nachdruck äußerlich wiederzugeben, mit Unterstreichen oder gesperrtem Druck, benutzt dies Mittel aber, außer in Schulbüchern, sehr selten. Wortzeichen, welche ein unvollständig geschriebenes Wort oder eine verschieden auszulegende Wortform zu erklären berufen sind, sind der schon besprochene Bindestrich und das Häkchen, außerdem der in sorgfältiger Schrift auch nur selten vorkommende Abkürzungspunkt. So kommen bei uns im Grunde nur die eigentlichen Satzzeichen in Frage. Für die drei wichtigsten gelten, kurz gefaßt, die Regeln: Abgeschlossene Sätze trennt der Punkt, einander gleichgeordnete Wörter und Wortverbindungen derselben Art, sobald sie nicht durch „und" oder durch „oder" oder „wie" verbunden sind, sodann untergeordnete und Hauptsätze, ferner untergeordnete unter einander und Hauptsätze unter einander das Komma oder der Beistrich, beigeordnete Sätze von größerem Umfange, die durch einen wichtigeren Einschnitt in der Rede getrennt und dabei vollständig sind, von denen ferner wenigstens der eine mehrteilig ist, die aber erst, sobald sie in einem Satzganzen verbunden sind, einen in sich abgeschlossenen Gedanken wiedergeben, das Semikolon oder der Strichpunkt. Das letztere ist von dem Gebrauche weniger genau umschränkt, da seine Mittelstellung dies erschwert, es ist eigentlich nirgend unbedingt nötig, sondern meist durch den Punkt ersetzbar, in seltenen Fällen auch wohl durch das Komma. Die Vorliebe dafür deutet (trotz David Strauß' Verteidigung desselben) in der Regel auf unklares Denken und unschönen Satzbau, jedenfalls ist vor seinem Mißbrauch (an Stelle des Punktes) nachdrücklich zu warnen. Am besten wäre es zwischen beigeordneten Nebensätzen ganz zu verbieten, ebenso vor „denn", da es hier zu oft sogar für das Komma eintritt. Zusammengezogene Sätze mit den Bindewörtern: und, oder, wie werden als einfache Sätze behandelt, ebenso mehrere Nebensätze, die von einem und demselben Bindeworte eingeleitet werden. Als brauchbare Einzelbestimmungen sind ferner zu merken: 1. Nachgestellte Umkleidungen von Hauptwörtern sind durch Kommata einzurahmen (Ein Edelknecht, sanft und keck,), ausgenommen, wenn sie nur aus einem Hauptwort oder einem anderen dafür gebrauchten Worte mit dem bestimmten Geschlechtswort bestehen: Karl der Große, aber Karl, der König der Franken. 2. Vornamen einer Person werden nicht durch Zeichen getrennt. 3. Eingeschaltete Sätze werden durch vorangehendes und folgendes Komma angedeutet (z. B. wenn „sagte er" in die direkte Rede eingeschoben wird). 4. Abgekürzte Absichtssätze mit: zu, um zu, ohne zu und abgekürzte Bedingungssätze werden ebenso behandelt, ebenso längere andere Infinitivsätze mit

„zu". 5. Abgekürzte Partizipialsätze und sogenannte absolute Akkusative müssen, wenn hinter dem Subjekte oder dem Prädikate stehend, durch Kommata eingezäunt werden. Sie können es, sobald sie voranstehen und durch eine oder mehrere Umkleidungen umfangreicher geworden sind. Bei dem sogenannten absoluten Genetiv ist es nicht nötig. 6. Die Forderung eines Komma vor: und, wie, oder ist nur auf den Fall zu beschränken, daß ein vollständiger Satz folgt, bei Nebensätzen, wenn das Bindewort wiederholt oder geändert wird. Die vielfach empfohlene Weglassung des Komma zwischen Doppelbindewörtern wie: sowohl— als auch, einerseits—anderseits ist nicht recht zweckdienlich, da in der mündlichen Rede fast regelmäßig an dieser Stelle eine Pause eintritt. Bei umfangreicheren Wortverbindungen, die dadurch an einander gereiht werden, ist das Komma sicher am Platze, weniger bei kurzen Verbindungen. Der Doppelpunkt oder das Kolon hat die Absicht, nachdrücklich auf das Folgende hinzuweisen, er wird deshalb verwendet vor Anführung einer direkten Rede, auch vor Aufzählungen und Erklärungen eines vorhergehenden Begriffes, darum nach: z. B., also, wie und anderen Wörtern der Art, doch nur in diesem Falle, endlich in einem umfangreicheren Satzgefüge vor dem Hauptsatze, wenn dieser auf einen besonders großen, die Erwartung spannenden, oder auf mehrere Vordersätze der Art folgt. Wegen der Klarheit des Eindrucks, welchen dieses Satzzeichen hervorruft, verdient es jedenfalls öfter Verwendung als z. B. das Semikolon. Das Fragezeichen tritt hinter die direkte Frage und hinter ein einzelnes im Zusammenhange eines anderen Satzes angeführtes Fragewort; es verdrängt, wenn die direkte Frage einen Satz schließt, den Punkt. Ebendasselbe thut das Ausrufezeichen, welches hinter Wunsch- und Befehlssätzen stehen muß, aber auch hinter anderen Sätzen, die eine lebhaftere Gemütsbewegung wiedergeben, hinter Anrufen und Anreden und sogar hinter einzelnen Ausrufewörtern gebraucht werden kann, falls eine Pause in der mündlichen Rede angedeutet werden soll. Der Gedankenstrich hat am meisten Berechtigung, wenn eine ganz unerwartete Gedankenwendung vorbereitet werden soll oder ein Satz unerwartet nicht vollendet wird; er findet aber auch Verwendung vor und nach eingeschobenen Sätzen, wo das Komma meist genügt. Die Anführungsstriche oder Gänsefüßchen umrahmen wörtlich angeführte Reden oder Schriftstellen und einzelne Worte, die dadurch als besprochen oder als Benennung hervorgehoben werden. Die Klammer umschließt beiläufige erklärende Bemerkungen und Wörter. Die meist wissenschaftlichen Zwecken dienenden Abkürzungszeichen sind leicht verständlich.

II. Zur Sprachlehre.

Da jede Sprache etwas geschichtlich Gewordenes und immerfort noch Veränderliches ist, so wäre es verkehrt, in einer Sprachlehre nur eine gewisse Summe von feststehenden Regeln zu sehen. Sobald mehr als ein oberflächliches Verstehen und ein äußeres handwerksmäßiges Benutzen einer Sprache zum Zwecke der Verständigung mit den Mitmenschen erzielt werden soll, ist nicht bloß das Einlernen der wichtigsten Bestandteile des meist sehr künstlich erscheinenden Ganzen und der Hauptgesetze, welche darin Ordnung zu halten berufen sind, von nöten. Vielmehr gehört dazu, daß ebenso die lebendige Rede wie die Schriftsprache in ihrem gegenwärtigen Wesen verständlich gemacht, also außer der höheren auch die sogenannte niedere Sprache berücksichtigt und beide in ihrer geschichtlichen Bewegung vorgeführt werden. Über den Umfang, in welchem die veralteten und die neben der edleren oder gewählten Sprache hergehenden Formen der Volkssprache behandelt werden sollen, muß der Zweck des Buches entscheiden. Hier können sie natürlich nur bei Erklärungen zu Rate gezogen werden, sie sind also nicht Selbstzweck.

Die deutsche Sprachlehre hat sich wie jede andere zuerst mit den einzelnen Lauten und deren Aussprache, sodann mit der Wortbildung und den Wortarten, zuletzt mit den Sätzen zu beschäftigen. Die Verteilung des Tones auf die Laute, Silben, Wörter und auf ganze Satzabschnitte wird am einfachsten zusammenhängend mit der Aussprache der Laute klar gemacht.

1. Von den Lauten und der Aussprache.

Entstehung und Einteilung. Von den undeutlichen, den Sprachwerkzeugen entströmenden Geräuschen, wie sie der Mensch unter dem Eindrucke einer starken Gemütserregung hören läßt, die also nur selten von dem Willen beherrscht werden, unterscheiden sich die verschiedenen Laute, welche, ein jeder in genau derselben Gestalt wiederkehrend und alle unter einander verschieden, als die einfachsten Sprachbestandteile anzusehen sind. Der Grundstoff aller Laute ist ein Luftstrom, der infolge Zusammenziehens des Brustkorbes aus der Lunge durch die Stimmritze des Kehlkopfes hervordringt. Ehe dieser die uns umgebende Luft erreicht hat, wird er dadurch zum Tönen gebracht, daß die an der Ritze befindlichen unteren Stimmbänder sich spannen und schwingen. Die zunehmende Spannung der Stimmbänder ebenso wie die zunehmende Stärke des Luftstromes erhöhen die Stimme, das Gegenteil bringt Flüstertöne hervor. Strömt die Ausatmungsluft durch eine weit offene Stimmritze, ohne daß die biegsamen Stimmbänder dabei in Schwingungen versetzt werden, und weiter durch eine offene und gleichmäßig weite Mundhöhle, § 1.

so entsteht der tonlose Hauch, den wir h nennen. Alle anderen Laute verlangen eine enger gestellte Stimmritze, man unterscheidet sie seit alter Zeit in Vokale und Konsonanten.

Die Vokale, auch Selbstlauter, besser reine Stimmlaute genannt, lassen den im Kehlkopfe gebildeten Stimmton ohne Hemmung durch den Mundraum gehen, weder eine auffallende Enge noch ein vollständiger Verschluß muß durch sie überwunden werden. Die Konsonanten, auch Mitlauter, besser Geräuschlaute genannt, beeinflussen durch ein solches Hindernis den Luftstrom und zerfallen zunächst in stimmhafte oder vom Stimmton begleitete und in stimmlose, je nachdem die Schwingungen der Stimmbänder merkbar sind oder nicht. Wie die Lautiermethode und der Taubstummenunterricht deutlich beweisen, erhalten nämlich die Konsonanten nicht etwa erst durch die Nachbarvokale einen Laut, sondern haben an sich schon einen. Je nachdem nun die aus der Rachenhöhle in die Nase führenden hinteren Nasenöffnungen beim Sprechen auch geöffnet oder durch das Gaumensegel geschlossen werden, unterscheidet man gewöhnlich beide, Vokale wie Konsonanten, in nasale und in reine. Die Nasenlaute müssen aber durchaus nicht etwa aus den vorderen Nasenlöchern den Ausweg finden, sondern sie können den Luftstrom auch nur in der Nasenhöhle mitschwingen lassen.

§ 2. Eine Silbe ist die kleinste Lauteinheit, entweder ein einzelner Vokal oder eine Lautverbindung mit einem Vokal, welche von einem und demselben Hauche getragen wird. Die Silben sind offen, wenn sie auf einen Vokal, und geschlossen, wenn sie auf einen Konsonanten ausgehen. Ein Wort ist eine ein- oder mehrsilbige Lautverbindung von selbständiger Bedeutung, der lautliche Ausdruck eines Begriffes oder einer fertigen Vorstellung. Vokalfülle giebt den Wörtern einer Sprache eine gewisse Weichheit, Konsonantenfülle eine gewisse Rauheit. Auf der richtigen Mischung beider beruht der Wohllaut einer Sprache.

1 *a*. Von den Vokalen.

§ 3. Die lautliche Entstehung der verschiedenen Vokale der deutschen Sprache, sowohl der einfachen: a, e, i, o, u, als der Doppellauter oder Diphthonge: au, äu, eu, ei, ai, oi, ui und der Umlaute: ä, ö, ü, y (heute fast nur in griechischen Lehnwörtern geschrieben und gleich ü gesprochen) wird durch die verschiedengestellte Mundhöhle bedingt, da sowohl zwischen Zunge und Gaumen als zwischen Ober- und Unterlippe der Laut eine Öffnung zu durchschreiten hat. Die Lippenöffnung wird durch das Herabziehen des Unterkiefers, die des hinteren Mundkanals durch das Herabdrücken der Zunge bewirkt. Setzt man die Weite der ersteren bei u gleich 1, so ist die bei o 2, bei i 3, bei e 4 und bei a 5, dagegen ist die der letzteren bei i 1, bei e 2, bei a 3, bei o 4 und bei u 5. Freilich gilt diese Stufenfolge nur für die verschiedenen Vokale, wenn sie in gleicher Tonstärke und in der reinsten Aussprache auftreten.

Das sogenannte stumme e z. B. kommt durch noch engere Öffnungen als i, die Lippenöffnung ist bei a verschieden groß, nur darf sie nicht rund werden wie bei o, das sich von u durch das größere Mundloch unterscheidet. Die größte Lippenöffnung hat aber sicher das reine a, die größte hintere Kanalöffnung u, das letztere dagegen die kleinste Lippen- und Rundöffnung, i die kleinste Längen- und Kanalöffnung, so daß sich beide gewissen Konsonanten sehr nähern, nämlich u dem w und i dem j. Bei u wird die Zunge nach hinten, bei i nach vorn gezogen, so daß der Laut dort an den hinteren, hier an den vorderen Gaumen gedrängt wird. Bei a bleibt die Zunge am gleichmäßigsten. Man nannte diese drei früher gewöhnlich die Grund- oder Urvokale und ließ e in der Mitte zwischen a und i, o aber in der Mitte zwischen a und u stehen, was äußerlich mit dem Zurückziehen der Zunge bei o (ähnlich wie bei u) und deren Vordrängen bei e (ähnlich i) stimmt. Als ältester Vokal wurde auch wohl noch a vor allen herausgehoben, doch hat man diese Unterscheidungen fallen lassen. Neben den 5 kurzen einfachen Vokalen erscheinen nun noch 5 lange, die jenen gleich geschrieben, aber hie und da nicht nur nach der Dauer verschieden von ihnen ausgesprochen werden, sondern wie z. B. a in Vater und Gevatter auch lautlich nicht gleich sind. Sie stellen oft nicht einfache Verlängerungen der kurzen dar, sondern entstehen nicht selten durch Zusammenziehung von zwei verschiedenen, so wenn wir „Stahl“ für stahel (mhd.) sagen und „hielt“ nur mit langem i sprechen, wo früher wirklich i und e (noch früher ia und io) gehört wurden. Während im Französischen die scharfen und kurzen Vokale, vor allem ă und ŏ überwiegen, thun dies bei uns die offenen und gedehnten, doch fehlen den Franzosen unsere offenen u und i (Mutter, Mitte), uns dagegen die langen offenen o (encore).

Mit diesen Thatsachen hängt es zusammen, wenn wir in der Schrift dem scharfen Vokale fast immer ein äußeres Kennzeichen in der Verdoppelung des folgenden Konsonanten geben, die Franzosen dagegen nicht.

Die Umlaute sind, was die Form der Lippen- und Kanalöffnungen betrifft, regelrechte Übergangsstufen zwischen den betreffenden zwei einfachen Vokalen, denn ä, ö, ü haben die Lippenstellung von a, o, u, dagegen ist die Zungenstellung bei ä und ö die von e, bei ü die von i. Uns fehlen die französischen langen und offenen ö: rédacteur, den Franzosen dagegen unsere offenen ü: Mütter. Die Doppellauter entstehen dadurch, daß der Mund aus der Stellung eines Vokals in die eines anderen übergeht, ehe der erste voll ausgesprochen ist, und zwar so, daß doch nur eine Silbe hörbar wird. Bei au verschmelzen in dieser Weise a und u, bei ei und ai a und i, bei eu, äu und oi o und i und bei ui u und i.

Was endlich die Nasenvokale anbetrifft, so haben wir Deutschen entschieden keine, beim Sanskrit und in den slavischen und romanischen Sprachen (Portugiesisch, Französisch) nimmt die Wissenschaft deren an. Im Französischen sind die Nasenlaute auch fast ganz reine Stimmlaute,

also Vokale, und unterscheiden sich von den entsprechenden eigentlichen Vokalen nur dadurch, daß das Gaumensegel, der die Nasenhöhle abschließende weiche Gaumen, bei der Bildung dieser Laute schlapp herabhängt und den Stimmton auch durch den Nasenraum hindurchtönen läßt. Der richtig ausgesprochene französische Laut in: dans, temps, vin, mon, un unterscheidet sich von dem deutschen in: Gang und danken, eng und lenken, hing und Schinken, Ronge und Onkel, Schwung und Unken doch insofern, als er eine viel weitere Kehl- und Mundöffnung festhält und weit mehr tönt, da er fast ganz ohne Hemmung durch den Mundraum geht. Ein geringer Druck auf die Zungenwurzel und damit eine fast unmerkliche Annäherung des hinteren Gaumens an dieselbe, also eine Art konsonantischer Bildung, tritt dabei oft ein, und man könnte diese Gaumen- und Nasenvokale deshalb auch (neben dem stimmlosen h) als stimmhafte Mittellaute zwischen Vokale und Konsonanten stellen. Der Fehler liegt wesentlich in der ungenügenden Wiedergabe durch die Schrift, das Deutsche hat es bei seinen weit gröberen, wirklich konsonantischen Nasenlauten leichter.

§ 4. Die heutige Aussprache der Vokale ist insofern verschieden, als 1. ein Zeichen überhaupt für mehrere Laute gilt und 2. die reine und die mundartliche Aussprache auseinander gehen.

1. Alle einfachen Vokale und Umlaute sind zunächst zweifache Laute, je nachdem sie lang = gedehnt und kurz = geschärft auftreten.

Der Buchstabe a ist in Name anderswertig als in Nacht, ä in täglich und prächtig, e in Reh und Welt, i in mir und nicht, o in Ton und Wort, ö in mögen und möchte, u in Schule und Schuld, ü in müde und Mütter. Dazu tritt bei e noch eine weitere Unterscheidung. In vielen Stammsilben wird es so breit ausgesprochen, daß es dem ä fast gleichkommt und z. B. Lerche und Lärche gleichklingt, in den tonlosen Silben aber wird es fast unhörbar. Beides vereint kann man in dem Worte „geben" beobachten. O nähert sich sodann dem a, z. B. in voll, dem u in hohl, ö ist heller in Hölle als in Höhle, ü in dünn heller als in kühn. Die Doppellauter sind in der reinen Aussprache einheitlich.

2. Von der gemeingültigen reinen Aussprache muß man die gezierte ebenso wie die mundartliche trennen. Die gezierte zeigt sich in einer willkürlichen Zuspitzung des Lautes, wenn e und sogar ä dem i zu sehr angenähert werden, etwa in Leben und prächtig das e und ä dem e in Reh gleichklingt, ferner in einer gekünstelten Wiedergabe der Diphthonge, wenn man heute ei und ai durchaus auseinander zu halten und bei ei ein e hören zu lassen sucht (wie es übrigens Gottsched wollte), während der Laut ai gegenwärtig höchstens durch eine breitere Aussprache in ai sich von dem in ei unterscheidet. Ebenso ist es, wenn äu und eu anders als das in der Schrift sehr selten gewordene oi klingen, während auch hier eine Abweichung nur durch die größere oder geringere Breite ermöglicht wird. Zu Verwechselungen giebt die verschiedenartige Aussprache des ie Anlaß, indem z. B. Wörter wie Magier und Ar-

menier nicht von Kavalier oder von Bankier deutlich genug geschieden werden; Spalier hört man bald nach der Art des letzten, bald nach der des vorletzten Wortes aussprechen.

Die mundartlichen Verschiedenheiten erklären sich einmal aus früheren und im Volksmunde erhalten gebliebenen Lautformen, oft aber aus nachlässiger, die verwandten Laute nicht deutlich trennender Sprechweise. Zur ersten Gattung gehören solche Wörter, in denen alte kurze Stammvokale heute nicht gedehnt gesprochen werden, z. B. wenn man Lopp, Batt, Tack, sogar Jackd statt Lob, Bad, Tag, Jagd sagt, oder wenn, wie der Ort München, so auch das Wort Mönche mit ü gesprochen wird. Für die zweite ist die Nachbarschaft mancher Konsonanten neben den Vokalen, besonders die von r und l, mit von Einfluß. So hört man oft **a** nicht hell und rein, sondern wie e oder ä, z. B. in Braunschweig, Lüneburg, Hamburg, Mecklenburg, auch in der Stadt Hannover (jä für ja), dumpf wie o und oa besonders in Gebirgsgegenden, aber auch in Niedersachsen (Joahr), so **ä** und **e** wie a in Ostpreußen und oft in bergigen Strichen (Gebarde, Harr) oder wie ö im Nordwesten (ölf statt elf), so **i** wie e (geb für gieb, infolge Angleichung an geben) oder wie ü (nüdlich), ersteres in Ober-, letzteres in Niederdeutschland, so **o** wie oa oder ou, sogar wie u, besonders in Mitteldeutschland und Gebirgen (Uchse für Ochse), **ö** wie eh am meisten in Obersachsen (Gehnich für König, schehne für schön), **u** wie ue oder uo, auch wie o oder ö, ersteres vorherrschend in Schwaben und Bayern: guet oder guot für gut, letzteres nicht selten bei gezierter Rede (ond oder önd für und) und auch allgemeiner (Ohlaner = Ulanen), endlich **ü** wie i oder ie am meisten in Mitteldeutschland, vor allem Obersachsen: Dier für Thür, ebenso aber auch wie ä, z. B. Därme für Türme, Wärmer für Würmer. Diese ä treten in obersächsischer Mundart für ü regelmäßig ein, genau wie **e** für i, vor einem r mit folgendem Mitlauter, so daß Würde wie Wärde und der Wirt wie der Wert gesprochen wird. Die Doppellaute **oi** (eu, äu) und **ai** (ei und ai) verschwimmen in ihrer schwierigeren Aussprache noch mehr in einander, am nachlässigsten trennt man sie in Obersachsen (heide = heute). Sie werden aber auch häufig noch wie die alten langen Vokale gesprochen, an deren Stelle sie getreten sind. So wird oh für **au** gesetzt, wo dieses einem mittelhochdeutschen ou entspricht: Ohge für Auge, Bohm für Baum, jedoch nie für altes û, also nie Hohs oder Mohr für Haus (hûs) und Mauer (mûr). Ebenso tritt eh für **ei** ein, jedoch nur wo früher auch ei, nie wo î stand, darum Stehn und Behn für Stein und Bein, aber nicht mehn für altes mîn oder dreh für drei, wofür nur das Altsächsische thrê hat. Zwei, mundartlich zweh, lautete übrigens schon ahd. und mhd. zwêne, as. tuêna, ags. tvegen, afr. twêne, und für eins hieß es auch schon as. und afr. ên. Sogar **ui** kann man nicht selten in oi verwandelt hören, z. B. in hui und pfui.

Die wichtigsten regelmäßigen, also grammatisch klarzustellenden Vokalveränderungen innerhalb des Neuhochdeutschen veranlassen: § 5.

Der Ablaut, der Umlaut und die Brechung, daneben zieht man zur Erklärung heutiger Formen den E-wechsel, die Vokalschwächung und die neuhochdeutsche Dehnung, endlich die Vokalausstoßung und Vokalzusammenziehung zu Rate, indem man sie als Ursache geschichtlicher Veränderungen ansieht.

§ 6. a) Der Ablaut ist der regelmäßige Wechsel der Stammvokale innerhalb feststehender Grenzen zum Zwecke der Wortbildung und starken Zeitwortbeugung, bei der letzteren, um den Wechsel der Zeiten anzugeben. Er allein erhebt also schon unsere Sprache in die höchste Klasse aller Sprachen, in die sogenannte flektierende, und ist nur eine Form der allen Indogermanen gemeinsamen regelmäßigen Steigerung und Schwächung der Wurzelvokale. Das Sanskrit hat zwei Arten: Guna und Wriddhi, die Vorschiebung eines a oder ai vor den zu steigernden Vokal. Die erste, dort ungemein häufige, ist auch im Griechischen und Lateinischen nachweisbar, die germanischen Sprachen aber, insbesondere das Gotische, stehen in Bezug auf reine Gunaerscheinungen dem Sanskrit am nächsten. Der Grund derselben liegt in der indogermanischen Betonung, stärker betonte Silben haben im ganzen vollere, schwächer betonte leichtere und kürzere Vokale entwickelt. Oft benutzte Beispiele sind: Band, Binde, Bund, bat, bitte, gebeten, biege, bog. Im Deutschen ist, wie sie zeigen, kein vorgestelltes a mehr zu sehen, die Vokale haben sich vielmehr abgelautet. Es handelt sich bei uns aber nur um a, i und u, Einzelheiten darüber müssen bei der Wortbildung und Zeitwortbeugung gegeben werden. Hier nur so viel, daß 1. bei der Ablautung des a in allen drei hochdeutschen Sprachstufen, wenn es gesteigert wird, zuerst lang a, sodann lang u (oder uo) entstehen kann, wenn es dagegen geschwächt wird, gebrochenes, endlich kurzes e und kurz u, daß 2. bei i die Steigerung zu lang i und ei, schließlich lang e und kurz i, 3. bei u dagegen zu iu und lang u, neuhochdeutsch eu und au, schließlich zu ou, au und langem und zuletzt kurzem o führt. Also kann heutigestags lang a durch den Ablaut nur aus kurz a, lang e nur aus i, kurz e nur aus a, kurz o aus u, kurzes und langes u aus a, ei aus i, eu und au aus u entstehen. Andere Vokaländerungen werden von anderen Gesetzen verursacht.

§ 7. b) Der Umlaut ändert zunächst in Stammsilben vor ursprünglichem i die dunklen Vokale a, o, u, au in die helleren ä, ö, ü und äu, ebenfalls zum Zwecke der Wortbildung, sodann um oft beim Hauptwort die Mehrzahl, beim Eigenschaftswort den höheren Grad, beim Zeitwort die Redeweise der Möglichkeit und des Wunsches anzudeuten. Er ist eine Form der Vokalangleichung oder genauer der Verähnlichung von Vokalen, die in anderer Weise sich wohl bei allen Sprachen findet, so wenn der Lateiner aus ne-si nisi oder aus bonus bene bildet. Unser Umlaut, wie der Begriff soeben festgestellt ist, tritt im Zend ganz ebenso auf, fehlt aber dem Gotischen ganz, ist im Nordischen sehr weit entwickelt und hat auch im Hochdeutschen eine immer größere Bedeutung

erlangt. Im Althochdeutschen wandelt er nur a in e (=ä), im Mittelhochdeutschen zeigt er sich, namentlich seit dem 12. Jahrhundert, so entfaltet wie heute. Aber er wurde mehr und mehr aus einem auf lautliche Gründe gestützten Lautwandel, durch den die Aussprache erleichtert werden sollte, zu einem fast rein begrifflichen, also einem grammatischen Sprachmittel. Denn der Grund des Umlautes liegt darin, daß auf die betreffenden Stammsilben ursprünglich eine Silbe mit dem Vokale i folgte. Dieser Vokal war aber in solchen Nebensilben schon im Mittelhochdeutschen fast durchgängig in unbetontes e abgeschwächt. Je mehr nun aus anderen Gründen sich unbetonte E-laute in unserer Sprache einstellten, um so mehr wurde das Gefühl für jenes ursprüngliche i verwischt, und auch andere unbetonte E-laute wurden der Anlaß zu Umlauten. Es blieb sogar, wo das i ganz wegfiel, seine Wirkung bestehen, und wir besitzen infolge dieser Entwickelung weit mehr versteckte als nach den heutigen Formen klar verständliche Umlaute. Klar sind sie z. B. in König, Bräutigam, Gräfin, jährlich, göttlich, flüchtig, weniger in Böcke, Brüste, noch weniger in fährst. Bei manchen ist die heutige Schreibweise, besonders ä in e, geändert: Ende (ahd. anti) und Held (halid), Ferge neben Fährmann. So hat das Hochdeutsche von Anfang an mit dem Umlaute frei geschaltet und gewaltet, ihn gebraucht, wo er lautlich nicht hingehört, und weggelassen, wo man ihn erwarten müßte. Nur selten ist das Sprachgefühl so kräftig gewesen, daß ein Rückumlaut eintrat, d. h. der reine Vokal sich nach dem Wegfall des i oder e wieder hervorwagte, z. B. in der Form brannte, während doch brennen (Gotisch brannjan) den versteckten Umlaut zeigt, oder in fast und schon, die ursprünglich nichts als die Umstandswörter von fest und schön sind.

c) Ähnlich verdunkelt ist heute der Thatbestand bei der **Brechung**, § 8.
die man gewöhnlich erklärt als: Verwandlung von i und u in Stammsilben vor ursprünglichem a zu e und o. Sie ist, verglichen mit dem Um- und Ablaut, grammatisch weit weniger ausgebeutet worden und nur bei der Zeitwortbeugung in der Mehrzahl des Indikativs und Imperativs, ferner im Konjunktiv, Infinitiv und Partizip der Gegenwart und im Partizip der Vergangenheit gebraucht. Als Beispiel für e und o dient zugleich: ich helfe (mhd. noch hilfe), wir helfen u. s. f., Konj.: ich helfe u. s. w., Imperativ: helft, ferner helfen, helfend und geholfen (mhd. noch hulfen = halfen und bei uns: ich hülfe). Doch darf nicht verschwiegen werden, daß einerseits Jacob Grimm den Begriff Brechung auf alle e und o, auch auf die nicht aus i und u, sondern aus altem indogermanischen a hervorgegangenen, ausdehnt, und daß andere Forscher unsere Brechung eine Trübung des i und u zu ë und o nennen, anderseits, daß neuere Forscher wohl o aus u gebrochen, aber das betreffende e ursprünglich sein lassen, welches nur vor folgendem i auch zu i werde, vor folgendem a aber bleibe. Diese letztere Trennung ist jetzt fast allgemein angenommen. Nach ihr ist also Feld mit dem Vokale e geblieben, weil früher a folgte, Gefilde aber hat i erhalten, weil es

ursprünglich hieß gifildi, und neben erda mußte irdisk (irdisch) erscheinen. Früher nannte man dieses wieder auftretende i ein rückgebrochenes, heute hält man nach der neueren Erklärung nur bei u die Rückbrechung für möglich: wullîn neben wolla, durnîn neben dorn. Wir wollen hier der Kürze wegen e und o zusammen besprechen. Unter unseren germanischen Sprachen hat das Gotische nur vor r und h das kurze i und u gebrochen, aber dann ai und au geschrieben, auch wenn in einem fremden Worte ein e oder o ersetzt werden sollte: Teibairius = Tiberius, vair = vir; diese von Grimm auch Brechung genannte Erscheinung hat also einen anderen Grund. Das Hochdeutsche erst hat in viel größerem Maßstabe die eigentliche Brechung vorgenommen und zwar schon das Althochdeutsche fast in gleichem Maße wie die jüngeren Stufen: Gotisch stilan ist schon ahd. stëlan stehlen, niman ist nëman, und unser Regen ist ahd. rëgan, got. rign, unser brechen ist ahd. brehhan, got.: brikan, und so ungemein oft bei Zeitwörtern: essen itan, lesen lisan, geben giban, leben liban. Beispiele für u und o sind: Wolle, got. vulla, vor got. faura, Vogel got. fugls mit ausgefallenem a zwischen g und l, Tochter got. dauhtar. Eine alte Beschränkung der Brechung, daß sie nämlich nicht vor m und n eintrat, wenn diese mit einem zweiten Konsonanten verbunden waren, ist im Mittel- und Neuhochdeutschen oft nicht mehr beachtet. So hatten die Formen: geschwommen, gewonnen, Sonne, besonders, Bronnen, im mhd. u, während wir noch heute z. B. getrunken, gebunden, Kind, Hund sagen und in den Mundarten sich auch gewunnen u. s. w. erhalten haben. Der Grund der Brechung lag also in ursprünglich folgendem a, er ist aber, wie der des Umlautes, da dies a ganz verschwunden oder zu e geworden ist, meist jetzt nur aus der Geschichte der Wörter verständlich. Niemand kann ohne diese solchen Formen wie: Weg, Helm, Geld, selbst, Wolf den Umlaut ansehen, bei Wechsel (ahd. wëhsal), leben, geholfen ist wenigstens das folgende e erhalten.

§ 9. d) Zu den ungemein häufigen Stammvokaländerungen, welche durch den Ab- und Umlaut und die Brechung hervorgerufen sind, tritt in denselben Silben der E-wechsel oder die Umbeugung, d. i. die Veränderung des aus a hervorgegangenen alten, gemeingermanischen e in i, sobald m oder n mit einem zweiten Konsonanten oder wenn irgend andere Konsonanten mit folgendem i oder j folgten. Dieser zweite Fall ist also der schon unter c behandelte nach der neueren Erklärung. Die Absicht ist, bei Neubildungen und bei der Beugung starker Zeitwörter den Stammvokal dem folgenden anzunähern. Ein so starker Bedeutungswandel wie bei a, b und c tritt aber nicht ein. So sind die i in binden, schwimmen, singen und in der zweiten und dritten Person der Einzahl des Ind. Präs., z. B. bei hilfst und hilft, zu erklären, die letzteren hießen ahd. = hilfis und hilfit, so kommt auch richten und Gericht neben Recht. Nur die Kenntnis älterer Formen giebt hierbei das Verständnis. Sie läßt uns auch Übergriffe des E-wechsels auf fremdes Gebiet z. B. darin sehen,

wenn wir im Imperativ sagen: hilf, nimm (auch im ahd.), ohne daß jemals ein i hier folgte, und wenn im Althochdeutschen die erste Person der Einzahl hieß: hilfu, mhd. hilfe, woraus wir dann: ich helfe gemacht haben infolge nochmaliger Brechung des dort schon unregelmäßigen i. Man sieht, wie verwickelt und künstlich allein die Erklärung der Stammvokaländerungen in den starken Zeitwörtern ist, wo Ablaut, Brechung, Umbeugung, sogar Umlaut (im Konjunktiv) immer neben einander hergehen.

e) Die neuhochdeutsche Dehnung verlängert fast alle Stammsilben mit einkonsonantigem Auslaut. Sie hat ihren Grund in der bei fast allen diesen Silben eintretenden stärkeren Betonung, und sie nimmt uns die Möglichkeit, eine große Anzahl gleichlautender, früher aber in Ton und Länge verschiedener Wörter in der Aussprache auseinanderzuhalten, was die Schrift teilweise durch die Dehnungszeichen gethan hat. § 10.

Früher hatte z. B. der Thor langen, das Thor kurzen Vokal, die Hauptwörter Wagen und Namen waren kurz, die gleichlautenden Zeitwortformen lang. Das Gegenteil, die Vokalverkürzung, ist nur sehr selten eingetreten.

f) Stamm- und Nebensilben werden beeinflußt durch die Vokalzusammenziehung, d. i. die Verschmelzung zweier Vokale, zwischen denen ein Konsonant ausgefallen ist. Es ist ein in allen indogermanischen Sprachen nachweisbarer Vorgang (delerunt neben deleverunt). Unter den germanischen verwenden sie das Mittelhochdeutsche und die Mundarten noch häufiger als unsere Schriftsprache. Neben gibet, liget, pfliget haben sie gît, lît, später leit, pflît, neben gesaget geseit u. a. Bekannte Beispiele von allgemeingültigen heutigen Formen der Art sind: Maid aus maget, Hain aus hagen, Getreide aus getragede, Reinhard aus reginhard. § 11.

g) Eine andere Form der Gleichgültigkeit gegen Nebensilben, welche nur aus der stärkeren Betonung der einen Stammsilbe erklärlich wird, ist in der Vokalausstoßung zu sehen. In Vor- und Nachsilben, besonders aber bei der Beugung ist sie im Mittel- und noch mehr im Neuhochdeutschen ganz gewöhnlich: Gnade aus genade und ginada (ahd.), Glied aus gelid und gilit, durch aus durih, durah, duruh, welch und solch aus welih und solih, der Herzen aus herzono, er nährte aus nerita u. s. w. Der Ausfall des e vor t und s, aber auch vor anderen Konsonanten, in den Neben-, besonders den Endsilben schreitet noch heute immer weiter fort, die Mundarten sind darin ebenfalls öfter schon über das Schriftdeutsch hinausgegangen. § 12.

h) Die Vokalschwächung im engeren Sinne ist die Veränderung ursprünglich voller Vokale in schwaches oder tonloses e, hauptsächlich in Nebensilben. In den Grundwörtern von Zusammensetzungen kann sie aber auch eintreten, z. B. in Junker aus juncherre, Jungfer aus juncfrouwe, Drittel und Viertel aus Dritteil und Vierteil. Aus den gebräuchlichsten Vorsilben sind die volleren Vokale verschwunden, früher § 13.

hießen sie z. B. ga und gi, za und zi, ar und ir, far und fir, zar und zir, ant und int. In betreff der Nachsilben geben die Nenn- und Zeitwortformen unzählige Beispiele. So hat Zunge heute nur eine Einzahl- und eine Mehrzahlendung, im Althochdeutschen beugt es noch: zunga, zungûn, zungûn, zungûn und zungûn, zungônô, zungôm, zungûn. So benutzte das schwache Zeitwort, z. B. nähren, die Endungen ju, is, id, jad, jad, jad im Präsens Indikativ und ida, idôs, ida, idun, idun, idun im Präteritum. Schwächung und völlige Ausstoßung verbinden sich heute sehr oft, so daß viele frühere Unterschiede völlig verschwunden sind. Doch haben auch manche kräftigere Vor- und Nachsilben sich mit Erfolg dagegen gewehrt: un, ur und bar, haft, sam, schaft, ung u. s. w., ja durch die Betonung werden sie sogar in seltenen Fällen ausgezeichnet: Antlitz und Antwort, Heiland und weiland (ursprünglich nur Partizipien). Der Grund und das Alter der Vokalschwächung sind gleich denen der Vokalausstoßung.

Die Erscheinungen unter f, g und h sind Merkmale aller Sprachen, die auf eine längere Entwickelung zurückschauen, die beiden klassischen Sprachen benutzen dafür Kunstausdrücke wie: Assimilation, Apo- und Synkope, Elision, Krasis u. s. w. Außer ihnen giebt es aber auch noch andere weit seltenere Vokalwandlungen, die hier übergangen werden müssen.

1 β. Von den Konsonanten.

§ 14. Die lautliche Entstehung der verschiedenen Konsonanten der deutschen Sprache wird durch eine weit größere Beschränkung der Mundhöhlenöffnungen, als bei der Vokalbildung eintritt, oder durch deren völligen Verschluß oder durch die Beteiligung der Nase bedingt. Es trifft dies bei allen Konsonanten zu, deren man im ganzen 45 zählt, mit Ausnahme des schon besprochenen h. Das Deutsche hat folgende Zeichen: In Laut und Buchstabe einfach b, c (= k), d, f, g, h, j, k, l, m, n, r, s (s), t, v, w, doppelt bb, dd, ff, gg, kk (ck), ll, mm, nn, pp, rr, ss, tt, im Laut einfach, im Buchstaben aber zusammengesetzt th, ph, ch, sch, ß, im Buchstaben einfach, im Laute aber zusammengesetzt x, z, c und t, wenn sie in Fremdwörtern dem z gleich gesprochen werden, endlich in Laut und Buchstaben zusammengesetzt pf, qu, sp, st, tz, chs (chs), ng und nk.

Neben dieser äußerlichen Einteilung giebt es eine Menge von Bezeichnungen, welche die verschiedenen Arten der einfachen Konsonanten nach der Art und dem Orte ihrer Entstehung angeben wollen. Da wir jedoch Anstand nehmen, eine heute in den neueren Sprachen übliche Einteilung zu benutzen, ist schon an dieser Stelle eine Vorbemerkung nötig. Der Niederdeutsche öffnet beim Sprechen die Lippen im allgemeinen weniger als der Hochdeutsche, er spricht einförmiger und schneller, dafür bewegt er aber die Stimmbänder mehr. Dies hat nun Einfluß auch auf die hochdeutsche Aussprache in Norddeutschland. Nicht nur manche

an das Plattdeutsche angrenzende Mundarten, sondern auch die gebildeten Kreise, die hochdeutsch sprechen, bilden da vielfach die Laute etwas anders als in Oberdeutschland. Stärkerer Hauch begleitet da z. B. p, t, k, und bei d, g, b und s, j geraten die Stimmbänder, wie man am Kehlkopfe deutlich fühlt, in lebhaftere Schwingungen, man hört da wirkliche, vom Stimmtone begleitete Mundgeräusche. In den meisten hochdeutschen Mundarten aber fühlt man keine Beteiligung der Stimmbänder bei diesen Lauten, es sind reine Mundgeräusche. Es hieße deshalb der überwiegenden Mehrheit der Hochdeutschen Gewalt anthun, wenn man dem Niederdeutschen zuliebe eine Scheidung in stimmhafte und stimmlose Konsonanten durchführte. Früher hatte auch Oberdeutschland die weichen tönenden Verschluß- und Reibelaute b, d, g, s und j. An deren Stelle sind heute fast überall die tonlosen getreten, im Meißnischen und Osterländischen schon zwischen 1350 und 1500. Nur in dem nördlichen Grenzgebiete und bei den auf ehemaligem slavischen Boden entstandenen Mischmundarten, wie der schlesischen und Lausitzer, finden sie sich noch.

So teilen wir nicht nach dem Anteil der Stimmbänder, sondern nach den drei in dem ersten Satze des § angegebenen Möglichkeiten ein: 1. Der Mund bleibt unvollständig offen oder locker geschlossen, so daß eine Reibung des aus der Stimmritze hervordringenden Luftstromes und damit ein den Vokalen ähnlicher Ton hervorgerufen wird. Am weichsten ist die Reibung in w (dem u nahe), j (dem i nahe), l, r und dem weichen s (z. B. in Häuser), stärker in f, ch (in ich und ach), dem scharfen s und ß (Maße) und in sch. Dies sind die Reibelaute, und zu ihnen muß, wenn überhaupt zu den Konsonanten, h gezählt werden, ferner das schwache g in Lage, Kugel, endlich j, ch und g in Fremdwörtern wie Journal, Chef, Genie, das bald dem f, bald dem w gleiche v und inlautendes b vor Vokalen, z. B. in reiben. 2. Der Mund bleibt geschlossen, das Gaumensegel, welches den Weg aus der Rachen- in die Nasenhöhle verschließt, steht offen, und die Nase bildet den Ausgangskanal, so daß doch noch ein den Vokalen nicht gar zu fern stehender Laut gebildet wird: m, n, ng und die erste Hälfte des Doppelkonsonanten nk. Das sind die Nasenkonsonanten, über deren Stellung einiges schon 1α § 3 S. 57 f. gesagt ist. Ng und nk sind Gaumen- und Nasenkonsonanten zusammen, g ist in dieser Lautverbindung auch als tönender weicher Verschlußlaut anzusehen. Unsere Schrift giebt die Laute ng und nk ungenügend wieder, unterscheidet nicht das getrennt zu sprechende n-g von dem verbundenen und deutet nicht an, daß z. B. derselbe Laut, den wir in „hing" sprechen, auch vor dem k in „Schinken" hörbar ist. 3. Der Mund wird, sei es durch Aneinanderpressen der zwei Lippen, oder der Vorderzunge und des Oberkiefers mit den Zähnen, oder des Zungenbeins und des harten Gaumens mit dem Gaumensegel, fest verschlossen, so daß auf einen Augenblick der Luftstrom völlig unterbrochen wird. Das sind die Verschlußlaute, den Vokalen am fernsten stehend, und je nach dem sanfter oder schneller erfolgenden Öffnen des Verschlusses (oder je nach-

dem die Stimmritze, wie es Merkel darstellt, wieder geschlossen wird oder offen stehen bleibt) in weiche: b, d, g und harte: p, t, k zerfallend. Ihnen gegenüber, welche schlagähnlich keine Dauer haben und Augenblickslaute genannt werden können, vereint man auch die beiden andern unter dem Namen Dauerlaute. Eine zweite Einteilung berücksichtigt nur den Ort der Entstehung, nicht die Art des Ausganges. Nach ihr sind: 1. Lippenlaute b, p, f, v, w, m, 2. Zungen (genauer Zungenspitzen-) laute: d, t, s (s, ß), sch, l, r, n und 3. Gaumenlaute: g, das Zäpfchen-r, k, ch, j, ng, nk. Der Hauchlaut h gehört dann zu den letzteren. Beide Einteilungsarten verbindet folgende Übersicht:

	Lippenlaute:		Zungenlaute:		Gaumenlaute:	
	weiche	harte	weiche	harte	weiche	harte
Reibe-laute:	w, v in Klavier, b in reiben.	f, v in voll, ph.	l, r, s in Häuser.	s und s in Lotse und Haus, ß, sch, j, ch und g in Journal, Chef und Genie.	j, r, weich g in Kugel.	ch in ich wie in ach.
Nasen-laute:	m.		n.		ng.	nk.
Verschluß-laute:	b.	p.	d.	t, th.	g.	k, c in Conto.
Hauchlaut:					h.	

Am weitesten im Innern der Sprechwerkzeuge geht die Bildung des h vor sich, wie § 1 S. 55 f. erklärt. Am Hintergaumen und der Zungenwurzel werden gebildet k (und das ihm entsprechende c), g und ch, wenn sie mit den Vokalen a, o oder u in einer Silbe stehen: Kamm, Gast, ach, auch Aachen, und ng, nk, dazu das weitverbreitete Gaumen- oder Zäpfchen-r. Am Mittelgaumen und der Mittelzunge entsteht j, ferner k, g, ch bei hellen Vokalen wie e, i und den Umlauten: Kind, Säge, Mamachen. Vom Mittelgaumen und der Zungenspitze gehen unser sch und die gleichgesprochenen g, ch und j in Fremdwörtern, vom Vordergaumen oder dem oberen Zahnfleisch und der Zungenspitze unser n, l, das Zungen-r, d, t und das gleichgesprochene th aus. Zwischen den Zahnrändern und der Zungenspitze entspringen die einfachen und die zusammengesetzten S-laute außer sch, das am Mittelgaumen, und dem weichen s, das am oberen Zahnfleisch gebildet wird. Zwischen der Unterlippe und den Oberzähnen entsteht f, das ihm gleiche ph und v und zwischen Ober- und Unterlippe b, w und das ihm gleiche v, p und m, wozu bemerkt zu werden verdient, daß w auch mit Beteiligung der Zähne gebildet werden kann. Von den im Laute zusammengesetzten Konso-

nanten braucht nur noch qu erwähnt zu werden, das den Lauten kw entspricht, alle übrigen haben schon in A, I, 3 besprochen werden müssen.

Die heutige Aussprache der Konsonanten hat wie die der Vokale nach zwei Richtungen hin eine Feststellung nötig, insofern es auch hier vorkommt, daß ein Zeichen für mehrere Laute benutzt wird, und insofern die reine und die mundartliche Aussprache verschieden sind. Von dem ersten Falle hat außer in A, I, 3 auch schon bei der Einteilung gehandelt werden müssen, er tritt ein bei ch, g und k unter dem Einflusse der in derselben Silbe enthaltenen Vokale, bei c, g, j, t und v außerdem in Fremdwörtern, er verquickt sich aber auch oft mit mundartlichen Abweichungen. So ist es eine einseitige Auffassung, wenn man in manchem Worte nur eine und dieselbe Aussprache des g für richtig, eine andere für falsch erklären wollte. Vielmehr ist es nötig, den Verschluß- und den Reibelaut g zu trennen. Ziemlich sicher ist es, daß das deutsche g (wie das b) früher allgemein Reibelaut, also = j (b = w) gewesen ist. Heute ist es das nur noch in allen mitteldeutschen Mundarten, ausgenommen der schlesischen und Lausitzer, aber nur im Inlaut, außerdem meist im Auslaute, außer nach n. Es hört sich da also überall an wie ein tonloses j, an der niederdeutschen Sprachgrenze wie ein tönendes j, in Schlesien und der Lausitz aber wie ein tönendes g. Dieser Konsonant ist aber auch in der nichtmundartlichen Rede wohl der am meisten abweichend ausgesprochene in Deutschland. Zwar im Anlaute gilt jeder andere Ton dafür als der des weichen Verschlußlautes für unrichtig, im Aus- und Inlaute jedoch ist neben diesem der des weiter nach hinten gesprochenen, gehauchten ch = j weit verbreitet und hat in der guten Aussprache Bürgerrecht erhalten. Nur vor t, d und st hält man g und ch auseinander, unterscheidet Jagd und Jacht, Magd und Macht, ihr mögt und ich möchte, du liegst und lachst, was durch die schärfere Vokalaussprache vor ch erleichtert wird. Im ganzen darf wohl im Inlaute die reine, ebenso von ch wie j sich fernhaltende Aussprache, genau wie die des Anlautes, zwischen Vokalen als die wieder bei Gebildeten um sich greifende bezeichnet werden. Dagegen wird die noch größere Verschärfung im Auslaute, welche mit der ungewöhnlichen Verkürzung des Stammvokales verbunden ist, im allgemeinen für geziert oder mundartlich gehalten, sie führt bis zum ck. Es würden also gleich gut erscheinen: Tāg = Tāk und Tāch, nicht dagegen Tăck, nur bestimmte Einzelfälle, z. B. die Unterscheidung des Hauptwortes Wēg (= Wēch) und des früheren Akkusativs desselben, der zum Umstandswort gesunken ist, wĕg (auch wĕch und wĕck) bilden Ausnahmen. Weiter würden im Inlaute Wörter wie: neige und reiche nicht durchaus verschieden klingen müssen, obgleich man dem reinen g in der Bühnensprache den Vorzug giebt, welche sogar nach mehreren Konsonanten das g zu halten sucht, wo sonst allgemein Erweichung bis zu j eingetreten ist: z. B. in Allmächt'ge. Ob nicht wenigstens neben den dunkeln Vokalen a, o, u die hintere, dem ch gleiche Aussprache mit Aussicht auf Erfolg noch jetzt bekämpft werden § 15.

kann, ist schwer zu sagen, dann also nicht: sächen. Soviel ist sicher, daß beim Anlaute in Kind das k dem folgenden i schon mehr nach der Gaumenmitte entgegenkommt, dagegen in Kamm dies dem a gegenüber nicht nötig hat, und daß ebenso g in gieb und gab, und im Auslaute ch in ich und ach sich unterscheidet. Es scheint deshalb auch im Inlaute die Neigung natürlich und in der Vokalbildung bei schnellem Sprechen begründet, g bei hellen Vokalen weiter vorn zu bilden als bei dunkeln.

Als mundartliche Verirrung sieht man aber an: 1. Das allgemeine Erweichen des g im An- und Inlaute zu j oder ganz vorn gesprochenem ch: „Wie jroß ist des Allmächtjen Jüte“; jejeben ist ebenso mundartlich wie jegeben oder gejeben. Nach u tritt dieses j für g übrigens fast nie auf, niemand sagt: Jujend oder Tujend. Diese Nachlässigkeit ist ganz verbreitet in Brandenburg und weiter östlich, der Provinz Sachsen und der Gegend von Leipzig. 2. Das Verdrängen des g durch ch im Anlaut: chut, wie es am Niederrhein, in Westfalen, im Göttingschen und in Franken öfter geschieht. 3. Das Bilden jedes ch am hinteren Gaumen, auch neben hellen Vokalen und nach Konsonanten, so daß es in ich und Milch wie in ach gebildet wird und Aachen dasselbe ch hat wie Mamachen, obgleich es beim ersten von a, beim zweiten von e beeinflußt wird, weil nur bei jenem zu dem Stamme gehörig. Dieses rauh klingende ch ist vor allem der Schweiz eigentümlich, wo man es selbst vor s und ſ hören kann, während nach der gemeingültigen Aussprache ch vor diesem Laut, sobald er zu derselben Stammsilbe gehört, wie k klingt: Wachs, aber wach—st.

Was für das g des Auslautes gilt in höherem Grade für das ng an derselben Stelle. Neben einander behauptet sich in der guten Aussprache z. B. „lang“ mit reinem Gaumen- und Nasenlaut und das schärfere und härtere langk, der Inlaut bei lange muß rein sein. Dagegen ist ein weiches sch an Stelle des j, wie man es hie und da in Niedersachsen und Mecklenburg hört, nur mundartlich, wie in: is scha = ist ja, wo das t und j zu sch verführen. Weiter macht von den Gaumenlauten noch das sogenannte Zäpfchen-r den Aussprachelehrern Verdruß. Es ist in einem sehr großen Teile Deutschlands an die Stelle des schwerer zu sprechenden Zungen-r getreten, ja man bekämpft, wenn es recht deutlich, fast schnarrend gehört wird, dies letztere wohl sogar, während die Bühnensprache es festhält. Obgleich beide Laute völlig verschieden gebildet und trotzdem von einem Buchstaben wiedergegeben werden, hieße es doch unserer heutigen Aussprache Gewalt anthun, wollte man nur das ältere, das Zungen-r, für richtig erklären. Verglichen mit dem Französischen sprechen wir am Ende der Wörter das r schärfer, stoßen es scharf ab, während es dort voller und länger tönt. Mundartlich und zu tadeln ist aber die Verdrängung des r durch ch, indem der Laut fast in den Hintergaumen hineinrutscht, oder seine völlige Aufgabe, wozu sogar Veränderung des vorhergehenden Vokales treten kann. Für Mutter hört man Muttach, Mutte oder Mutta und Muttech, nicht nur bei Kindern,

sondern auch Erwachsenen, und zwar wird dieses falsche ch, aber auch das a mehr im oberen, das Abfallen des r mehr im niederen Deutschland gefunden. Eine dem Ausländer besonders auffällige Schwierigkeit liegt in der Wiedergabe sehr verschiedenartiger Laute durch den Buchstaben ch. Außer den zwei schon besprochenen Arten, die in: ich und ach hervortreten, sprechen wir es wie k z. B. in Chemnitz (von dem slavischen Kamenicz), Cholera, Charakter, Melancholie und anderen Fremdwörtern, aber auch, wie erwähnt, vor dem S-laut, wenn dieser nicht der Wortbeugung wegen angehängt ist, also: wächst = weckst. Daneben aber wird es in anderen Fremdwörtern für sch gebraucht: Chaussee, Chokolade. Man beachte auch den Unterschied in der Aussprache des ch in wachsen (= x) und schluchzen, also vor s und z.

Der Zungenlaut d findet, wie der Gaumenlaut g, eine gezierte und nicht zu empfehlende Wiedergabe, wenn er im Auslaute unter Verkürzung des vorhergehenden Stammvokales zu tt wird, z. B. das Bad ein noch schärferes t erhält als: er bat. Weit schlimmer ist freilich die mundartliche Vermischung des d und t in Obersachsen, welche sich bis zur völligen Gleichgültigkeit gegen die richtige Aussprache steigert. Im ganzen herrscht da das weichere und bequemere d vor, doch wird auch t verkehrt für d gesetzt. Wenn man in Niedersachsen d für t spricht, ist ein anderer Grund schuld, nämlich der Umstand, daß das Plattdeutsche wie alle niederdeutschen Sprachen die hochdeutsche Lautverschiebung nicht mitgemacht hat, ebensowenig d zu t, als t zu z verwandelt. Aus dieser letzteren Thatsache erklärt sich z. B. auch die in Niederdeutschland nicht seltene Verwechslung des ts = z mit ß, wenn man dreizig für dreißig sagt.

Über die Aussprache des t in Fremdwörtern s. A I, 3, S. 51.

Ebenda S. 43 ist die Thatsache schon erwähnt, daß das weiche und harte s in weiten Gebieten Deutschlands nicht unterschieden werden, so daß selbst den Gebildeten das Gefühl dafür völlig abhanden gekommen ist. Ferner aber auch die Thatsache, daß man in der strengen Aussprache das weicher und sanfter über die Zunge nach den Zähnen zu zischende s am Silbenanfang vor Vokalen und im Inlaute nach weichen Konsonanten trennt von dem scharfen s nach harten Konsonanten und im Auslaut und von den ebenso gesprochenen ß und ss des In- und Auslautes. Umgekehrt ist es gewöhnlich im Englischen, wo das Anfangs-s hart und das Schluß-s weich erscheint. Dieselbe Neigung, den Zahnlaut zu verschärfen, ist es offenbar, welche das Eintreten des einlautigen sch an so vielen Stellen veranlaßt hat, sowohl wo es durch die heutige Schrift angegeben als wo es wenigstens von der gemeingültigen Aussprache angenommen oder endlich wo es mundartlich noch weiter verbreitet ist. Die beiden letzten Fälle gehen uns hier an. Die reine Redeweise der Gegenwart verlangt auch vor t und p im Anlaute ein weiches einlautiges sch. Die holsteinische und nordwestdeutsche Aussprache des sp und st gilt für mundartlich und im Munde anderer Deutschen für geziert, so daß auch die Bühnensprache überall sich von ihr fernhält. Mundartlich ist ander-

seits z. B. in den höchsten Alpenthälern von Wallis und Graubünden s sogar vor Vokalen zu sch im Anlaute geworden: schi händsch = sie haben es. Noch allgemeiner findet sich das s des In- und Auslautes im Volksmunde zu sch verbreitert, das erste vor Konsonanten im ganzen Südwesten: Lascht, hascht = Last, hast (ausgenommen im Zeitworte, wenn ein s des Stammes mit dem t der Beugung zusammentrifft: braust), das zweite in Mitteldeutschland und im Südosten nach r: Versch = Vers, Wurscht = Wurst, und bei Zusammenziehungen, wie: ersch = er's, mirsch = mir's. Wie der Nordwestdeutsche sp und st, so spricht der Westfale, gleich dem Niederländer und dem Nordgermanen, sch getrennt, also noch wie das althochdeutsche sk, aus dem etwa seit dem 11. Jahrhundert das einlautige sch erst hervorgegangen ist, also s—chön, dänisch skjön, schwedisch skön, holländisch s—choon. Die plattdeutschen Mundarten haben da den hochdeutschen Laut (nur im Auslaute manchmal z. B. minsk = Mensch). Vor allen anderen Konsonanten behalten sie aber das reine s: slâpen = schlafen, swart = schwarz.

Von den übrigen Zungenlauten l, r und n ist nur die mundartliche Erweichung des ersten nach einem Vokale in uw, z. B. i wiu = ich will, zu erwähnen, was in der Schweiz vorkommt, die dem m sich nähernde allgemeine Aussprache des n im Volksmunde bei Zusammensetzungen mit Lippenlauten, wie bei nft: samft, Ankumft = sanft, Ankunft und seine völlige Abwerfung (wie die schon besprochene des r) bei nachlässiger Aussprache der Endungen, was im Nassauischen und am unteren Main fast allgemein Gebrauch, aber auch sonst in Mittel- und Oberdeutschland nicht selten ist: finde = finden. Als Endkonsonanten nämlich sind alle drei, auch l und r, die im Französischen viel länger klingen, wegen unserer tonlosen Endungen der Gefahr verschluckt zu werden ausgesetzt.

Die Lippenlaute zeigen zunächst in m einen Laut, der, eine seltene Ausnahme, wohl in allen Sprachen und den Mundarten gleichermaßen ausgesprochen wird.

Geziert erscheint heute den meisten, auch wenn sie auf eine reine Aussprache halten, die Benutzung des w für v im Inlaut (außer bei deutlichen Fremdwörtern), so daß jetzt Frevel, Pulver, braver häufiger so wie: Briefes, Hofes, Zweifel gesprochen wird als wie: Bravour. Noch Rumpelt konnte behaupten, daß dieser weichere Laut in all den genannten Wörtern nur von etymologischen Grillenfängern bekämpft werde, er verlangte sogar Briewes u. s. w.; davon kann jetzt keine Rede mehr sein. Der ursprünglich fremde, auch von w getrennte V-laut kam durch lateinische und romanische Lehnwörter in die Sprache, vergröberte sich immer mehr, je mehr diese in weitere Kreise eindrangen, und wird heute schon zwischen zwei Vokalen in Wörtern wie: Frevel fast nur wie f ausgesprochen, vor Konsonanten (wie in Frevler) wohl nur so. In Süddeutschland heißt es schon längst Fesper, Efangelium, Fenedig, Adfent trotz des v in der richtigen Schreibweise, und man hört auch in dem übrigen Deutschland f weit häufiger als w. Dies letztere findet also als

Laut für v jetzt nur noch in solchen Wörtern, die man als fremde sprechen will, allgemeine Anerkennung. Bei anderen ist es nur noch landschaftlich zwischen Vokalen zu finden, am weichsten wohl im Nordwesten, wo man z. B. Hannover, auch das Lehnwort Klavier oft mit w spricht, trotzdem man bei dem ersten an der Ableitung von „Hohenufer“ festhält. Nirgend hört man auch die verkehrte Aussprache Wilmar für Vilmar häufiger als da. Das Plattdeutsche wirkt da offenbar ein. Den Namen Vietor, den ein bekannter Inhaber desselben, wie ich höre, nur = Fihtor ausgesprochen wünscht, hört man da = Wiëtor und Fiëtor.

Geziert gilt weiter auch, wie oben erwähnt, die Aussprache des **b** wie pp bei ungewöhnlicher Verkürzung des Stammvokals: Lopp für Lob, die einzige durchgedrungene Ausnahme ist grob, das fast überall gropp gesprochen wird. Wichtiger aber ist die mundartliche Veränderung von b in p und f, welche wie die von t in d und g in ch sehr große Fortschritte gemacht hat. Der Obersachse nicht allein wirft p und b bunt durch einander, bevorzugt aber im ganzen den weicheren Laut. In anderen Gegenden Oberdeutschlands hört man wieder mehr: Pirschen, Prezel, Pranke, pausen, Purzeln, Wildpret, statt der weichen Aussprache, welche die neue Rechtschreibung in den zwei letzten Wörtern allein will, bei den vier ersten wenigstens neben der harten erlaubt. Die reine Lautierung wird, außer in den eben angegebenen Doppelformen, streng zu unterscheiden wissen zwischen b und p, auch die süddeutsche Schärfung zu f oder die ebendort und auch in Mitteldeutschland, z. B. in Schlesien und an der Rhön, vorkommende Erweichung vermeiden. Dort hört man: win für bin, Wastl für Bastian, Wibel für Bibel, anderseits in Bayern Knoflauch für Knoblauch, afer = aber. Auch in der guten Aussprache trennt man aber den Verschlußlaut b von dem weichen tönenden Lippenreibelaut b = w, welcher im Inlaute zwischen Vokalen und nach l und r vor folgendem Vokal noch fortlebt, z. B. in Leben, halbe, darbe.

Endlich ist die kräftige Lautverbindung **pf**, je schneller sie ausgesprochen, je mehr sie möglichst einheitlich gemacht wird, in den Mundarten der Vereinfachung in p oder in f ausgesetzt. Die erstere tritt leicht in Norddeutschland ein, da das Plattdeutsche für pf stets p behalten hat, die letztere ebenda und weiter südlich, z. B. im Erzgebirge: Pferd = fährt, im Inlaut wird pf in Mitteldeutschland, besonders zwischen Vokalen, leicht zu pp: Appel = Apfel.

Die regelmäßigen Konsonantenveränderungen, von denen die neuhochdeutsche Sprachlehre handeln muß, sind weniger zahlreich als die der Vokale, die wichtigste derselben ist außerdem schon längst abgeschlossen und hat nur noch geschichtliche Wichtigkeit. Es ist dies die Lautverschiebung, dazu treten der An- und der Auslautwechsel, die Gleich- oder Ähnlichmachung (Assimilation) und der Vernersche grammatische Wechsel. § 16.

a) Die Lautverschiebung bedeutet für die hochdeutschen Konso- § 17.

nanten einen ähnlichen Vorgang wie für die Vokale die Zerlegung des alten A-lautes und die zu dem heutigen Vorherrschen der hellen Vokale führenden Veränderungen. Das Gesetz dafür ist, wenn auch von dem Dänen Rask geahnt, von Jacob Grimm in Wirklichkeit erst entdeckt, von Rudolf von Raumer und von Georg Curtius aber in einem wesentlichen Punkte neu erklärt worden. Die feste Regelmäßigkeit in der Sprachentwickelung läßt sich an ihr sehr deutlich sehen, und Grimm verglich sie deshalb mit „Wagen, die in einem Kreise umherlaufen. Sobald ein Rad die Stelle des vorangehenden erreicht, ist seine eigene bereits von einem folgenden eingenommen, aber keins ereilt das andere." Die weitverzweigten Erscheinungen derselben lassen sich auf die Zerstörung der ursprünglichen Hauchverschlußlaute, der sogenannten Aspiraten, im Indogermanischen zurückführen. Sie enthalten aber auch eine völlige Umänderung der echtesten aller Konsonanten überhaupt, eben der Verschlußlaute, nämlich den regelmäßigen Übergang eines derselben in einen anderen desselben Sprechwerkzeuges. Dieser tritt mit solcher Sicherheit ein, daß kein germanisches Wort mit einem indogermanischen verwandt sein kann, wenn es dieselben Verschlußlaute besitzt, also z. B. nicht Kopf, sondern das ältere Haupt mit caput. Das Indogermanische hatte nämlich zuerst weiche Aspiraten bh, dh, gh. Dieser suchte es sich zu entledigen durch Ablegung des Hauches, und so entstanden neben den schon vorher vorhandenen weichen Verschlußlauten b, d, g neue, für welche man im besonderen in den germanischen Sprachen ein feineres Gefühl hatte und welche man in ihnen durch eine andere Aussprache von jenen zu scheiden sich bemühte. Dazu kam später im Althochdeutschen wieder eine gewisse Bevorzugung der Vokale und eine Gleichgültigkeit gegen die bisherigen Konsonanten. Dadurch ist eine zweimalige Umwälzung, eine gemeingermanische und eine spätere hochdeutsche Lautverschiebung, verursacht worden, die jede in sehr verschiedene, ungleichzeitige und zusammenhangslose Untererscheinungen zerfallen. Fassen wir diese zusammen, so haben die sämtlichen indogermanischen Sprachen außer den germanischen eine Lautstufe, Gotisch, Nordisch und Niederdeutsch die zweite und Hochdeutsch, namentlich Althochdeutsch am reinsten, die dritte. Gewöhnlich drückt man dies, aber zu wenig im einzelnen treffend, so aus: Die Aspirata des Indogermanischen wird zur Media (= dem weichen Konsonanten) im Germanischen und zur Tenuis (dem harten) im Deutschen, ferner die Media des J. wird zur Tenuis im G. und zur Aspirata im Deutschen, endlich die Tenuis des J. zur Aspirata im G. und zur Media im Deutschen. Diese Regelfassung muß zunächst für unser Verständnis darum verändert werden, weil wir im Hochdeutschen keine Aspiraten haben, sondern Reibelaute an die ihnen zukommende Stelle treten, ch an die von kh, s an die der gotischen und englischen Aspirata th, f an die von ph, und auch von diesen noch ch die Neigung hat, sich zu h zu verflüchtigen, außerdem weil die neuhochdeutsche Rechtschreibung nicht so rein wie die althochdeutsche die Laute wiedergiebt,

auch, wie noch auszuführen, manchen anderen selbständigen Konsonanten-veränderungen hat folgen müssen.

Man zerlegt nun die erste, die urgermanische Lautverschiebung in folgende drei Erscheinungen: 1. Die harten Verschlußlaute des Indog. werden zu Reibelauten (oder h) im Germanischen, nur im Gotischen und Englischen bei den Zungenlauten zur Aspirata th, das lateinische cor wird Herz, pater Vater, tres im Englischen three. 2. Die Aspiraten (im Lateinischen h und sowohl für th als ph f) werden weiche Verschluß-laute, hortus — Garten, frater — Bruder, fera — englisch deer. 3. Die weichen Verschlußlaute werden zu harten, genu — Knie, turba — nieder-deutsch dorp, duo — englisch two. Es sind mit Absicht fast lauter Bei-spiele, ausgenommen turba, mit den betreffenden Konsonanten im An-laute gewählt worden, weil in diesem das Gesetz am reinsten zu Tage tritt, weniger im In-, am beschränktesten im Auslaute. Zeitlich ist der unter 3 angeführte Fall viel später als die zwei anderen eingetreten. Eine scheinbare Ausnahme von diesen Gesetzen der 1. Lautverschiebung findet sich in dem ersten Falle, da k, p und t oft auch im Gemein-germanischen durch g, b und d ersetzt werden, z. B. in zeigen neben dico (c = k durch g), heben neben capio (p durch b) u. s. w. Man erklärt dies nach dem Vorgange Verners mit dem Unterschiede des germanischen festen Worttones auf der Stammsilbe und des auf den Stamm- und Ableitungssilben hin und her wandernden bei den anderen Sprachen. Der letztere habe verwirrend eingewirkt, weil er in diesen Worten dem k, p und t nachgefolgt sei.

Die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung ging um etwa 600 n. Chr. von Südwestdeutschland aus und hat den Süden ganz, die Mitte schon weniger und das Niederdeutsche im Norden gar nicht in ihren Bereich gezogen. Da zu der althochdeutschen Litteratur die süddeutschen Stämme am meisten beigetragen haben, giebt sie die zweite Lautverschiebung am besten wieder, aber auch sie zeigt eine ungleichmäßige Konsonantenbewegung. 1. Es wurden die harten Verschlußlaute des Gemeingermanischen t, k und p weitergeschoben, anlautend freilich anders als in- und auslautend: t wird im Anlaut z, im In- und Auslaut unser scharfes s (auch ß oder ss ge-schrieben): Lat. decem, Got. taihun, (Engl. ten), Hochd. zehan, zehn; Lat. edere, Got. itan, Hochd. ëzzan, essen. K wird nur im Süden im Anlaute zu kch oder ch, bleibt sonst aber unverändert, wie oben das Beispiel Knie beweist, im In- und Auslaute wird es meist ch: Niederdeutsch ik = ich, aber auch Gotisch akrs = Acker. Nur das Niederfränkische hat daran noch teilgenommen und im Aus-laute k zu ch verändert. P endlich wird nur im Süden im Anlaute gern zu pf, in den Lehnwörtern freilich überall, außer im Niederdeutschen: Pfalz, Pfaffe, Pfund (got. noch pund), im In- und Auslaute wird es überall f (= v und ph): Niederd. dorp, Hochd. Dorf, Got. hilpan = helfen.

2. Die gemeingermanischen Reibelaute f und ch (oder h) bleiben

unverändert. Für sie herrscht offenbar eine Vorliebe im Deutschen, also bleibt Herz und Vater, wie oben. F wird unter besonderen Verhältnissen wohl hie und da b: hübsch (mhd. hövesch), für h liebt das Neuhochdeutsche ch zu schreiben im In- und Auslaut: acht (ahd. ahto), noch (noh), vergl. auch das mundartliche geschicht für geschieht. Das gotische th jedoch wird nach und nach, außer im Englischen, zu d, three ist drei, brother = Bruder.

3. Die gemeingermanischen weichen Verschlußlaute b und g verhalten sich ähnlich wie f, ch und h als Lieblingslaute in Mitteldeutschland. Dort verändern sie sich meist nicht weiter, b bleibt also z. B. in Bruder, Buche, Nebel, im bayrischen Althochdeutschen wird es fast überall zu p: pruodar, puocha, im alemannischen wenigstens im Anlaute; g bleibt z. B. in Garten, Gast, nur im Altalemannisch-Bayrischen tritt oft der weitere Schritt zu k ein: karto, kast. Das d jedoch wird überall zu t: Got. dauhtar wird Tochter, Engl. deer = Tier, Got. sidus = Sitte.

Der eigentümlich unregelmäßige oder unvollkommene Verlauf der hochdeutschen Lautverschiebung in Mitteldeutschland, wie er soeben klargestellt wurde, ist mehr als alles andere geeignet, uns auch die oben § 15 behandelten mundartlichen Verwischungen des b und p, d und t, g, k und ch in denselben Gebieten verständlich zu machen. Die härteren süddeutschen Laute wurden hier nur mit Mißtrauen empfangen und durchaus ungleichmäßig angenommen, die weicheren sind von Anfang an der Masse der Bevölkerung angenehmer gewesen. Anderseits hat die strengere, von Anfang an festgehaltene Trennung im Niederdeutschen zwischen den weichen Verschluß- und Reibelauten, bei welchen dort deutlich die Stimmbänder mittönen und z. B. bei b ein schwaches m mitklingt, und den harten, bei denen dies nicht geschieht, und dazu das dortige Festhalten an den gemeingermanischen Lauten eingewirkt. Darum ist bei der wesentlich auf mitteldeutschem Gebiete sich abspielenden Feststellung der neuhochdeutschen Schriftsprache und Rechtschreibung bei den Gaum- und Lippenlauten oft die altgermanische Lautstufe erhalten geblieben, bei den Zungenlauten allerdings nicht in der guten Sprache, doch auch in den Mundarten.

b) Unter dem Anlautwechsel versteht man den schon besprochenen Übergang des früheren alt- und mittelhochdeutschen sl, sm, sn, sr und sw im Anlaute in schl, schm, schn, schr und schw innerhalb des Neuhochdeutschen, auch des sp und st in schp und scht in der gemeingültigen Aussprache, wenn auch nicht in der Schrift, endlich des sc, zuerst vor e und i, dann vor allen Vokalen, in sch. Der Auslautwechsel ist zweifacher Art. Einmal ist er nur lautlicher, nicht auch schriftdeutscher Natur, indem wir im Neuhochdeutschen die weichen Laute im Auslaute schreiben, aber sie nur im Inlaute sprechen, im Auslaute dagegen die harten dafür hören lassen, also nie streng Weib, Lied, Tag, sondern Weip, Liet, Tāk (oder Tāch) sagen, während noch das Mittelhochdeutsche in der Schrift wip—wibes, liet—liedes, tac-tages unterschied. Zweitens aber ist er die

beim Zusammentreffen irgend eines Verschlußlautes mit auslautendem t eintretende Aspiration des ersteren, also die Verwandlung von b und p in f, des d und t in s, des g und k in ch, unter dem Einflusse eines folgenden t: Gift, Schrift, Trift von geben, schreiben, treiben, Last von laden, Tracht, Schlacht, Wucht von tragen, schlagen, wiegen. Im Gotischen ist diese Art von Ähnlichmachung noch weiter verbreitet als im Hochdeutschen, da sie stets bei starken Zeitwörtern vor der 2. Person der Einzahl im Präteritum eintritt, groft = du grubest, fanst = fandest, für h anstatt g und k ist kein Beispiel da. Hie und da wurden auch b, d und g vor dem s des Nominativs der Einzahl zu f, p und h, z. B. mahts von magan. Bei uns bildet den Anlaß meist nur der Wortbildungslaut t, wie die Beispiele beweisen.

c) Die strengere Assimilation = Gleich- oder Ähnlichmachung der Konsonanten bezieht sich zunächst auf Fälle wie Hoffart aus mhd. hôchvart, Stimme aus ahd. stimna, got. stibna, Zimmer aus mhd. zimber, Lamm aus lamb, krumm aus krump. Weit häufiger als völlige Angleichung ist die Annäherung zu finden, z. B. bei dem zuletzt besprochenen, zweiten Falle von Auslautwechsel, ferner wenn n vor Lippenlauten gern sich zu m wandelt, also bei der Vorsilbe en, in empfinden, empfehlen u. s. f., bei Imbiß = ahd. inbiz, empor = mhd. enbor, Wimper = mhd. wintbrâ, ähnlich bei den Namen Hamburg (wohl von Hafen), Homburg = Hohenburg, Bamberg = Babenberg, Lombarden = Longobarden. Sodann sind gar viele mundartliche Verkürzungen nur so zu verstehen: ham-mer = haben wir, wo der beliebte Übergang des w in das ebenfalls mit den Lippen gesprochene m mit der Verkürzung der Silbe ben in m zusammentrifft, welche ebenso aus der Lautverwandtschaft sich entwickelt. Ferner ist eine Verbindung von Auslautwechsel und Lautannäherung, ähnlich der in Trift u. s. w. vorliegenden, in: gelb, falb zu sehen, wo das Mittelhochdeutsche gël und val, aber im Genetiv gëlwes, falwes aufweist. Anderseits zeigen Wörter wie Farbe, Narbe, Schwalbe, wo früher überall w statt b stand, den hinter r und l naheliegenden Übergang des weichen Lippenreibelautes in den weichen Lippenverschlußlaut. Und wenn man unter Angleichung auch die unter dem Einflusse benachbarter Vokale erfolgenden Übergänge von einem einzelnen Konsonanten in einen anderen, aber verwandten ziehen will, so eröffnet sich hier ein außerordentlich umfangreiches Gebiet. So wurde aus sk zunächst nur im Anlaut vor i und e, später allgemein das heutige sch, aus ch wurde ck: wach — wacker, Loch — locker. Die weichen Zungenlaute l, r, n gehen nicht selten in einander über: Tölpel von dörper, Esel aus asinus, Knoblauch aus Kloblauch, und bei den Lippenlauten sind derartige Übergänge noch häufiger, wie Pracht — brechen, Rappe — Rabe, Schöpfer — schaffen beweisen. Von allen diesen, in der Lautlehre doch nur unregelmäßig erscheinenden Wandlungen scheidet sich nun deutlich ab: § 19.

d) Der Vernersche grammatische Wechsel, nach dem Entdecker § 20

so genannt. Das ist der in der Wortbildung und Wortbeugung eintretende Wechsel zwischen den verwandten Lauten h und g, d und t, s und r: ziehe—zog, leiden—litt, frieren—Frost. Mittelhochdeutsche Formen zeigen s und h noch sehr oft, wo wir r und g gebrauchen.

1γ. Von der Betonung.

21. Veränderungen in der Zusammensetzung der Laute sind in allen Sprachen das vorherrschende Mittel, um die Verschiedenheit der Begriffe deutlich zu machen. Ein zweites, noch einfacheres und natürlicheres, aber nicht genügendes bietet der Wechsel in der Zeitdauer, welche die Aussprache eines Lautes in Anspruch nimmt, und in der größeren und geringeren Höhe und Tiefe des Lautes oder Lautschalles. Laute, welche nach Höhe und Tiefe zu unterscheiden sind, nennt man Töne. Die Zeitdauer und die Tonhöhe können bei einem Wechsel der Bedeutung der Laute gemeinsam sich ändern, sie müssen es aber durchaus nicht, da hohe und niedere Töne ebenso kurz wie lang klingen können. Im Deutschen pflegt mit der Stärke des Tones im allgemeinen auch seine Höhe abzunehmen.

Welche Bedeutung dieses nahe liegende Mittel für die Geschichte der Sprachen hat, beweist einmal seine außerordentliche Verwendung in den einsilbigen Sprachen (A I, 1, b), beweisen die Gesetze über den Gebrauch der griechischen und anderer Accente, welche solche Veränderungen in der Schrift angeben sollen, beweist endlich die Schwierigkeit, die es jedem, der eine fremde Sprache lernt, macht, sich neben dem Wortvorrat und den Laut-, Wort- und Satzgesetzen derselben auch genau die Art der Betonung anzugewöhnen, welche ihr eigen ist. Nicht nur Schärfe des Gehörs ist hier von nöten wie bei dem Lernen der richtigen Laute, sondern auch eine gewisse musikalische Anempfindung an den fremden Klang.

Die Zeitdauer ist weit leichter einzuprägen als die Klangfarbe. Wenn der Mpongwe-Neger mi tönda für: „ich liebe“ sagt, bietet mi tōnda für: ich „liebe nicht“ keine besondere Schwierigkeit. Wie anders, wenn z. B. der Satz: „er liebt mich“ außer durch die größere Länge und stärkere Betonung jedes der drei Vokale, welche den Sinn schon ändert, auch durch die Klangfarbe und das Steigen oder Fallen des Satzes als Behauptungs-, Frage- und Ausrufesatz unterschieden wird. Es sind dann nicht weniger als neun verschiedene Sätze vorhanden.

Die deutsche Sprache ist nun, wie auch in der Verslehre ausgeführt werden wird, in hervorragendem Maße bemüht gewesen, durch den Tonwechsel, weniger durch den Wechsel der Länge und Kürze der Vokale sich auszugestalten. Sie hat nicht die Accente angenommen, während die Franzosen sie im 16. Jahrhunderte einführten, allerdings nicht als Tonzeichen, wie sie die Griechen gebrauchten, sondern als Lautzeichen.

22. Jede deutsche Silbe hat einen Ton, und zwar ruht dieser auf dem

Vokale. Aber dieser **Silbenton** ist nach dem größeren oder geringeren grammatischen Werte der Silben von verschiedenem Nachdruck. Der **Hoch-** oder **Hauptton** (´) fällt fast ohne Ausnahme auf die Stammsilbe. Da diese bei einfachen Wörtern im Deutschen in der Regel die erste ist, so pflegt der Hochton den Anfang solcher Wörter zu treffen, anders als im Französischen, wo er gleichmäßig verteilt wird und höchstens etwas mehr auf die Endsilbe fällt, oder im Lateinischen und Griechischen, wo er wandert. Er tritt also bei uns Germanen überhaupt weit mehr hervor, während der Franzose nur die allgemeine Neigung bekundet, die letzte volltönende Silbe eines Wortes hervorzuheben. Auch Lehnwörter haben in alter Zeit sich unserer Betonung fügen gelernt: Münster von monastérium, Münze von monéta, Märtyrer von martýrioi. Vom Mittelhochdeutschen an kam aber mehr und mehr die Rücksicht auf den fremden Ton auf, und man hält ihn heute in Fremdwörtern möglichst fest, läßt ihn sogar nach dem fremden Vorbilde wandern: Dóktor — Doktóren, Átlas — Atlánten. In Norddeutschland ist man mit dieser Rücksichtnahme im ganzen peinlicher als im Süden, und so entstand manches Schwanken in der Betonung solcher Fremdlinge: Grámmatik (deutsch), Grammátik (lateinisch), Grammatík (französisch). Der beste Ausweg wäre wohl, daß man bei allen Lehnwörtern die Stamm- oder, wenn sie einfach sind, die ersten Silben betonte. Doch haben alle Wörter mit den ursprünglich französischen Endsilben ei, ier und ieren den Hochton auf diesen behalten: Reiterei, Barbier, hausieren, ebenso die Endungen: al, at, ie z. B. Admiral, Pastorat, Zoologie. In rein deutschen einfachen Wörtern können nun aber nach dem Grade der Wichtigkeit im einzelnen Falle auch grammatisch unbetonte Silben den Hochton tragen. Die Denkgesetze stehen dann über den strenggrammatischen, z. B. wenn die Tonstärke wechseln kann auf allen drei Silben des Wortes beredet, je nachdem es verredet oder besprochen oder beredend gegenübergestellt wird.

Sonst ist aber nur ganz selten der Hauptton nicht auf der Stammsilbe, nämlich bei lebéndig, wahrháftig, Forélle, Holúnder, luthérisch (wohl nach luthéricus) neben dem besseren lútherisch, auch bei ánsehnlich, éntweder, bei allen Wörtern mit der Vorsilbe ant, fast allen mit erz und ur, bei einigen mit miß, wieder, über, vor und un: Antwort, Antlitz, Erzherzog, Urkunde, Mißtrauen, Wiedertäufer, Überfluß, vorlaut, Unthat. Aber bei anderen Zusammensetzungen von Haupt- und Eigenschaftswörtern mit diesen Vorsilben ist die Betonung anders. Es kommt darauf an, ob die erste Silbe wirklich eine wesentliche, begriffliche Änderung veranlaßt. Wo dies nicht geschieht, wie bei den anderen Vorsilben ge, voll, all, bleibt der Hauptton der Stammsilbe, z. B. in Gewässer, vollenden, allmächtig. Wenn also z. B. die Silbe erz nur verstärkt, erhält sie, je nachdem eben diese Verstärkung hervorgehoben werden soll, den Ton oder nicht. Erzschelm, erzdumm können auf beiden Silben betont sein. Mit ur ist es ebenso bei: ursprünglich, urplötzlich, mit un

bei sehr vielen Wörtern: Unglaube und unglaublich, undankbar, undenkbar u. s. f., wo überall sowohl die erste als die zweite Silbe den Hochton tragen kann, natürlich aber nur eine auf einmal. Bei den Zusammensetzungen solcher Vorsilben mit Zeitwörtern ist die Regel weit einfacher und weniger in das Belieben gestellt. Wenn nämlich die Zusammenfügung ein untrennbares Wort ergiebt, bleibt die Stammsilbe des Zeitwortes betont, im anderen Falle wird die Vorsilbe wegen ihrer größeren Selbständigkeit mit dem Hauptton beehrt. Man vergleiche wéggehen mit mißfállen, wobei allerdings scheinbar eine Verwirrung eintreten kann, sobald um eines Gegensatzes willen oder sonst aus logischen Gründen einmal míßfallen betont wird. Wo aber dieselben Vorsilben mit denselben Zeitwörtern sowohl unauflösliche als trennbare Verbindungen eingehen, natürlich mit verschiedenem Sinne, da zeigt sich die Bedeutung des Haupttones im hellsten Lichte: übersetzen und übersétzen, úmgehen und umgéhen. Erwähnt muß allerdings werden, daß gerade in der Gegenwart die Tongesetze sowohl unter dem Einflusse der Mundarten als der oft sehr willkürlich verfahrenden Dichtersprache keine durchgreifende Geltung zu haben scheinen.

Bei den Zusammensetzungen von kräftigen Nenn- oder Zeitwörtern, nicht nur solchen zumeist abgeschwächten Wörtern wie voll, miß und all, sondern wirklichen Begriffswörtern, mit anderen Stammwörtern, hat gewöhnlich die erste Silbe den Hochton: Móndschein, Dréhscheibe, also das sogenannte Bestimmungs-, nicht das Grundwort; bei voll, miß und all übrigens auch, sobald kein Zeitwort dieser Nennwortbildung zu Grunde liegt: Vóllmacht neben Volléndung. Dies Gesetz wird schon zweifelhaft bei Eigenschaftswörtern, wo der Wert des vorausgehenden Bestimmungswortes verschieden groß sein kann, so daß man nach dem Sinne ebenso bómbenfest wie bombenfést, das erstere freilich zumeist, hört und blutárm (= sehr arm) von blútarm (= arm an Blut) unterscheidet. Noch häufiger tritt ein Schwanken ein, wenn die Zusammensetzung als solche dadurch unklar wird, daß das zweite Wort selbständig kein Leben mehr oder nur ein schwaches besitzt, z. B. bei den Eigenschaftswortformen wendig, haftig, scheinlich, faltig, herzig, dagegen nicht bei: bar. So ist der Hochton auf der ersten, aber auch zweiten Silbe möglich in notwendig, leibhaftig, wahrscheinlich, dreifaltig, barmherzig und natürlich auch bei den davon gebildeten Hauptwörtern, dagegen nicht bei sichtbar. Auffällig ist die Betonung Vierteljáhr, wo doch die erste Hälfte in der Verkürzung Viertel aus Vierteil schon einen Tonwandel durchgemacht hat.

Die zusammengesetzten Umstandswörter endlich, welche als erste Silbe hin, her, bei, dar, zu aufweisen, tragen für gewöhnlich auf diesen nicht den Hauptton, also: hináb, heraús, beileibe, daraús, zulétzt, in der Regel auch des darin liegenden Gegensatzes wegen bergaúf, feldein, überhaúpt, dagegen hímmelan, óstwärts, rúcklings. Andere schwanken, auch ohne klaren Grund: beinahe und beináhe, grádaus und gradaús, rúndum und rundúm. Eine in den Mundarten Nord-, aber auch Süddeutsch-

lands hervortretende Thatsache ist die Betonung zusammengesetzter Ortsnamen auf dem zweiten Bestandteile des Wortes: Hildesheím, Braunláge, Wilhelmsbúrg, Freudenaú.

Von den Silben mit dem Hochton unterscheiden sich die nebentonigen und die, übertreibend sogenannten, tonlosen. Es giebt sehr verschiedene Grade des Nebentones. Man pflegt den stärksten Nebenton Tiefton(`) zu nennen und setzt ihn bei Zusammensetzungen auf diejenige Stammsilbe, die, wenn alleinstehend, den Hochton tragen würde: Beisteùer, Frühlingslùst, auch auf die Vorsilben un, ur, erz, miß u. s. w., welche in gewissen Fällen den Hauptton tragen, und auf Nachsilben mit dunklem, wenigstens mit vollem Vokal bei längeren Wörtern. Außerdem sucht nämlich unsere Sprache einen regelmäßigen Wechsel von stärker und schwächer betonten Silben herbeizuführen und rückt bei längeren Zusammensetzungen den Tiefton gern auf die dritte Silbe, sobald die erste den Hauptton hat und mit der zweiten Silbe der zweite Teil der Zusammensetzung beginnt, in welchem, sobald er selbständig wäre, die erste den Hochton und die zweite einen kräftigern Nebenton hätte, also Náchtarbeìt, obgleich Arbeit sonst auf der ersten den Hochton hat. Doch weicht darin die Redeweise der verschiedenen deutschen Stämme von einander ab, und das ganz gleichmäßige Auf- und Niedergehen der Silben pflegt den Vorwurf einer singenden Sprache hervorzurufen. Trotzdem ist festzuhalten, daß die vollen Nebensilben in dreisilbigen Wörtern stets einen kräftigeren und höheren Nebenton haben als in zweisilbigen, man vergleiche Kaiserin und Löwin. Unter tonlosen Silben versteht man die Bildungs- und Beugungssilben mit e. Auch bei ihnen ist aber der (doch vorhandene) Ton verschieden, je nach den Konsonanten, welche das e begleiten. Die Endsilbe von hölzern hat einen höhern Ton als von liebte und von bange. Die am wenigsten betonten sind natürlich diejenigen, deren Vokal sogar ausfallen kann, sie nennt man mit Vorliebe stumm. Dies sind besonders die Silben des Genetivs und Dativs der Einzahl von Haupt- und Eigenschaftswörtern mit den Endkonsonanten l, m, n und r, weniger von solchen mit Verschlußlauten, am wenigsten von denen mit Doppelkonsonanten.

Der Wortton unterscheidet die Wörter nach ihrer allgemeinen § 23.
Wichtigkeit für den Satz, die wesentlichen Satzteile werden durch ihn von den zufälligen unterschieden. Da wir viel klarer als z. B. die Franzosen die Trennung der verschiedenen Wörter andeuten, nicht mehrere rasch nach einander fast wie ein einziges aussprechen, so ist der verschiedene Ton der einzelnen Wörter bei uns ein weit wichtigeres sinnliches Mittel zur Erleichterung des Verständnisses als bei jenen. Er wird sehr mannigfaltig in einem umfangreichen Satz, einfacher in einem kurzen, und sowohl nach den Gesetzen der Sprachlehre überhaupt als nach der wechselnden Wichtigkeit eines Satzteiles je nach der Absicht des Redenden verschieden sein. Für gewöhnlich hat einer der wesentlichen Satzteile den Hauptton, die anderen verschiedenwertige Nebentöne, ton-

los sind in der Regel die Geschlechts- und die Wörter es, man, so (als Anfang eines Nachsatzes) und zu vor dem Infinitive.

§ 24. Der Satzton wird zunächst durch die Gattung des Satzes bestimmt. Der Behauptungssatz fällt nach dem Schlusse im allgemeinen ab, der Heischesatz aber und der Fragesatz, welche doch auf eine folgende That oder Antwort erwartungsvoll hinweisen und vorbereiten, gehen im ganzen und großen, der erstere meist weniger, der letztere mehr, in die Höhe. Der Grund liegt ganz verständlicherweise in dem beruhigenden und überzeugenden Einfluß der tiefen, in dem anregenden und aufreizenden der hohen Töne. Diese Satzmelodie wird natürlich in einem einfachen oder wenigstens kurzen Satze sich von Anfang an deutlicher ausgeprägt zeigen und bei lebhaften Menschen klarer als bei trägen und gleichgültigen. Darum ist die Bedeutung des Silben- und Worttones auch für den ganzen Satzton oft ausschlaggebend, sie lassen sich vielfach gar nicht von einander trennen, wenn man nicht, wie es manche thun, von ihnen allen einen besonderen Beziehungston unterscheidet.

Zunächst fällt in dem einfachen Behauptungssatze das am stärksten betonte Wort zugleich mit dem höchsten Tone im Satze zusammen, in dem Fragesatze dagegen mit dem tiefsten, während der Heischesatz, wenn er nicht einen unruhigen, aufgeregten oder zänkischen Ton annehmen soll, bis zur vorletzten Silbe ein gleichmäßiges, hohes oder tiefes Gepräge festhält und erst dann steigt. Welches Wort nun aber in dem einfachen Behauptungssatze den Hoch- und Hauptton tragen soll, das liegt ganz in dem Gedanken des Redenden begründet. Das Deutsche braucht nicht, wie andere Sprachen, insbesondere das Französische, eine Änderung des ganzen Satzbaues, etwa mit c'est oder il y a und folgendem Relativsatz, um ein einziges Wort hervorzuheben, sondern legt nur den stärksten Druck und den höchsten Ton auf das gerade hier bedeutendste. Der Satz: „Die Regel ist mir zu schwer" wird für gewöhnlich auf dem Worte Regel den Haupt-, auf schwer den Tiefton haben. Je nach dem Sinne kann aber jedes andere Wort am höchsten und stärksten betont werden: Die, im Gegensatz zu andern, ist, im Gegensatz zur Vergangenheit oder Zukunft, mir, wenn sie anderen leicht fällt, zu, wenn angedeutet werden soll, daß das Hindernis kaum bewältigt werden kann, schwer, wenn z. B. der Satz einen klagenden Ton annehmen soll.

In dem zusammengesetzten Behauptungssatze darf das letzte Wort keines Haupt- oder Nebensatzes so tief sinken wie das allerletzte, es muß stets in der Schwebe gehalten oder selbst gehoben werden. In dem zusammengesetzten Frage- oder Heischesatze wird jeder eingeschobene oder nachfolgende Nebensatz durch eine tiefere und zwar meist gleichmäßigere Tonlage abgehoben, beim Heischesatze auch der vorangehende. In Fragesätzen nimmt gewöhnlich, doch nicht immer, auch das letzte Wort eines nachgestellten Nebensatzes den Frageton an. Natürlich giebt in allen diesen Fällen die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Redenden auch zu anderen Satzmelodieen Anlaß.

2. Von der Wortbildung und den Wortarten.

2α. Von der Wortbildung.

Allgemeines. Die Wortbildungslehre oder Etymologie sucht für § 25.
alle Wortformen in einer Sprache die letzten nachweisbaren Grundformen auf und lehrt die Gesetze, nach denen die ersteren aus den letzteren hervorgehen. Sie spürt also dem Ursprunge, der Geschichte und Verwandtschaft der einzelnen Wörter nach und berührt sich oft mit der Synonymik oder der Lehre von den sinnverwandten Wörtern. Seit dem wissenschaftlichen Ausbau der vergleichenden Sprachwissenschaft hat sie eine immer festere Grundlage erhalten. Da sie jedoch den ganzen Sprachschatz umfaßt, ist eine erschöpfende Behandlung in der Schule völlig unmöglich, nur gewisse Hauptthatsachen können berührt werden. Von der aus grammatischen, besonders aus lautlichen Gesetzen ihre Begründung erstrebenden reinen Etymologie wird die Wissenschaft der Volksetymologie unterschieden. Diese bemüht sich, die oft aus Mißverständnis oder Zufall im Volksmunde entstandenen Wortbildungen zu erklären und den Kern derselben, der nicht nach der wissenschaftlichen Wahrheit (griechisch: etymon), sondern nur nach dem Scheine der Volkssprache einverleibt worden ist, wieder herauszuschälen. In betreff dieser im Unterricht planmäßig nicht verwendbaren, dabei aber für das Verständnis des wunderbaren Wirkens des Sprachgeistes ungemein wertvollen Wissenschaft sei hier auf K. G. Andresen, Über deutsche Volksetymologie, verwiesen.

Von der Wortbildungslehre getrennt wird die Beugung der Nenn- und Zeitwörter behandelt, außerdem sind die schon besprochenen Lautveränderungen vielfach zu Rate zu ziehen. Denn man unterscheidet eine lautliche und eine begriffliche Wortbildung. Die einfachste Art von Wortbildung überhaupt ist, wie schon unter I, 1a und b ausgeführt, die mit den Lauten gewissermaßen malende, wie sie in den Ausrufe- und den sogenannten onomatopoetischen Wörtern vorliegt. Die Beispiele dafür liefern am besten die Sprachen ganz anderer Rassen als der unsrigen. Die einfachste Art der Weiterbildung ist, wenn durch Veränderung des Tones oder eines Lautes das Geschlecht oder die Person u. s. w. des betreffenden Stammwortes geändert wird. So nennen die Mandschu das Männchen chacha, das Weibchen cheche, den Vater ama, die Mutter eme, ähnlich unserem Hahn — Henne, Reh — Ricke. So heißt bei den Tumals im nördlichen Kaukasus ich ngi, du ngo und er ngu. Ein Beispiel für die Veränderung des Tones oder besser der Zeitdauer bietet § 21. Auch die verschiedene Entfernung wird durch den einfachen Lautwandel angedeutet, wenn die Malegassen auf Madagascar io, eo und ao für die nächste Nähe, eine etwas weitere und eine noch etwas weitere Entfernung gebrauchen.

Eine zweite, auch leicht verständliche Art von Weiterbildung giebt

die Verdoppelung eines Stammes. Der Japanese drückt damit die Mehrzahl aus: hito der Mann, hito-bito die Männer, der Malaye ebenso: orang und orang-orang, Mann, Männer, andere Völker dagegen die Wiederholung oder Verstärkung des Begriffs, wenn z. B. loa im Polynesischen lang und lololoa sehr lang oder aka lachen, akaaka viel lachen bedeutet, im Italienischen povero povero blutarm, bell bello ganz nett. Das deutsche „so so" ist dagegen etwas ganz anderes als „so".

Zu dieser lautlichen tritt überall bei höherer Entwickelung die begriffliche Wortbildung, indem bereits vorhandene Wörter verändert oder verbunden werden, um neue Begriffe wiederzugeben, wenn z. B. das Pferd von den Tahitiern mit dem Namen „menschentragendes Schwein", von den Sioux mit der Bezeichnung „Zauberhund" belegt wurde, oder wenn die Elefanten von den Römern zu Pyrrhus' Zeit „lukanische Ochsen" genannt wurden. Die Etymologie zeigt uns so den Fortschritt des Menschen von der Unwissenheit zum Wissen, indem sie die verwickelten Begriffe aus den einfacheren herauswachsend zeigt. Das wird recht deutlich, wenn man kräftige Wörter sich zu rein grammatischer Verwendung herablassen sieht, wie im Deutschen das Deute- und das Zahlwort zum bestimmten und unbestimmten Geschlechtswort, Zeitwörter von selbständigem Gewicht zu Hilfszeitwörtern, Hauptwörter zu Umstands-, Verhältnis- und Bindewörtern. Das alles sind Vorgänge, die nicht eine, sondern sehr viele Sprachen erlebt haben, die wir in den einsilbigen, wie dem Chinesischen, am einförmigsten finden, die aber auch bei den anderen Sprachgattungen nicht fehlen. Die letzteren allein verschmelzen dann, um neue Begriffe wiederzugeben, auch verschiedene Wörter, entweder durch einfaches Anhängen oder so, daß ein Teil verstümmelt wird, oder endlich so, daß keiner mehr deutlich erkennbar bleibt. So ist es der heutigen Sprachwissenschaft gelungen, die Nenn- und Zeitwortbeugung als zum großen Teil aus solchen Wortverbindungen hervorgegangen nachzuweisen, wozu die §§. 32b und 36f die Beispiele liefern werden. Bei der Zerlegung der abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter ist sie ferner überall auf gewisse nicht weiter zerlegbare bedeutungsvolle Silben, die letzten erreichbaren bedeutungsvollen Lautverbindungen gestoßen, gewissermaßen Urwörter. Für sie ist der Name Wurzeln eingeführt, und sie geben den Kern ab für alle Sprachbildungen, sind aber durchaus nicht immer als selbständige Wörter vorhanden, sondern bedürfen meist irgend einer Zuthat, um ein Wort zu bilden. So entsteht ein Wortstamm. Während die Wurzeln eines Sprachstammes, z. B. des indogermanischen, gemeinsam sind, drückt sich in den Wortstämmen der einzelnen Sprachen desselben Stammes schon deren Sonderleben aus, da die einfachsten Formen in den abgezweigten Sprachen meist nicht mehr zu Tage treten. Alle Wortstämme aber führt man auf nur drei Hauptarten von Wörtern zurück, Ausrufe-, Deute- (= Für-) und Bedeutungswörter (= Nenn- und Zeitwörter und die davon abgeleiteten), oder, da die ersten an Bedeutung weit zurücktreten, in Form- und Stoffwörter. Darnach unter-

scheidet man die Wurzeln in der Regel in pronominale und verbale, wobei in die letzteren auch die Wurzeln für Haupt- und Eigenschaftswörter fallen. Wenn sich z. B. in mehreren indogermanischen Sprachen ähnliche oder gleiche Wortstämme für den Begriff „kennen“ finden, Sanskrit in jnâ, Griechisch in gignosko, gnome, gnosis, Lateinisch in gnosco, gnotus, Deutsch in kennen, Englisch in know, Russisch in znat, so drängt sich aus deren Vergleich der Schluß auf, daß in der indogermanischen Ursprache sich einst ein Wort etwa wie gna mit der Bedeutung kennen befunden hat. Dieses liegt also als älteste Wurzel den Wurzeln und heutigen Wortstämmen dieser Sprachen zu Grunde. Andere sind: sta stehen, sad sitzen, i gehen, ma messen, da geben, vid sehen, mar sterben, rag ordnen, alle haben nur einen Vokal, sind einsilbig. Sie können den Wurzeln, welche man aus sämtlichen verwandten Wortstämmen einer Einzelsprache herausfindet, gleich sein, z. B. die indogermanische bhugh der deutschen bug; in der Regel aber sind sie einfacher, z. B. pak neben der deutschen fang.

Die lautliche oder innere Wortbildung besteht in der Veränderung der Laute eines älteren Wortstammes, ohne daß dadurch die Bedeutung wesentlich geändert würde. Sie geht auf vier verschiedene Arten vor sich: 1. Übergang eines Lautes in einen anderen, 2. Wegwerfung, 3. Hinzufügung, 4. Umstellung von Lauten. In der Lautlehre ist das Wichtigste darüber angegeben. Unter 1 fallen Umlaut, Brechung, E-wechsel, Vokaldehnung, Lautverschiebung, An- und Auslautwechsel, Gleich- oder Ähnlichmachung und Vernerscher Wechsel. Dazu werden die auch in dem Abschnitt über Sprachgeschichte öfter erwähnten Thatsachen der Steigerung von alten einfachen Vokalen zu Doppellautern (i zu ei u. s. w.) und der Vokalschwächung (besonders zu e) zu ziehen sein, endlich auch die Vokalzusammenziehung. § 26.

Unter 2 gehört die Vokalausstoßung und auch die Vokalzusammenziehung, weil dabei ein Konsonant verschwindet. Dazu tritt die weitere Abwerfung von Konsonanten im An-, In- und Auslaut, auch die von Vokalen im Auslaute. 3 und 4 berühren nur seltene Fälle, z. B. die Hinzufügung von Zungen- oder Lippenlauten im In- wie Auslaut, in Kunst von können, Ankunft von ankommen, namentlich von Name und lich, unsertwegen von unser und wegen, jemand, mhd. ieman, einst aus eines, selbst aus selbes, und Umstellungen wie in Wespe von wepse, bersten von bresten, Born neben Brunnen.

Unter der begrifflichen Wortbildung sind, indem die rein grammatischen Veränderungen der Beugung ausgeschieden bleiben, a) die Stammbildung und b) die Zusammensetzung zu besprechen. Die erstere ist entweder innerlich in der Reduplikation, d. i. der Wiederholung von Buchstaben oder Silben, in dem Ablaut und in der Veränderung von Wurzelkonsonanten, oder sie ist äußerlich, indem sogenannte Suffixe = Ableitungssilben hinzugefügt werden. Die Stammbildung oder Ableitung tritt in dem Leben der heutigen deutschen Sprache nach § 27.

6*

und nach zurück infolge des Gewichtes, welches die betonte Stammsilbe mehr und mehr erhalten hat, während die Zusammensetzung jetzt als das weitaus bedeutendste Mittel der Wortbildung erscheint. Andere Sprachen haben noch jetzt einen größeren Reichtum an Mitteln, im besonderen an Ableitungssilben, um neue Stämme für neue Begriffe zu bilden.

§ 28. a) Die Stammbildung oder Ableitung ist im Hochdeutschen durch die Reduplikation nur noch in wenigen, schwer erkennbaren Formen vertreten, welche, soweit sie Beugungsformen von Zeitwörtern betreffen, besser unter den Wortarten besprochen werden. Das Gotische konnte durch dieses Mittel die Vergangenheit beim Zeitwort andeuten. Andere Sprachen drücken die Mehrzahl, den höchsten Grad u. a. durch die Verdoppelung der Wurzelsilbe aus. Ähnliches finden wir im Deutschen nur in Wörtern wie: Wirrwarr, Singsang, Klingklang. Kuckuck möchte ich nicht hierher beziehen, da es nur eine ganz treue Nachahmung von Naturtönen enthält. Die Veränderung der Wurzelkonsonanten zum Zwecke begrifflicher Wortbildung tritt schon häufiger auf, sie wird unterstützt durch die im Neuhochdeutschen herrschend gewordene Schärfung der Stammsilbe durch Konsonantenverdoppelung, wenn sich nicht die noch allgemeinere Dehnung einstellt. Im Auslaute der Stammsilbe kann man sie öfter beobachten: Knappe aus Knabe, Rappe aus Rabe, Gevatter neben Vater, nicken aus neigen, zucken und zücken aus ziehen, ducken aus tauchen u. s. w. Am kräftigsten aber wirkt noch zur Bildung neuer Wörter der in § 6 behandelte Ablaut bei, dessen Thätigkeit in der Beugung starker Zeitwörter zwar erst später geprüft werden soll, der aber auch Haupt- und Eigenschaftswörter, sogar schwache Zeitwörter aus starken zu bilden fähig ist. Diese Ablautbildungen bedeuten oft etwas schnell Vorübergehendes oder nur einmal Geschehendes oder etwas nach Beendigung einer Handlung oder eines Zustandes Eintretendes, so Pfiff, Sprung, Trunk von pfeifen, springen, trinken und Band oder Bund, Biß, Fund von binden, beißen, finden.

Mit diesen wichtigsten der inneren Stammbildungsmittel verbindet sich nun nicht selten das weit öfter benutzte, äußere der Suffixanfügung. Unter Suffixen versteht man Anhängsel, welche keine selbständige Bedeutung besitzen, aber aus früheren Pronominalbildungen, oft aus reinen Pronominalstämmen sich entwickelt haben. Sie sind also nie selbständige Wörter, höchstens Stämme gewesen, darum spricht man bei ihrer Anfügung nicht von einer wirklichen Zusammensetzung. Es sind heute entweder einzelne Vokale oder Konsonanten oder beide vereint, und sie können außer an einfache Wurzeln auch noch sowohl an andere schon abgeleitete als an zusammengesetzte Wörter angehängt werden. Die Ableitung vermittelst einzelner Vokale ist heute hauptsächlich durch die Haupt- und Eigenschaftswörter mit auslautendem e vertreten. Dieses Suffix e ist aus althochdeutschen a, i, u, ja, ju hervorgegangen, und so wirkt es manchmal, wie in § 7 ausgeführt, als altes i oder j auch umlautend, z. B. in Nähe neben nah, Härte neben hart, auch in

blöde, schnöde, böse, träge u. s. f. Genau ebenso sind in den Zeitwortendungen vollere vokalische Ableitungen zu e geworden, und der Umlaut deutet heute allein auf diesen Hergang hin, wie bei zählen (ahd. zeljan) neben Zahl. Einen zweiten Fall rein vokalischer Ableitung bot die massenhafte Verwendung des ursprünglich romanischen Suffixes ie, das auch zu ei wurde und in den weiteren Verbindungen mit Konsonantensuffixen zu ier und ieren führte. Wir finden sie heute in rein deutschen Wörtern viel benutzt, so in stolzieren, schimpfieren, und mit anderen, rein deutschen Suffixen verknüpft, mit er in Büberei, mit el in Tölpelei, mit n in Wüstenei u. a. Die konsonantische Ableitung zeigt in der neuhochdeutschen Sprache noch größere Mannigfaltigkeit. Die Konsonanten b, d, t, g, k, ch, h, s, st, z, l, r, m, n, w und die Zusammensetzungen nd, ng, cht lassen sich in unseren Wörtern allein oder in Verbindung mit Vokalen als stammbildende Suffixe verfolgen. Von den Lippenlauten geben Beispiele die Wörter: Far—be, Wur—m. Aus früheren Formen der hochdeutschen Sprache sehen wir, daß z. B. das w in solchen Ableitungssilben sich gern in b oder u verwandelte oder abfiel; dafür zeugen die mittelhochdeutschen Wörter varwe = Farbe, klawe = Klaue, niuwe = neu. Das m ist ähnlich gern zu n geworden: vadem = Faden. Von der wortbildenden Kraft der Zungenlaute d, t, s, st, z, n, r und l geben einen Begriff Bildungen wie: Hun—d, Sün—de, Klein—od, Rech—t, Dien—st, Hal—s, Sal—z, Zor—n, Wag—en, leb—en, Gräf—in, Eb—er, Va—ter, schläf—ern, Vog—el, grüb—eln. Endlich von der der Gaumenlaute g, k, ch, h und ihren Zusammensetzungen die Wörter Ber—g, Sor—ge, nöt—ig, Her—ing, Jüng—ling, Bild—ung, Fis—ch (fisk), Mens—ch (menn—isco), neid—isch, Mil—ch, Kran—ich, Ler—che, Mäd—chen, schwel—gen, Röhr—icht.

Nicht wenige von diesen Suffixen sind, wie die Beispiele: Recht, Hund, Berg u. a. beweisen, mit der Wurzel zur Silbeneinheit verwachsen. Dies kann natürlich am wenigsten eintreten, wenn frühere Nennwörter heute nur noch als Bildungssilben gefühlt werden. Sind dergleichen zur Ableitung benutzt, so liegt im Grunde eine Zusammensetzung vor, sie ist aber verdunkelt, und das zweite Grundwort wird heute nur als Nachsilbe gebraucht. So ist es der Fall mit bar (mhd. baere = tragend), haft (= behaftet), lich (altgermanisch lîka = Körper, mhd. gelich = gleich), rich (mhd. riche = Herrscher), sam (got. sama derselbe), schaft (mhd. scaft Gestalt), tum (tuom = Stand, Würde), heit mhd. heit = Art und Weise), keit (aus ec—heit), falt (von Falte), fach (von Fach) und lei (leie = Art). Nicht nachgewiesen als eigene Wörter, aber recht kräftige Suffixe mit erkennbarer Bedeutung sind noch: nis, lein, chen, sal, sel, ling, lings. Von den zur Zeitwortbildung verwendeten Ableitungssilben außer en sind el, er, ig und ier die wichtigsten: läch—eln, schläf—ern, rein—igen, halb—ieren.

Endlich sei noch gedacht unschöner, zum Teil unrichtiger Ab-

leitungen, z. B. auf in: Bekanntin, Verwandtin, Lieblingin u. a., auf ig: morgig, nebig, stäubig, etwaig, dasig u. a., ferner der lateinischen: Badenser, Weimaraner, auch solcher Formen wie: eigends für eigens, ferners und weiters mit unnützem s, endlich vieler neueren, besonders im Zeitungsdeutsch aufgetauchten, Wörter auf ig, lich und isch.

29. b) Die Zusammensetzung entsteht durch Verbindung von mindestens zwei selbständigen Wörtern, von denen die erste Hälfte Bestimmungs-, die zweite Grundwort heißt. Das Bestimmungswort trägt gewöhnlich den Hauptton, das Grundwort aber verliert mit dem Hauptone oft auch wesentliche Bestandteile, Buchstaben oder Silben, wie die Wörter Jungfer = Jung-frau, Junker = Jung-herr, Adler = Adel-aar, Nachbar = nâh-gebûre, der nahe wohnende, englisch neighbour, Eimer und Zuber, ahd. einpar und zuipar = Gefäß mit einer und mit zwei Handhaben, und alle im § 28 genannten Nachsilben, die früher Nennwörter waren, beweisen. Daß auch Bestimmungswörter verstümmelt werden können, zeigen Zusammensetzungen wie Himbeere, Brombeere, Herzog und Herberge, deren erste Hälfte die Grundwörter hint (in Hindin), brâme Dornstrauch und Heer enthält. Noch mehr ist aber die Zusammensetzung verdunkelt bei den Wörtern mit Vorsilben, mit sogenannten Präfixen, ehemals selbständigen Vorwörtchen, die jetzt aber als unbedeutende Anfangssilben mit einem Grundworte zusammengewachsen sind. Die Kenntnis ihrer Grundbedeutung wirft auf viele Zusammensetzungen erst das rechte Licht. So hat die beliebteste Vorsilbe der Art, ge, ursprünglich den Sinn des Zusammenfassens, was deutlich bei Gebirge neben Berge, Gebüsch, Gewölk, Gebrüder, Geflügel, Geschwister u. a. hervortritt. Noch mehr als bei Haupt- und Eigenschaftswörtern stellt sie sich bei Zeitwörtern ein, und zwar da mit der Bedeutung der Verstärkung, Dauer oder Vollendung, was man besonders beim zweiten Partizip erkennen kann. Fast ebenso gebräuchlich sind be, das ursprünglich dasselbe Wort wie „bei“ ist und die Richtung einer Thätigkeit angiebt: bereden, bekriegen, ferner un, verwandt mit „ohne“, mit verneinendem Sinne: Unrecht, vergl. Ohnmacht, weiter zer, was ein Auseinander, eine Schädigung andeutet: zerfallen, endlich ver mit dem noch etwas erweiterten Sinne von zer, so daß es auch den Begriff des Abschließens und Irrens hinzufügt: verlegen, verarbeiten, verlaufen. Etwas zurück treten nach ihrer Verbreitung hinter den genannten die Vorsilben ur und das daraus entstandene er (gotisch noch als Verhältniswort us vorhanden mit der Bedeutung aus, von, von etwas her oder heraus): Ursprung, erkennen, ebenso ant und dessen Abschwächungen ent und em (als Verhältniswort and im Gotischen viel gebraucht für: an, auf etwas hin) mit dem Begriffe der Ausdehnung und Verbreitung: Antwort, entschlafen, auch mit den weiteren Bedeutungen los, weg und gegen: entheben, empören. Endlich sind noch die Vorsilben erz, miß und mein zu nennen: Erzschuft, Mißbrauch, Meineid. Die erste ist aus dem in kirchlichen Worten beliebten griechisch-lateinischen archi, im Gotischen

ark, hervorgegangen, hat verstärkenden Sinn und ist z. B. auch in Arzt, dem mittellateinischen archiater, versteckt. Die zweite hängt mit den Zeitwörtern meiden und missen zusammen und hat die kräftige Bedeutung des Verkehrten und Verfehlten. Die dritte war im Mittelhochdeutschen noch als Eigenschafts- und Hauptwort selbständig, wo es falsch, Falschheit bedeutet. After und aber kann man nur aus dem Grunde unter diese Präfixe stellen, weil sie in Zusammensetzungen einen etwas anderen Sinn als die selbständigen neuhochdeutschen Wörter desselben Klanges zeigen, das erstere den des Unechten und Schlechten, das zweite den des Verkehrten: Afterrede, Aberwitz (vergl. das ndd. achter in Achterwasser).

Welchen hohen Wert die Zusammensetzung mit den genannten Vorsilben für unsere Sprachentwickelung hat, sieht jeder ein, der die dadurch ermöglichte Bildung von zahlreichen Nenn- und Zeitwörtern mit sehr verschiedenartigem Sinne aus einem Stamm erwägt. Doch führt der Umstand, daß die Grundbedeutung von dergleichen Vorsilben oft nicht mehr klar gefühlt wird, zu manchen mundartlichen Abweichungen, ja selbst Fehlbildungen. So „erbreitert" man in Nordwestdeutschland die Straßen, während sie im allgemeinen „verbreitert" werden. Ebenda „verstellt" man einen Antrag auf die Tagesordnung, während er überall sonst „gestellt" wird. Auch „belegen" und „gelegen" werden nicht selten verwechselt. Man kann in neuerer Zeit geradezu von einer Unsitte reden, welche besonders die Vorsilbe be und ver zu Neubildungen mißbraucht, so wenn die unschönen Zeitwörter vereinheitlichen oder bestandbilden und beschlagnahmen u. a. an Stelle näher liegender anderer Wendungen sich verbreiten.

Bei der Zusammensetzung wirklicher, selbständiger Wörter unterscheidet man am einfachsten das Zusammenwachsen von zwei unveränderten Wörtern, wobei keine Beugung des Bestimmungswortes eintritt, und eine losere Verbindung, welche die Abhängigkeit des ersten Teiles vom zweiten deutlich verrät. Man nennt die erste Art meist die eigentliche, die zweite die uneigentliche Zusammensetzung und will damit andeuten, daß bei der zweiten die beiden Wörter früher unverbunden neben einander standen. Daß das Sprachgefühl ursprünglich einen thatsächlichen Unterschied zwischen beiden Arten machte, sieht man noch heute an der Verschiedenheit der Begriffe von Landmann und Landsmann, Christ- und Christenkind, Wassernot und Wassersnot. Von den zwei letzten bedeutet das erste: Not, welche der Mangel des Wassers hervorruft, das zweite: Not, welche durch die Überfülle des Wassers entsteht. Dort ist das Wasser nötig, hier hat es Überschwemmung verursacht. Ferner spricht auch der Widerwille gegen mundartliche Zusammensetzungen folgender Art dafür: Nachtswächter (im Rheinlande), Dienstesnachrichten (Süddeutschland), Ratshaus und Stadtsgraben (Hamburg), auch Äpfelbaum neben Kirsch- oder Birnbaum, Kampfesweise oder Gedankenweise (für Denkweise). Umgekehrt wie bei dem letzten Beispiel wird nicht das Zeit- sondern das Hauptwort in der ersten Hälfte vorgezogen in Speise-

karte (nicht Speisenkarte). Für Rechnen= und Zeichnenbuch ist richtiger Rechen= und Zeichenbuch. Aber unbestreitbar ist die Zusammensetzung mit Bestimmungswörtern in abhängigen Kasus (und überhaupt in längeren Formen) immer allgemeiner geworden. So haben wir ohne inneren Grund zweierlei Formen neben einander: Kalb= und Rindfleisch neben Kalbs= und Rinderbraten, und die zwei letztgenannten Wörter finden noch weitere Doppelformen in Rindsbraten und dem mehr mundartlichen Kälberbraten.

Die Geschichte unserer Sprache zeigt einen deutlichen Vorgang der Zersetzung älterer und der Entstehung neuer Hilfsmittel auch bei der Zusammensetzung. Die Nennwörter wurden im Gotischen noch sehr häufig, wenn sie auf einen Vokal auslauteten, mit ihrem Klassenvokale zusammen als Bestimmungswörter verwendet, a, i und u also zwischen den zwei Teilen der Zusammensetzung erhalten: goda—kunds von guter Abkunft, arbi—numja Erbnehmer, faihu—skula Vieh= d. i. Geld=Schuldner. Im Althochdeutschen findet sich ebenfalls diese Erscheinung noch: herizoho Herzog, tagastern Morgenstern, aber die Klassenvokale verlieren sich schon mehr und mehr oder werden vereinfacht. Im Mittelhochdeutschen ist nur noch ein e an der betreffenden Stelle zu finden, wenn nicht ein völliger Ausfall eingetreten ist: nahtegal neben agel—ster, Elster, althochdeutsch noch agala—stra. Im Neuhochdeutschen hat die Verschmelzung ohne Klassenvokal noch mehr zugenommen. Erhalten hat sich i in Bräutigam, Nachtigall, für welche die alten Formen sind: brûtigomo und briutegome, nahtigala (gëllan, schreien) und nahtegal, e noch öfter: Tagewerk, Schweinefleisch, Herzeleid, Zeigefinger und Badehaus (wo der Bindevokal e hinter dem Zeitwortstamm fortlebt). Zumeist aber ist heute der Klassenvokal verschwunden: Herzog, Hausthür, Spinnstube. Dagegen haben sich Genetiv= und andere bei der Beugung vorkommende Endungen an die Nennwörter angeschlossen, sobald diese als Bestimmungswörter verwendet sind, und zwar sogar an solche, denen die betreffende Endung nach der Beugungslehre gar nicht zukommt. Diese Zwischenlaute wurden also zu einem beliebten, bei der Neubildung von Wörtern gebrauchten Mittel. So wurden z. B. es und s an weibliche Hauptwörter angehängt in: Liebeslust (trotz: Lust der Liebe), Armutszeugnis und in vielen ähnlichen Wörtern, deren erste Hälfte nun wie ein unrichtiger Genetiv erscheint. Für gewöhnlich klingt sie aber dem heutigen oder früheren Genetive gleich: Tageslicht, Sonnenlicht, Straßenpflaster, Lindenblatt, Taschentuch, auch dem Mehrzahlgenetive: Rinderhirt, Bücherwurm, Frauendienst. Bei dem letzten kann „Frauen“ ebenso gut als alter Genetiv der Einzahl angesehen werden wie in: Liebfrauenkirche = Kirche unsrer lieben Frau (Maria).

Die außerordentlich große Zahl der zusammengesetzten Wörter im Neuhochdeutschen wird deutlich, wenn man die zusammensetzbaren Wortarten aufzählt. Wir verbinden: 1. Hauptwörter als Bestimmungswörter ebenso mit Haupt= als Eigenschafts=, Zeit= und Umstandswörtern:

Grundregel, sorgenfrei, kriegsgefangen, teilnehmen, bergauf. 2. Eigenschaftswörter mit Haupt-, Eigenschafts-, Zeit- und Umstandswörtern: Eigensinn, hellgrau, vollbringen (untrennbar), hochachten (trennbar), am allerbesten. 3. Zeitwörter mit Haupt- und Eigenschaftswörtern: Rechenstunde, leblos. 4. Fürwörter unter einander: derjenige, und mit gewissen ursprünglichen Nennwortformen, die als Umstands- oder Verhältniswörter, auch wohl als Eigenschaftswörter benutzt werden: meinesteils, meinesgleichen, meinethalben, meinetwegen. 5. Zahlwörter mit ähnlich gebrauchten Wörtern: einmal, zweifach, dreifältig, und mit echten Nennwörtern: Zweikampf, auch mit Zahlwörtern: dreizehn. 6. Umstands- und Verhältniswörter (außer den oben behandelten Präfixen) sowohl unter einander als mit Nennwörtern: voran, Abgrund, aufrecht, immergrün, insgeheim, seitdem, ankommen. Man nennt diese Art von Bestimmungswörtern wohl auch trennbare Partikeln im Gegensatz zu den untrennbaren oder Präfixen. 7. Auch ganze Redensarten, selbst kleine Sätze verschmelzen in ein Wort: Vergißmeinnicht.

In einer Hinsicht allerdings ist die Zusammensetzung zweier Wörter im Deutschen mehr und mehr beschränkt worden. Fast stets nämlich ist heute das Bestimmungswort dem Grundworte in irgend einer Beziehung untergeordnet, es dient diesem wirklich, nämlich zur genaueren Bestimmung. Nur in den zusammengesetzten Zahlwörtern dreizehn bis neunzehn tritt eine Art Addition gleichwertig bleibender Wörter ein, und ähnlich ist es noch bei solchen Verbindungen wie: naßkalt, Helldunkel, wobei das erste Glied jedoch schon in eine geringe Abhängigkeit geraten ist. Die ältere Sprache hatte die Fähigkeit, zwei als Grundwörter anzusehende Wörter in eine Form zusammenzubinden, wie z. B. der Ausdruck des Hildebrandsliedes: sunufatarungôs = Sohn und Vater zeigt. Die Beschränkung aber, welche sich die spätere Sprache darin auferlegt hat, gab wieder die Möglichkeit, ganz streng die Begriffe auseinander zu halten bei verschiedenen Zusammensetzungen derselben Wörter, z. B. bei Gartenbaum und Baumgarten u. a. Daß übrigens andere Sprachen die Wortfolge innerhalb eines zusammengesetzten Wortes anders einrichten können, beweist z. B. der bekannte malayische Ausdruck Orang-Utang, wörtlich Mensch-wald, während wir Waldmensch sagen.

Die Lehre von der Wortbildung führt über zu der von dem Bedeutungswandel der Wörter. So unterrichtend dieselbe aber auch ist, so kann sie doch noch weniger als jene in der Schule annähernd vollständig oder zusammenhängend besprochen werden.

2 β. Von den Wortarten.

Allgemeines. Daß die Sprachwissenschaft nur drei Hauptarten § 30.
der Wörter anerkennt, ist schon in I, 1 b erwähnt. Es sind: 1. Die Ausrufewörter, welche, weil sie gleichsam die Rede unterbrechen, auch Interjektionen genannt werden. 2. Die Deutewörter, auch Form-

wörter, welche auf beliebige Gegenstände nur hinweisen, die Verhältnisse und Beziehungen derselben angeben. 3. Die Bedeutungswörter, die einzigen, welche die wahrgenommenen oder gedachten Dinge oder Personen bezeichnen, also eine bestimmte, selbständige Vorstellung in dem Menschen erwecken. Die ersten sind für alle höherstehenden Sprachen die unbedeutendsten, die zweiten gleichen leeren Gefäßen, in die man allerhand hineinthun kann, werden also, je mehr der Geisteszustand und damit die Sprache eines Volkes sich entwickelt, eine immer vielseitigere Verwendung finden, die dritten sind der eigentliche Kern aller Sprachen, und auf ihrer deutlichen Verbindung innerhalb eines Satzes beruht die klare Wiedergabe eines seelischen Vorganges.

Wenn man dies letztere, die lautliche Wiedergabe eines seelischen Vorganges, als die Absicht jedes Menschen ansieht, der den Mund zum Sprechen öffnet, so erscheint die gewöhnliche Einteilung der Wortarten, wie sie aus der griechisch-römischen Grammatik in die deutsche übergegangen ist, in 9 oder 10 Abteilungen sehr künstlich. Denn jeder Satz enthält doch eine Aussage, die in dem Zeitworte vor allem zum Ausdrucke kommt und vielfach, z. B. bei Heischesätzen, allein durch ein solches wiedergegeben wird. Die Zeit- oder besser Aussagewörter sind also neben den Ausrufewörtern, den Äußerungen von Empfindungen, die erste Wortart, welche innerhalb einer lautlichen Gedankenwiedergabe oder eines Satzes sich von den andern Worten abhebt. Alle anderen bilden nicht Sätze, sondern bestimmen oder verbinden sie nur. So könnte man mit vollem Rechte, wie es F. Kern thut, die Wortarten in: 1. satzbildende, 2. satzbestimmende, 3. satz- und wortverbindende, 4. außerhalb des Satzgefüges stehende, ausrufende Wörter einteilen. Die ersten geben die betreffende Handlung oder den betreffenden Zustand an, von dem als der Hauptsache Mitteilung geschehen soll, die letzten drücken nur die damit verbundene Empfindung klar und kurz aus. Die zweiten zerfallen nach ihrer Bedeutung für den Satz: 1. in substantivische Wörter, welche alles im Satze bestimmen können, besonders auch die Person, also als Subjektwort dienen, 2. in adjektivische, die nur die substantivischen Wörter bestimmen können, und 3. in adverbiale, welche zwar nie als Subjektswort dienen können, sonst aber, gleich den substantivischen, alles im Satze zu bestimmen vermögen. Der Form nach gehören die substantivischen und adjektivischen als deklinierbare Wörter zusammen, dem Inhalte nach dagegen die adjektivischen und adverbialen, weil sie nichts selbständig Vorhandenes, sondern nur etwas an einem Gegenstande oder Zustande Vorhandenes angeben. Im einzelnen fallen darnach unter die substantivischen Wörter: die Hauptwörter im engeren Sinne, die Infinitive und die substantivischen Für- und Zahlwörter, ferner unter die adjektivischen: die Eigenschaftswörter im engeren Sinne, die Partizipien und die adjektivischen Für- und Zahlwörter, endlich unter die adverbialen: die Umstandswörter im engeren Sinne, die Verhältniswörter und die adverbialen Für- und Zahlwörter.

Für unseren Zweck ist diese Einteilung jedoch deshalb nicht zweckmäßig, weil wir uns an die eingeführten Bezeichnungen, solange sie im Anfangsunterrichte noch unumschränkt herrschen, zu halten gebunden sind und weil wir es hier überhaupt mehr mit der Form als dem Inhalte der Sprache zu thun haben, also an und für sich nicht von dem Satzwerte der Wörter als dem Einteilungsgrunde der Wortarten auszugehen brauchen. Aber es wird sich oft genug Gelegenheit bieten, bei der Besprechung der einzelnen, seit alters eingeführten Bezeichnungen für die Wortarten auf die Vermischungen und Übergänge, die dabei stattfinden, hinzuweisen. Hier nur noch einige allgemeine Bemerkungen.

Gewisse Stoff- oder Begriffswörter sind in allen Sprachen vielfach zu bloß grammatischen oder Formwörtern herabgesunken, d. h. zu solchen, die nur die „sachlichen" Wörter verbinden und die gegenseitigen Beziehungen derselben ausdrücken sollen. So haben im Deutschen die Wörter: der, die, das, ein, eine, die sogenannten Hilfszeitwörter u. a. eine kräftigere, selbständige Bedeutung neben einer anderen mehr formelhaften. Ursprünglich kennt die artikulierte Sprache ebensowenig wie die Taubstummensprache eine im Gefühl begründete, also natürliche Unterscheidung von Wortarten.

Haupt- und Zeitwörter sind noch heute in vielen Sprachen nicht unterschieden, auch in den indoeuropäischen gelten oft dieselben Formen für beide: leben und Leben, englisch quiet ist Haupt-, Zeit- und Eigenschaftswort. Die Reihenfolge und der verschiedene Ton der Wörter giebt ihnen im einzelnen Falle den bestimmten Sinn, und diese müssen in allen nicht beugenden Sprachen oder in denen, welche ihre Beugungssilben verstümmelt oder verloren haben, strenger als in anderen beobachtet werden. Oft aber wird schon die Zusammengehörigkeit gewisser Wörter in solchen Sprachen nur durch die Wiederholung eines und desselben Redeteilchens, vor allem eines Deutewortes angegeben. Auf diese Weise können z. B. alle zum Subjekte und alle zum Objekte gehörenden Umkleidungen unterschieden, und sowohl die Person als die Zahl und das Geschlecht durch bestimmte Silben, welche sich durch den ganzen Satz hindurchziehen, angedeutet werden. Damit ist der erste Schritt zu der sogenannten Beugung der Wörter gethan.

Innerhalb des indogermanischen Sprachstammes ist nun die wichtigste Thatsache die frühe Scheidung des Nenn- und des Zeitwortes. Die indogermanische Ursprache kannte aber außer diesen zwei Arten von Bedeutungswörtern und den Ausrufe- und Deutewörtern auch schon Zahl-, Verhältnis- und Umstandswörter. In allen zu diesem Sprachstamme gehörigen Einzelsprachen nämlich sind Wortstämme mit denselben Lauten für gleiche Begriffe innerhalb der genannten Wortarten vorhanden. Die Entstehung der Eigenschafts- und weiterhin vieler Umstandswörter derselben Stämme erfolgte dadurch, daß Hauptwortbegriffe gewissermaßen zerlegt oder geschwächt wurden. Die Bindewörter wurden erst dann mannigfaltiger, wenn die Sprachen sich zu künstlicheren Satzgebäuden ver-

stiegen, sie gehören fast alle einer späteren Stufe der Sprachentwickelung an. Das Geschlechtswort endlich ist in allen Sprachen, die es überhaupt besitzen, zuletzt aufgetreten, und zwar überall nicht als eine begriffliche Neuschöpfung, sondern als eine Abschwächung vorhandener Deute- oder Begriffswörter.

a) Das sogenannte Geschlechtswort.

§ 31. Das Geschlechtswort giebt von den Hauptwörtern und allen andern als solchen gebrauchten Wörtern das Geschlecht an. Es dient also nicht dazu, einen selbständigen Begriff auszudrücken, sondern ist ein grammatisches Hilfs- oder ein Formwort, das sich den anderen Wortarten zur Verfügung stellt, in erster Linie das Hauptwort biegsam und gelenkig machen hilft. So erklärt sich der lateinische Name articulus = Gelenk.

Man pflegt das bestimmte und das unbestimmte, richtiger das bestimmende und nicht-bestimmende Geschlechtswort zu unterscheiden. Das erste ist das in Ton und Bedeutung abgeschwächte hinweisende Fürwort der, die, das, das zweite das in gleicher Weise veränderte Zahlwort ein, eine, ein. Der Vergleich mit den ebenfalls aus Für- und Zahlwörtern entstandenen Geschlechtswörtern anderer indogermanischen Sprachen ergiebt sich von selbst. Wie das Lateinische hatte aber auch das Germanische ursprünglich keine Wortart von solcher inhaltlichen Leere. Das Gotische benutzt zwar schon vielfach das hinweisende Fürwort sa, so, þata in abgeschwächtem Sinne, läßt es aber auch oft weg und kennt das Zahlwort ains nur mit kräftiger Bedeutung, es läßt also das unbestimmte Geschlechtswort stets, das bestimmte oft aus, wo wir sie brauchen. Im Alt- und Mittelhochdeutschen treten beide auf, fehlen aber im ersten öfter als im zweiten an Stellen, wo wir sie erwarten. Noch vor 500 Jahren heißt es ze strite = im Streite, von Roden = von der Rhone u. s. f.

Heute wird durch das bestimmte Geschlechtswort nicht mehr auf etwas hingewiesen, sondern der betreffende Begriff als bekannt bezeichnet, durch das unbestimmte wird nicht mehr gezählt, sondern nur ein beliebiges Einzelwesen aus einer Gattung herausgehoben. Der Hauptwert beider liegt aber darin, daß sie durch ihre deutlichen Beugungsformen die Endungen, welche vielfach an den Hauptwörtern und an anderen ähnlich gebrauchten Wörtern abgefallen sind, ersetzen und sowohl das Geschlecht als die Zahl und den Fall angeben. Daneben werden sie heute als ein Mittel verwendet, durch welches jedes beliebige Wort zu einem Hauptworte erhoben werden kann. Unter den neueren Sprachen benutzt die deutsche ihre Geschlechtswörter wohl am meisten. Der Unterschied zwischen unseren beiden Arten von Artikeln ist an und für sich durchaus klar. Nur in einem Falle scheint das unbestimmte unbilligerweise das bestimmte zu verdrängen, wenn wir nämlich im Kanzleigebrauche an „Ein hohes Ministerium“, „Einen hochlöblichen (oder hochweisen) Stadtrat“

schreiben. Dieser sich auf Titel beschränkende Gebrauch zieht sich durch die ganze neuhochdeutsche Zeit hindurch und erklärt sich aus der ursprünglichen Eigenschaft des unbestimmten Geschlechtswortes als Zahlwort. „Ein“ bedeutet hier so viel wie: der eine, den es in dem betreffenden Fall giebt. Man vergleiche damit Redensarten wie: ein Ende nehmen.

Weit weniger leicht ist die Aufzählung der Fälle, in denen das Geschlechtswort ganz fehlt oder verkürzt wird. Dem Ausländer hilft in zweifelhaften Fällen meist nur die Erinnerung daran, daß dem jetzigen sogenannten Geschlechtswort die ursprüngliche hinweisende oder zählende Bedeutung doch nicht ganz verloren gegangen ist. Darum braucht man es nicht, wenn ein Titel oder eine Überschrift an und für sich schon stark hervortritt: Herr Meyer, Doktor Heim, Einleitung —, auch nicht, wenn ein Gattungswort als Merkmals- oder Eigenschaftsname benutzt wird: Er ist (oder wird u. s. f.) Landmann, ferner nicht, wenn mehrere Wörter zu einem Gesamtbegriffe vereinigt werden: Bruder und Schwester, Fußvolk und Reiterei, Haus und Hof, Wasser und Land. Dasselbe gilt bei Eigennamen, die doch schon ein ganz bestimmtes Einzelwesen aus anderen herausheben, bei Stoff- und Begriffswörtern, solange sie in ganz allgemeiner Bedeutung gebraucht werden, besonders in sprichwörtlichen oder formelhaften Wendungen: Wasser holen, Hunger leiden, über Land, wider Willen, auf Befehl, nach Hause, endlich wenn durch einen vorangehenden Genetiv der Hauptwortsbegriff schon eng umgrenzt ist: Der Menschen Leben. Unter den Eigennamen nehmen jedoch bekanntlich die der Flüsse, Seen und Meere, Gebirge und Berge eine besondere Stelle ein, da sie im Unterschied von Personen-, Länder- und Ortsnamen das Geschlechtswort verlangen. Übrigens thun dies auch von den Ländernamen alle nicht sächlichen, besonders die weiblichen auf ei und ie: Die Türkei, die Lombardei, die Normandie, die Schweiz, ferner die Mehrzahlformen, wie die Niederlande, die Balearen, und die meisten Landschafts- oder Provinznamen, vor allem auf land oder gau: Das Vogtland, das Breisgau, die Lausitz, die Mark, die Krim, die Pfalz, auch das Elsaß, das Banat. Durch die Verkürzung des Geschlechtswortes (am, ans, zur u. s. w.) wird entweder in der niederen Sprache ein vertraulicher Ton der Rede angedeutet oder dem Begriffe ein noch allgemeinerer Sinn beigelegt, als es trotz der abgeschwächten Bedeutung des Geschlechtswortes bei der Verbindung mit diesem möglich ist. Daß z. B. „an dem Tage“ und „am Tage“ doch noch verschieden ist, sieht man deutlich daran, daß nur ein leiser Nachdruck auf „dem“ diesem Worte seine ursprüngliche Eigenschaft als Deutewort zurückgiebt und dann die Verkürzung unschön ist. So verkürzt man das sogenannte Geschlechtswort lieber nicht vor einem Hauptworte, welchem ein Nebensatz angefügt ist, etwa: Am Tage, als (oder an dem u. s. f.) anstatt: An dem Tage, als. Ein anderer neuerdings allgemeiner auftretender Fehler ist die unnütze Verwendung des unbestimmten Geschlechtswortes vor einem Eigenschafts-

wort, das als Prädikat dient: Sein Vermögen ist ein großes. Auch mit Personennamen verbinden viele das bestimmte Geschlechtswort, während die besseren Schriftsteller, selbst beim Genetive und Dative, es oft vermeiden, also: „die eiserne Hand Götz'“ vorziehen der Form „des Götz“, die beim Sprechen entschieden vorwiegt. Umgekehrt ist die aus dem Kanzlei- und Geschäftsstile herrührende Weglassung des Geschlechtswortes nach Wendungen wie: in betreff, betreffs, in Bezug u. s. f. als hart zu bekämpfen, zumal wenn ein Genetiv oder ein Verhältniswort darauf folgen muß; also „betreffs Verkauf eines Grundstückes“ ist gemeindeutsch in „betreffs des Verkaufs“ zu ändern.

Endlich muß es als übel angebrachte Sparsamkeit erscheinen, wenn mehrere auf einander folgende Hauptwörter gleichen Geschlechts nur von einem Geschlechtswort bestimmt werden, ohne daß sie eine höhere Einheit bilden, oder wenn sie gar in einem Gegensatz zu einander stehen, etwa: Der König und Wolf. Ganz falsch ist natürlich eine solche Verbindung bei verschiedenem Geschlechte, z. B.: eine Beschreibung oder Plan.

b) Das Hauptwort.

§ 32. 1. Bedeutung und Einteilung. Das sogenannte bestimmende Geschlechtswort war das beste Beispiel dafür, wie sich der ursprüngliche Begriff eines Deutewortes fast ganz verflüchtigen und in hochentwickelten Sprachen nur die Form zurückbleiben kann, welche dann anderen Zwecken dienen muß.

Das Hauptwort ist dagegen (neben dem Zeit- oder Aussagewort) der kräftigste Vertreter der Bedeutungswörter. Aus diesem Grunde werden alle gemeinsamen Eigenschaften der letzteren an dieser Stelle abgehandelt, vor allem die, welche die Beugung der Nennwörter, die Deklination, betreffen. Die Bezeichnung Nennwort ist dem lateinischen Ausdrucke nomen nachgebildet und vereinigt Haupt-, Eigenschafts-, Für- (oder Deute-) und Zahlwörter in eine Klasse von Bedeutungswörtern. Sie unterliegen gewissen Formgesetzen gemeinsam, weil ihre Begriffe sich berühren oder wenigstens eine äußere Verbindung gestatten, ohne daß der eine dabei seine Selbständigkeit völlig einbüßt.

Die Haupt- (oder Ding-)wörter nennen entweder Gegenstände und Wesen selbst oder Begriffe, welche an jenen sich zeigen, sind also Wesennamen = konkrete und Begriffsnamen = abstrakte Hauptwörter. Die ersteren zerfallen nach einer alten logischen Einteilung in: Eigen- und Gattungsnamen, d. h. Namen von Einzelwesen und von ganzen Klassen von Wesen, und zu den letzteren zählen als vielbenutzte Unterarten die Stoff- und die Sammelnamen, welche Gattungsbegriffe unter dem Gesichtspunkte der stofflichen Einheit oder Zusammensetzung wiedergeben. Die Begriffswörter bezeichnen Erscheinungen, welche nicht mit den Sinnen allein, sondern mit dem Verstande erfaßt werden, also Eigenschaften, Zustände, Handlungen, in denen Wesen oder Gegenstände

begriffen oder die an ihnen wahrnehmbar sind. Der Wert dieser ganzen Einteilung ist jedoch für die Sprachlehre einmal darum gering, weil es keine lautlichen, äußeren Kennzeichen der Wesen- und Begriffswörter giebt, höchstens die Nachsilben heit, keit, ung, schaft, nis, ut im allgemeinen (nicht immer) Begriffswörter andeuten, sodann aber auch, weil viele Wörter ganz ebenso der ersten wie der zweiten Art angehören (Schreiben = Schriftstück und Kunst des Schreibens, Handlung = Kaufmannshaus und That, Größe = Großsein und großer Mensch), und weil es eins der beliebtesten Mittel unserer Sprache ist, ihre bildliche Kraft durch Verwischung dieser Grenzlinie zu erhöhen, also Begriffsnamen als Wesennamen und umgekehrt zu brauchen.

2. Beugung. Weit wichtiger sind alle die Kunstausdrücke der Sprachlehre, welche die Beugung betreffen, nämlich: aa) das Geschlecht oder das Genus, bb) die Zahl oder der Numerus, cc) der Beugungsfall oder der Kasus. Bei der Beugung der Eigenschaftswörter tritt ferner dazu der Steigerungsgrad, bei der der Aussage- oder Zeitwörter die Aussageweise oder der Modus, die Zeit oder das Tempus und die Person.

aa) Die Geschlechter. Die Natur zeigt eine Teilung aller lebenden Wesen nach zwei Geschlechtern. Die Sprache aber giebt auch den Bezeichnungen für andere Begriffe ein solches, also allen Hauptwörtern. Im allgemeinen deckt sich das grammatische Geschlecht mit dem natürlichen, aber bei der Übertragung des in der Natur vorhandenen Geschlechtsunterschiedes auf die Gebilde der Sprache hat vielfach die Phantasie in einer uns heute unverständlichen Weise gewaltet, anderseits haben bei der Vermehrung des Wortschatzes, bei Neubildungen äußere grammatische Gründe, wie der Gleichklang u. a., eingegriffen. Manche Völker (wie die Algonkinindianer und die Dravidas in Vorderindien) teilen nur in lebendige und leblose, nicht in männliche und weibliche Wörter ein. Viele andere aber haben den Ausweg gefunden, daß sie für eine Menge von Wörtern das Geschlecht unbezeichnet lassen und damit eine ganze Klasse von Hauptwörtern schaffen, die keins der beiden natürlichen Geschlechter (Neutrum) besitzen, sondern nur ein grammatisches, das wir im Deutschen unrichtig in der Regel sächlich nennen. Dies giebt also entweder an, daß kein Geschlechtsunterschied vorhanden ist, oder daß er wenigstens nicht bezeichnet werden soll. Es ist aber auch manchmal kaum zu erklären, z. B. bei lebenden Wesen, die mit dem betreffenden Worte gerade in einem bestimmten Geschlechte auftreten, wie bei unserem Worte Weib, das übrigens auch im Angelsächsischen wîf geschlechtslos war, während wîfman (woman) männlich auftrat. Die indogermanischen Sprachen, also auch die germanischen, besitzen, soweit man sie zurückverfolgen kann, diese drei Arten des grammatischen Geschlechts und scheinen durch das männliche das Stärkere und Thätige, durch das weibliche das Schwächere und Leidende, durch das sächliche das Allgemeine und das Unentwickelte angeben zu wollen. Freilich läßt sich das nur ganz allgemein behaupten, die Sprachen unterscheiden sich ja unter einander ganz bedeutend in der

Geschlechtsbestimmung derselben Begriffe und ändern auch bisweilen dieselben im Verlaufe ihrer Entwickelung. So erscheinen im Deutschen die Verkleinerungswörter (auf lein und chen) durchweg geschlechtslos oder sächlich, im Griechischen ebenso, man sieht sie gewissermaßen als Bezeichnung von etwas der Entwickelung noch Bedürftigen an. Im Lateinischen dagegen wiegt die Erinnerung an das Mutterwort vor, und dessen Geschlecht wird beibehalten: der Knabe — das Knäblein, puer— puerulus, filia—filiola. Am deutlichsten lehnen sich im Deutschen die Bezeichnungen für Menschen, Haustiere und einige andere größere Tiere an das natürliche Geschlecht an, sei es nun, daß für die verschiedenen Geschlechter verschiedene Wurzeln verwendet werden: Mann — Frau, Stier — Kuh, oder daß das weibliche eine unterscheidende Endung erhält: Löwe — Löwin, oder daß die Geschlechter durch Zusammensetzung verschiedener Formen auseinander gehalten werden: Auerhahn, Auerhenne. Geschlechtslos werden dann die Jungen dieser lebenden Wesen bezeichnet: Kind, Kalb, Lamm. Eine verständliche Thatsache ist es ferner, daß die Raubvögel männlich, die Singvögel dagegen meist weiblich sind: der Adler — die Nachtigall, auch daß die größeren und die kleineren Fische sich in ihrem Geschlechte im großen und ganzen unterscheiden: der Hecht und Karpfen, die Forelle und Schmerle, endlich daß die meisten bei körperlicher Arbeit verwendeten Werkzeuge (auf el und er) männlich (Schlägel, Hammer), dagegen viele sich weit ausdehnende, flächenförmige Gegenstände weiblich (Eiche, Heide) und die Mehrzahl der Geräte und der Stoffe sächlich gebraucht werden (Netz, Holz). Weit weniger klar sind die Gründe dafür, warum die Mehrzahl der Flüsse weiblich (außer: Rhein, Main, Neckar u. a.), die große Menge der Länder und Örter dagegen geschlechtslos ist (außer die auf ei, ie, au und gau und einige andere, welche stets das Geschlechtswort verlangen), auch warum die Winde, Himmelsgegenden und Jahreszeiten (außer: das Frühjahr) männlich sind. Die Winde sind wohl noch am leichtesten als männlich verständlich, da es ja „der Wind" heißt, ebenso wie die Monats- und Wochentage männlich sind, genau wie „der Tag" und „der Monat". Ist schon hierbei das Walten der Einbildungskraft, dem die Geschlechtsbezeichnung zu verdanken ist, öfter in Dunkel gehüllt, so sind es ganz offenbar gar keine inneren, sondern nur äußere Gründe, welche gewissen Endungen die Kraft verleihen das Geschlecht zu bestimmen. So verlangen die Endsilben el, er, en, ing und ling zumeist das männliche, dagegen in, ei, e, t, st, de, keit, heit, schaft, ung, at, ut das weibliche und sel, sal, tum (außerdem chen und lein) vorzugsweise das sächliche Geschlecht. Bei heit, schaft und tum liegt der Grund darin, daß sie früher selbständige Wörter waren, die ersten beiden weiblich, das dritte sächlich oder männlich. Das Englische besitzt das letzte noch als selbständiges Wort in doom neben der Ableitungssilbe dom, während es heit auch nur noch in den Suffixen hood und head fortleben läßt. Die Form giebt ferner ebenfalls ein gutes Kennzeichen ab bei den meisten von Zeit-

wörtern abgeleiteten einsilbigen Hauptwörtern, wie Bund, Fall, welche männlich, und bei den mit der Vorsilbe ge gebildeten Sammel- und Begriffswörtern (Gebirge, Geschrei), welche geschlechtslos sind.

Aber sowohl die große Zahl von Ausnahmen als auch die Verschiedenheit der einzelnen Mundarten und Zeitalter in betreff des Geschlechtes ganz bestimmter Wörter nehmen diesen Regeln viel von ihrem Werte. Dem Ausländer kann kein besserer Rat gegeben werden als zu jedem deutschen Hauptwort das Geschlechtswort von Anfang an hinzuzulernen, sich vor allem nicht auf die Form als ein sicheres Kennzeichen des Geschlechtes zu verlassen.

Das Deutsche hat niemals seine Hauptwörter nach den Endungen durchgreifend geschlechtlich geordnet. Freilich war im Gotischen und Althochdeutschen das grammatische Geschlecht weit mehr als heute an der Form und Biegungsweise derselben zu erkennen, die Kennzeichen sind im Mittel- und Neuhochdeutschen abgefallen oder verstümmelt. Der Rabe, die Ente, das Auge haben z. B. ganz gleiche Endungen und doch verschiedenes Geschlecht, ohne daß dies letztere von der Natur bestimmt würde, ebenso der Frost, die Pracht, das Gesicht u. a. m. Im Gotischen unterschieden sich der Dorn und das Horn: Þaurnus und haurn, der Vogel und die Nadel: fugls und nêÞla, der Hagel und die Schlüssel: hagal und scuzzila. In manchen Fällen ist mit der Änderung der Form auch das Geschlecht von deutschen Hauptwörtern verändert worden: So sind viele ehemalige schwachgebeugte männliche Wörter, die im ahd. auf o endeten und sich von den weiblichen auf â unterschieden, weibliche geworden, weil sie seit dem mhd. die Endung in e schwächten und diese heute zumeist weiblichen Wörtern zukommt. Demgemäß waren Wörter wie: Schlange, Drohne, Traube, Blume, Wade, Schnecke u. a. noch im mhd. männlich. Aber auch starkgebeugte mittelhochdeutsche Wörter männlichen Geschlechtes, die auf Konsonanten endeten, haben heute mit einem Endungs-e das weibliche Geschlecht angenommen, z. B. hieß die Woge der wâc, die Binse der binez, die Locke der loc. Im Althochdeutschen waren noch geschlechtslos: die Wange, Wolke, Ähre, Waffe, Beere. Andere neuhochdeutsche Wörter, die nicht auf e enden und ihr Geschlecht trotzdem geändert haben, sind z. B. Furt, Bank (mhd. noch männlich), Spreu, Milz (ahd. noch sächlich).

Die Gleichgültigkeit gegen das Geschlecht oder die an Willkür grenzende Freiheit unserer Sprache in dieser Frage belegen auch Doppelformen wie: Der Quell und die Quelle, der Spalt und die Spalte, der Pfosten und die Pfoste, der Ritz und die Ritze, der Trupp und die Truppe, der Schurz und die Schürze, wo nur der Endung e zuliebe das weibliche Geschlecht eintritt, ohne die Bedeutung wesentlich zu ändern. Dasselbe trifft zu bei völlig gleichklingenden Doppelformen: Der und das Ungestüm, Bündel, Docht, Knäuel, Vogelbauer, Wams, der und die Pate, Hirse, Zehe, die und das Geschwulst, der, die und das Klafter. Mundartlich sind derartige Schwankungen noch weit häufiger als in der Schriftsprache. Die letztere sucht in der Regel mit dem Geschlechtsunterschiede auch einen kräftigeren

Bedeutungsunterschied zu verschmelzen, so bei: Der und das Lohn, der und das Gehalt, der und das Schild, der und das Verdienst, der und das Mensch, der und die See. Dagegen gelten z. B. noch heute für mundartlich: Die Bach, Floh, Rabe, Öl (auch der Öl), das Teller, Koffer, Regenschauer, Schüssel, Spiegel, Schachtel, Schrank, Sarg, auch das Kamin und das Schirm. Von Lehnwörtern schwanken der und das Sofa, Karneval, Baro- und Thermometer, Scepter, Pult, Katheder, Münster. Verschiedene Bedeutung legt man den Doppelformen: Der und das Moment, der und das Chor bei. Reindeutsche Wörter, deren Laute gleich, deren Geschlecht und Bedeutung aber verschieden sind, giebt es außer den oben genannten: Lohn u. s. f. von zweierlei Art: 1. von gleichem Stamme: Der und das Band, Bund, Bauer, Erbe, Stift, der und die Flur, Heide, Hut, Kunde, Schenke, Sprosse, die und das Erkenntnis, Steuer, Wehr; 2. von verschiedenem Stamme: Der und die Alp, Buckel, Geis(ß)el, Kiefer, Koller, Leiter, Mangel, Mast, Weihe, der und das Messer, Moh(oo)r, Reis, Tau, Thor, der und die oder das Ohm, die und das Mark. Abgeleitete Wörter schwanken ebenfalls nicht selten. So sind diejenigen auf sal meist geschlechtslos, doch Drang-, Müh- und Trübsal weiblich. Von denen auf nis giebt es wohl ebenso viele weibliche wie geschlechtslose, während noch andere in beiden Geschlechtern vorkommen. Doch stellt sich da ein Bedeutungsunterschied ein, indem die weibliche Form in der Regel die reine Handlung, also etwas Abstraktes, die geschlechtslose das Ergebnis derselben, einen Zustand, mehr etwas Konkretes angiebt: Die und das Erkenntnis. Dieser Unterschied gilt im allgemeinen auch für die auf ein Geschlecht beschränkten Ableitungen mit nis, z. B. die Kenntnis und das Gefängnis, doch durchbrechen Wörter wie: das Begräbnis und die Wildnis, Fäulnis, Finsternis und Betrübnis die eben angegebene Regel.

Für die zusammengesetzten Wörter gilt im großen und ganzen die Regel, daß das Grundwort, selbst im Gegensatz zu dem natürlichen Geschlechte, das grammatische bestimmt: Das Frauenzimmer. Die bekanntesten Ausnahmen sind: Der Abscheu, der Mittwoch (als Wochentag männlich), einige weibliche Zusammensetzungen mit dem Grundworte Mut: Groß-, Sanft-, Langmut u. a., die mit männlichen oder weiblichen Grundwörtern gebildeten Ortsnamen, welche stets geschlechtslos auftreten: Frankfurt, Kolberg, Hamburg, und die Zusammensetzungen mit Teil, welche mehrfach ebenso erscheinen: Das Dritteil, Gegenteil u. a. Doch behalten merkwürdiger Weise gerade manche Zusammensetzungen mit Teil das Geschlecht des Grundwortes, welche die eigentliche Bedeutung desselben nicht festhalten, wie: Der Vor-, Nach-, Anteil, neben anderen, wie: Der Stadtteil, der Bestandteil. Der Anlaß zu der Verschiedenheit bei diesen letzten Zusammensetzungen liegt in dem Worte Teil selbst, welches von alter Zeit her zwischen männlichem und sächlichem Geschlechte schwankt, ehemals mehr das zweite bevorzugte, heute aber für gewöhnlich als männlich bezeichnet werden muß und nur, wenn der engere Begriff Anteil (also: Teil eines

Ganzen als etwas Selbständiges) damit wiedergegeben werden soll, noch geschlechtslos gebraucht wird: Ich für mein Teil, jeder bekommt sein Teil.

Endlich soll über die Lehn- und Fremdwörter noch bemerkt werden, daß von dem allgemeinen Gesetze, welches die Erhaltung des in der fremden Sprache gebräuchlichen Geschlechtes fordert, sich viele Ausnahmen finden, in erster Linie bei solchen, deren Endung in eine deutsche umgewandelt worden ist, welche im ganzen ein bestimmtes Geschlecht festhält. Daher heißt es: Der Tempel, Anker, Körper, aber auch die Bibel, Muskel, Nummer, das Pulver, Fenster. Alle diese Wörter haben in ihrer fremden Form ein anderes Geschlecht, unterliegen aber bei der Übertragung in die deutsche einer sehr verschiedenen Behandlungsweise.

bb) **Die Zahlformen.** Die indogermanischen Sprachen haben mehrfach außer der Ein- und der Mehrzahl, dem Singular und Plural, eine Zweizahl, einen Dual. So das Sanskrit, so das Griechische, so auch die älteste germanische Sprache, wie uns die gotische Zeitwortbeugung und diejenige der persönlichen Fürwörter beweisen. Von den letzteren haben sich vereinzelte Dualformen auch in der bayrischen Mundart des Mittelhochdeutschen erhalten, ja selbst in neuhochdeutschen Mundarten sind dem gotischen igqara verwandte Formen in enk = euch, enker = euer vorhanden (in Süddeutschland und im Vogtland), die allerdings nur Mehrzahlbedeutung haben. Die neuhochdeutsche Schriftsprache aber kennt solche nicht mehr, sondern unterscheidet nur Formen, welche einen einzelnen Gegenstand, und solche, welche mehrere derselben Gattung angeben. In Einzahlformen können freilich nicht selten auch mehrere Einzelbegriffe in einer höheren Einheit vereinigt sein, wie die Wörter Volk, Vieh, Mannschaft u. a. zeigen, umgekehrt geben einzelne Mehrzahlformen ein einziges Ganze wieder: Beinkleider. Wie in vielen anderen Sprachen, so sind nun auch im Deutschen nicht wenige Wörter nur in der Einzahl, andere nur in der Mehrzahl vorhanden. Beispiele für die ersten geben die Eigennamen, welche nur in dem seltenen Falle, daß sie als mehreren zugleich gehörig zu Gemeinnamen werden, die Mehrzahl erlauben, ferner die Stoff- und Sammelnamen, wenn sie die ganze Masse eines Stoffes und die Gesamtheit gleichartiger Gegenstände einschließen: Fleisch, Gold und Gesinde, Christenheit, einige Gattungsnamen wie: Strand, Nabel, in der gewählten Sprache auch: Kinn und Mund, endlich die reinen Begriffsnamen, also viele zu Hauptwörtern erhobene Eigenschaftswörter und Infinitive und die meisten Eigenschaften, Kräfte u. s. f.: Das Gute, das Wissen, die Weisheit, die Liebe. Doch sind in allen diesen Fällen nicht in der Form, sondern nur in dem Begriffe der Wörter liegende Gründe wirksam, so daß Stoffnamen, sobald eine Mehrheit von Arten des betreffenden Stoffes angegeben werden soll, die Mehrzahl bilden: Die sächsischen Tuche, die Ahrweine, ebenso Sammelnamen, wenn sie nur eine Vielheit von gleichartigen Gegenständen, nicht eine Gesamtheit umfassen: Völker, Wälder, endlich die Begriffsnamen, sofern in ihnen eine Mehrheit einzelner Thätigkeiten unterschieden, ihnen mehr die

Bedeutung eines Wesennamens beigelegt wird: Tugenden, Dummheiten, Sprünge, Verbrechen. Ohne Einzahl finden sich Wörter, welche in einem Sammelbegriffe mehrere Einzelwesen oder Einzelerscheinungen vereinigen, wie: Eltern, Geschwister, Leute, Einkünfte, Kosten, Trümmer, Masern u. a. Die Namen der Feste: Ostern, Pfingsten, Weihnachten werden mit dem Geschlechtsworte in der Mehrzahl, ohne dasselbe in der Einzahl gebraucht, ursprünglich sind sie ebenso Dative der Mehrzahl wie die jetzt nur in der Einzahl gebrauchten Länder- und Städtenamen auf en: Schwaben, Preußen, Meiningen (eigentlich „bei den Schwaben" —).

Mehrfach tritt sodann im Deutschen die Einzahl auf, wo der Sinn die Mehrzahl verlangt, z. B. bei Zahl-, Maß- und Gewichtsbestimmungen, wenn ihnen eine bestimmte oder unbestimmte Zahl vorangeht, also bei Wörtern wie: Faß, Pfund, Schritt, Mark. Sobald dieselben Wörter jedoch nicht in dieser Bedeutung erscheinen, bilden sie die Mehrzahl: Viele Männer (dagegen 10 Mann Fußvolk), meine Bücher (dagegen 2 Buch Papier), ebenso Gläser, Fässer, Schritte, Paare u. s. f. Stets bleibt übrigens die Mehrzahlform bei allen weiblichen Bestimmungswörtern der Art: Ellen, Kannen (nur bei Hände findet sich auch die Einzahl) und bei den Zeitteilbegriffen: Stunden u. s. w., auch bei: Meilen. Bei den letzteren halten jedoch ebenfalls nur die weiblichen Wörter die logisch strengere Form fest, weniger die männlichen und sächlichen, was Redewendungen wie: 2 Jahr 3 Monat 4 Stunden alt bezeugen. Bei „Tage" ist das Verschlucken des Mehrzahlvokales in der gewählten Rede nicht gebräuchlich.

Die Münzen endlich schwanken zwischen Ein- und Mehrzahlformen (ausgenommen Mark), die Prägung derselben heißt z. B. 20 Pfennig.

cc) **Die Beugungsfälle oder Kasus.** Die Veränderungen, welche mit dem Stamme vorgenommen werden, treten in den einzelnen Beugungsfällen, auch Verhältnisformen genannt, zu Tage. Sie sollen nur dazu dienen, die Beziehungen eines Hauptwortbegriffes zu andern Begriffen innerhalb eines Gedankens klarzustellen, und können sehr mannigfaltig sein; das Finnische hat z. B. 14 Kasus. Als ältesten Kasus pflegt man den Lokativus anzugeben, also eine Bezeichnung des Befindens an einem Orte (locus).

Ein wertvoller Beweis der frühzeitigen Geistes- und Sprachentwickelung bei den Indogermanen liegt in der Thatsache, daß schon das Sanskrit acht Kasus hat, nämlich außer unseren vier noch einen Vokativ, Instrumentalis, Ablativ und Lokativ. Die beiden ersten müssen auch in der ältesten germanischen Sprache vorhanden gewesen sein. Das Gotische hatte nämlich noch einen Vokativ beim Hauptworte, das Deutsche allerdings nie, dagegen war der Instrumentalis d. i. der Kasus, welcher das Werkzeug oder Mittel angiebt, in der Einzahl vorhanden im Alt- und Angelsächsischen und im Althochdeutschen bis zum 9. Jahrhundert, im Gotischen nur bei wenigen Fürwörtern. Noch im Mittelhochdeutschen sind Reste davon in den Formen diu (diu baz = desto besser) und wiu (unser „wie") zu finden, das neuhochdeutsche „desto" ist nur eine Zusammensetzung von des diu; deste und dester sind im Mittel- und Neu-

hochdeutschen mundartliche Nebenformen derselben eigenartigen Wortbildung. In ähnlicher Weise wie „desto“ bilden die Wörter „heute“ und „heuer“ die letzten Spuren eines alten Instrumentalis oder Ablativs im Deutschen, da „heute“, ahd. hiutu, aus hiu tagu, an diesem Tage, zusammengezogen ist (völlig gleich dem lateinischen hodie aus hoc die) und „heuer“, ahd. hiuru, aus hiu jaru = hoc anno. Die im Volksmunde noch gebrauchten „heinte“ und „hinte“ = hac nocte sind dagegen ein verstümmelter Akkusativ der Zeit, wie schon das althochdeutsche hînaht aus hia naht.

Außer in diesen wenigen Fällen beschränkt sich das Neuhochdeutsche durchaus auf die vier Kasus des Nominativs, Genetivs, Dativs und Akkusativs. Der erste ist im Grunde keine Verhältnisform, sondern der Stamm selbst, und die drei andern sind unter einander heutzutage nach Form und Begriff in vielen Fällen so wenig streng unterschieden, daß man auf die früheren Zustände zurückgehen muß, um einen klaren Einblick zu bekommen. Dies gilt besonders von den Unterschieden in der Form, also den Kasusendungen. Deren sind heute nur noch die vier vorhanden: es, e, en und er, letzteres ursprünglich ein Wortbildungssuffix, und dazu tritt als Hilfsmittel zur Bildung die Mehrzahl der Umlaut. Diese Kasusendungen sind die letzten Reste einst selbständiger, dem Nennwort nachgestellter Wörter, welche die Beziehungen desselben zu anderen Satzteilen angeben sollten. Sie gliederten sich nach und nach an den vorhergehenden Stamm an und erlitten, nachdem sie ihre Selbständigkeit aufgegeben hatten, auch in ihrem Lautstande immer größere Verluste. Über ihre älteste Form und ihre erste Bedeutung ist noch keine unangreifbare Ansicht zur Geltung gekommen, doch sind folgende Annahmen am meisten verbreitet:

Um den Nominativ, der an und für sich kein Beziehungswörtchen nötig hat, anzudeuten, wurde an den Stamm das hinweisende Fürwort sa = der angehängt, so daß z. B. unser Wort „Tag“ zuerst im Nominativ daga—sa, dann dagas, endlich dags, wie es im Gotischen auftritt, gelautet hätte. Den Genetiv bildete das Suffix as oder s, dem man die Kraft beilegt, den Ursprung, die Richtung, von woher etwas ausgeht, anzugeben, so daß unser „Tages“ aus daga—as, gotisch dagis, entstanden wäre. Der Dativ verlangte die Endsilbe ai, aus abhi (= hinzu) entstanden, so daß unser „dem Tage“ aus daga—ai, gotisch daga, sich gebildet hätte. Der Akkusativ lautete bei geschlechtslosen Wörtern von Anfang an gleich dem Nominativ, bei männlichen und weiblichen dagegen wurde dem Stamme das Suffix ana mit der Bedeutung der Richtung, wohin etwas zielt, angefügt, so daß die älteste Form gewesen wäre: daga—ana, daraus dagan, gotisch daga. Um die Bildung der Mehrzahlformen zu erklären, nimmt man an, daß an die entsprechenden Einzahlformen noch das Suffix sa (= zusammen) angehängt worden sei, also: die Tage: daga—sa—sa, gotisch dagôs, der Tage: daga—as—sa, gotisch dagê, den Tagen: daga—ai—sa, gotisch dagam, die Tage:

daga—ana—sa, gotisch dagans. Wie zweifelhaft aber noch manches bei dieser Erklärung ist, ersieht man am deutlichsten bei der Vergleichung der Genetive und Dative der Mehrzahl, gerade derjenigen Kasus, die auch heute noch kräftige Endungen besitzen und doch weder auf dem eben angegebenen noch auf anderen Wegen, welche man eingeschlagen hat, völlig überzeugend erklärt werden. Die althochdeutschen Endungen zeigen aber eine ganz nahe Verwandtschaft mit den gotischen: Einzahl: tac, tages, taga oder tage, tac, Instrumentalis: tagû oder tago, Mehrzahl: tagâ, tagô, tagum, tagâ. Jedenfalls ist die Dehnung des Mehrzahlvokales im Gotischen und Althochdeutschen eine bezeichnende Erscheinung.

Eine abschließende Zusammenstellung ergiebt, daß in allen germanischen Sprachen zeitig die Kasusendungen verstümmelt, zum Teil sogar ganz geschwunden sind. Eine Nominativendung in der Einzahl zeigt beim männlichen und weiblichen Geschlechte nur das Gotische und Altnordische, eine Akkusativendung in der Einzahl nur das Althochdeutsche bei gewissen persönlichen Hauptwörtern (gotan = den Gott, truhtinan = den Herrn) und bei Eigennamen, eine Dativendung in der Einzahl hat nur das Gotische in wenigen Fällen. Am kräftigsten lebten überall fort die Genetivendungen in der Einzahl beim männlichen und sächlichen Geschlecht und die Dativendungen in der Mehrzahl bei allen Geschlechtern.

dd) **Die Beugungsarten.** Während nach der eben gegebenen Erklärung der Kasusendungen eigentlich nur eine Art von Beugung möglich scheint, ist doch wegen der Verschiedenheit des Auslautes der Stämme eine Zweiteilung natürlich, da vokalisch auslautende in anderer Weise mit den Suffixen zusammenwachsen werden als konsonantische. So entstanden schon in ältester Zeit zwei Gattungen deutscher Nennwortbeugung, vokalische und konsonantische. Vokalisch auslautende Stämme zeigen im Deutschen aber nie lange Vokale oder Doppellaute (anders im Griechischen), sondern stets nur die kurzen Vokale a, i oder u. Konsonantisch auslautende finden sich auf n, nd oder r. Von Jacob Grimm rühren nun die noch heute benutzten Benennungen her, indem er die vokalische Beugung stark, die konsonantische der Wörter auf n, welche an Zahl bei weitem überwiegen, schwach und die der anderen konsonantisch auslautenden Wörter unregelmäßig nannte. Innerhalb der vokalischen Deklination gab es noch im Gotischen und Althochdeutschen drei Klassen, nämlich eine A-, I- und U-Klasse, denn von unseren Wörtern „Tag", „Balg" und „Sohn" lauten die gotischen und althochdeutschen Stämme: daga und taga, balgi und palki, sunu und sunu. Schon im Mittelhochdeutschen aber sind alle Endungsvokale zu e geworden, und es giebt da nur zwei vokalische Klassen, nämlich eine A-Klasse, deren männliche Formen gar keinen Umlaut zeigen, während er den weiblichen wenigstens im Genetiv und Dativ der Einzahl fehlt, und eine J-Klasse, welche ihn bei den männlichen in der Mehrzahl, bei den weiblichen auch im Genetiv und Dativ der Einzahl einführt. Im Neuhochdeutschen können wir selbst diese beiden Klassen nicht mehr auseinander halten, weil der Umlaut auch

solche Hauptwörter ergriffen hat, denen er ursprünglich nicht zukommt. Bei der schwachen Beugung sind schon im Mittelhochdeutschen die ursprünglichen und eigentümlichen Formen verwischt, dagegen verraten z. B. unsere Wörter „Hahn", „Zunge", „Menge" und „Herz" im Gotischen und Althochdeutschen noch deutlich die Stämme: hanan, tuggôn (und zunkân), managein (und manakîn), hairtan (und hërzan).

Für die neuhochdeutsche Beugung ist die Benennung „vokalisch" und „konsonantisch" fast wertlos geworden, da infolge unserer einseitigen Betonung der Stammsilben die Endungen noch mehr zusammengeschrumpft sind. Den Nominativen „Treue" und „Zunge" sehen wir es nicht sofort an, daß der erste einen vokalischen (ahd. triuwa), der zweite einen konsonantischen (ahd. zunkân) Stamm hat. Kennzeichen bilden für uns der Einzahlgenetiv und der Mehrzahlnominativ. Der erstere endet bei der starken Beugung auf es oder s, bei der schwachen auf en oder n, der letztere bei der schwachen ebenfalls auf en oder n, bei der starken dagegen entweder auf e oder er, oder er hat gar keine Endung, und des öfteren nimmt er den Umlaut an.

Im einzelnen bietet die neuhochdeutsche Beugung aber nicht viele Schwierigkeiten. Zunächst sind alle weiblichen Wörter in der Einzahl unverändert, bei ihnen ist also der Nominativ der Mehrzahl einzuprägen und dabei zu merken, daß alle starken den Umlaut haben. Ferner sind alle geschlechtslosen Wörter in der Einzahl stark. Sodann hat die schwache Beugung nur die einzige Endung en oder n, welche vom Genetive an allen Kasus eigen ist. Endlich ist allen Hauptwörtern der Endlaut n im Dativ der Mehrheit und die völlige Übereinstimmung des Nominativs, Genetivs und Akkusativs in der Mehrzahl eigentümlich. Innerhalb der starken Beugung ist außerdem der Nominativ und Akkusativ der Einzahl gleichlautend, und einem „es" im Genetive entspricht im Dative ein „e", während die Wörter mit s im Genetive den Dativ gar nicht verändern. Die Nominative der Mehrzahl müssen bei den starken Wörtern aber eingeprägt werden. Die Endung e findet sich bei Wörtern jeden Geschlechtes, die weiblichen haben, wie schon gesagt, stets den Umlaut (Braut), die männlichen zum größeren Teil (Hahn), von den geschlechtslosen nur: das Floß (bisweilen auch das Boot: die Böte) und das Lehnwort Chor. Endlich ist wichtig, daß die ganze Masse der Wörter auf nis und sal und die der männlichen und sächlichen auf and, at, icht, ig, ing, ling und rich diese Endung e verlangen. Keine Nominativendung in der Mehrzahl haben von starken weiblichen Wörtern nur: Mutter und Tochter, auch nicht die Verkleinerungswörter auf chen und lein, die sächlichen Wörter auf e mit der Vorsilbe ge (Gebirge) und von anderen besonders alle auf el, en und er, auch das Wort: Käse. Der Umlaut kommt in dieser Klasse nie den geschlechtslosen Wörtern zu, ausgenommen dem Lehnwort Kloster, dagegen den meisten männlichen. Die Endung er im Nominativ der Mehrzahl endlich ist stets von dem Umlaute begleitet, und es fallen nur wenige männliche, dagegen viele geschlechtslose, im besonderen alle Wörter auf tum in diese Klasse.

Die schwache Beugung umfaßt allein männliche und weibliche Wörter, von den letzteren nur die Mehrzahlformen, insbesondere viele einsilbige und die mehrsilbigen auf at, e, ei, el, end, er, heit, in, keit, schaft, ung, von den männlichen die mehrsilbigen auf e und die Personennamen mit der Vorsilbe ge, außerdem einige auf er und die Volksnamen. Wenn der Nominativ der Einzahl auf e oder el, er, ar endet, so lautet das schwache Beugungssuffix nur n, sonst en; eine bekannte Ausnahme bildet das Wort Herr, das in der Einzahl n und in der Mehrzahl en anhängt und ursprünglich herre = der Hehrere lautet.

Unter der gemischten Beugung versteht man diejenige, deren Einzahl die Endungen der starken und deren Mehrzahl diejenigen der schwachen Beugung benutzt. Der Umlaut stellt sich hier nie ein. Unter diese Klasse fallen einige männliche und geschlechtslose Wörter, z. B. Staat, Vetter, Auge, Ohr, Bett, Ende, Hemd, auch Herz wird gewöhnlich hierher gezählt, obgleich es in der Einzahl durchaus unregelmäßig ist: Herz, Herzens, Herzen, Herz.

Es ergiebt sich also, daß heute männliche Hauptwörter entweder stark oder schwach oder gemischt, weibliche und sächliche nur stark oder gemischt gebeugt werden können. In betreff der Schreibung ist schon in A, I, 3 S. 45 auf die Verdoppelung des s und n in den Endsilben nis und in hingewiesen worden, sobald ein Beugungs-e an sie tritt.

Eine besondere Abteilung unregelmäßig gebeugter Hauptwörter kann man kaum mehr aufstellen, die scheinbaren Unregelmäßigkeiten haben sich als richtige Durchführung alter sprachlicher Gesetze nachweisen lassen, da unsere Sprache immer noch treuer an diesen festgehalten hat als viele andere neuere Sprachen. So erklären sich auch manche noch erhaltene Genetive und Dative der Einzahl bei weiblichen Wörtern, die auf en endigen, während sie im allgemeinen durchaus endungslos sind. Im Mittelhochdeutschen hatten nämlich die schwachen weiblichen Wörter außer im Nominativ der Einzahl überall die Endung en. Dies wirkt fort in unseren Ausdrücken: in Mitten, zu Schanden, auf Erden, mit Gunsten, mit Freuden, von Seiten, bei Dichtern z. B. in der Erden (Glocke), auf der Heiden (Heideröslein), in Sprichwörtern: ans Licht der Sonnen (auch in der Braut von Messina), und am häufigsten in Zusammensetzungen: Liebfrauenkirche (auch Kirche Unserer lieben Frauen = Maria), Sonnenlicht, Erdensohn, Höllenthal, Gassenbube, Harfenton.

Endlich verlangen eine besondere Erwähnung die Eigennamen und die Fremdwörter. Die ersteren erhalten, wenn sie ohne Geschlechtswort erscheinen, alle, auch die weiblichen, im Genetive ein s, bleiben sonst aber unverändert. Titel oder Verwandtschaftsnamen, welche solchen artikellosen Genetiven von Eigennamen vorangehen, bleiben ungebeugt: Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe. Von zwei oder mehreren Personennamen, die einer und derselben Person gehören, wird nur der zweite gebeugt: Der Tod Gustav Adolfs. Wenn ein Titel mit dem Geschlechtswort vorhergeht, wird der Name dagegen unverändert gelassen: Die Kriege des Kaisers Karl. Die biblischen Namen, z. B. Jesus Christus,

behalten nicht selten die fremde Beugung ganz bei. Eine weitverbreitete Nebenform des Genetivs zeigen die auf einen Zischlaut oder auf ein unbetontes e ausgehenden Personennamen, nämlich ens neben s: Luisens neben Luises. Doch herrscht heute wohl die regelmäßige Endung vor, und man fügt bei den Zischlauten in der Schrift gewöhnlich nur das Häkchen an: Max', Fritz'. Dieser letztere Weg wird jetzt auch schon bei den betreffenden Länder- und Ortsnamen eingeschlagen, bei denen sonst auch das Verhältniswort aushilft: Die Garnison Metz' oder von Metz. In betreff der Fremdwörter kann heute eine Regel nur dahin lauten, daß man sie, wenn sie schon zu Lehnwörtern geworden sind und deutsche Endungen erhalten haben, ganz als deutsche Wörter behandelt. Behalten sie die fremde Form, enden z. B. auf a, so beugt man sie gar nicht, höchstens versieht man wie bei Eigennamen den Genetiv und die Mehrzahl mit einem s, aber nicht den Genetiv bei einem Zischauslaut mit dem Häkchen: Sofas, aber nicht: Der Provinz'.

Anmerkung. Auch die Schwankungen, welche der Sprachgebrauch in den Beugungsformen nicht selten aufweist, finden oft in älteren Spracherscheinungen ihre Erklärung. Eine Neigung des Neuhochdeutschen ging z. B. dahin, den männlichen schwachen Hauptwörtern auf e das in den übrigen Kasus angehängte n auch im Nominativ zu verleihen. Im Mittelhochdeutschen heißt es der kuche, rücke, brate u. s. f., und eine Erinnerung daran liegt auch jetzt noch vor in Wörtern wie: Hundsrück, hinterrücks, zurück. Im unteren Maingebiet und in Nassau ist aber überhaupt noch heute die mittelhochdeutsche Form gäng und gäbe, in vielen anderen Wörtern ist sie auch im Gemeindeutschen geblieben, wie bei: Der Knabe, Ochse u. a. In noch anderen kämpft sie mit dem eindringenden n, so in den Wörtern: Glaube, Name, Same, Wille, Funke, Schade, Haufe, auch in: Schreck (neben Schrecken). Bei diesen allen wird heute der Genetiv auf -ens bevorzugt, woraus der Sieg der Nominativendung auf en hervorzugehen scheint, wie er bei: Kuchen, Rücken u. s. f. feststeht. Bei den Wörtern Sporn und Tropfen ist dieses n schon im Nominativ durchgedrungen, nur die Mehrzahl Sporen und die männliche, in ihrer Bedeutung abgewichene Form der Tropf halten sich noch frei. Ja es sind sogar einige ursprünglich starke männliche Hauptwörter dem Beispiele gefolgt, die Genetive von: Gedanke, Buchstabe, Fels, Friede lauten heute ebenso auf ens als en aus, seitdem die Nebenformen auf en im Nominativ sich eingestellt haben. Bei anderen Wörtern ist ein deutlicher Übergang aus der schwachen in die starke Beugung zu bemerken. Der älteren schwachen entsprechen die noch nicht ausgestorbenen Formen: des Greisen, Hahnen, Schelmen, Schwanen, Maien, Märzen, welche in den Zusammensetzungen sogar vorherrschen: Maiennacht, Märzenschnee, schwanenweiß u. s. f. Auch Wörter wie: Mond, Stern, Herzog, Auge sind früher schwach gewesen, umgekehrt: Hirte, Rabe u. a. stark. Diese oben schon behandelte Verwischung der Beugungsarten, welche notwendigerweise aus dem Verluste der alten Stammauslaute und der reicheren Beugungsformen hervorging, ist bei dem Worte Bauer zu der Feststellung eines künstlichen Unterschiedes ausgebeutet worden, indem es in dem Sinne

von: Landmann schwach, in dem von: Käfig stark gebeugt wird. Nur mundartlich treten starke Formen von: Bär, Pfau auf, ebenso werden die früheren Nominative Gemüte, Glücke, Kreuze, Stücke für veraltet angesehen. Der Vokal e wird aber neuerdings in den Endungen überhaupt mehr und mehr vernachlässigt. In manchen Gegenden Deutschlands wird er im Dativ geradezu regelmäßig weggelassen. Im Genetiv ist es zweifellos geraten, ihn lebendig zu erhalten, sobald harte Konsonantenverbindungen eintreten würden wie: Geists. Nötig ist er bei Stämmen auf s und z: des Kranzes, des Schmauses.

Fast noch häufiger als in der Bildung der Einzahl hat man in der der Mehrzahl landschaftliche Abweichungen auszuscheiden. Der Umlaut, die Endung er und der in die Mehrzahl eingedrungene Laut s sind dabei am auffälligsten. Als weitverbreitete, doch in der Schriftsprache vermiedene Umlautformen erscheinen z. B. Bögen, Bröte, Läger, Mägen, Täge, Wägen, Wässer, Bräutigäme (oder — er), auch Pastöre oder Tenöre, in Süddeutschland die Ärm = Arme, Däg = Tage. In andern Fällen tritt neben dem Umlaute die mundartliche Benutzung der Endung er auf: Hälser, Stücker. Diese Endung allein findet man z. B. auch in: Hember (für Hemden), Better (für Betten). Mehrfach werden mehrere Mehrzahlformen mit verschiedenem Sinne neben einander gebraucht: Bande, Bände, Bänder; Dinge — Dinger, Lande — Länder, Orte — Örter, Worte — Wörter, auch wohl Laden — Läden, Gesichte — Gesichter, Monde (Sterne) — Monden (Monate). Sehr selten ist der mittelhochdeutsche Umlaut in neuerer Zeit aufgegeben worden, so in den Wörtern: Lachse, Luchse, Aale. Endlich ist von den Mehrzahlformen auf s nur zu sagen, daß sie sich aus dem Niederdeutschen in die hochdeutsche Umgangssprache eingeschlichen haben, aber von der gewählten Rede vermieden werden: Jungens, Mädchens. Immer mehr bürgern sie sich aber ein in den wenigen Wörtern mit kräftigem Vokalauslaut, also nach a, i, o oder u: Uhus, Mamas, und wenn beugungslose Wörter als Hauptwörter gebraucht werden: Die Hochs für: Die Hochrufe.

Den Übergang zum folgenden Abschnitt bilden die substantivisch gebrauchten Eigenschaftswörter, welche nicht selten wegen der gleichen Endung mit männlichen schwach gebeugten Hauptwörtern auf e verwechselt werden. Während sie nämlich, ganz wie andere Eigenschaftswörter, schwach gebeugt werden sollen, sobald das bestimmte Geschlechts- oder ein adjektivisches Fürwort vorangeht: Der (oder dieser) Verwandte, sonst aber stark: Ein Verwandter (in der Mehrzahl: Verwandte), mischt man verkehrterweise in der Mehrzahl nicht selten beides untereinander und sagt: Bedienten und die Bediente. Es ist das durchaus nicht schriftdeutsch, noch weniger natürlich die Vermischung in der Einzahl: Ein Beamte. Eine eigentümliche Beschränkung ist aber eingetreten im Genetive der Mehrzahl dieser Wörter, sobald ihnen Zahleigenschaftswörter, z. B. alle, keine, sämtliche, wenige, viele, einige, etliche, mehrere, manche, vorangehen. Der Genetiv muß dann schwach lauten: Die Erbschaft vieler Verwandten, obgleich Nominativ und Akkusativ stark bleiben: Manche Bediente. Ähnlich wird bei diesen substantivischen Eigenschaftswörtern, sobald ihnen ein starkes reines Eigenschaftswort vorangeht, im sächlichen Ge-

schlechte die schwache Form vorgezogen: Ein schönes Innere, ganz wie: Der tüchtige Deutsche, dagegen: Ein tüchtiger Deutscher.

c) Das Eigenschaftswort.

1. **Bedeutung und Gebrauch.** Das Eigenschaftswort (Beschaffen- § 33. heits-, Bei- oder Bestimmungswort) oder Adjektiv soll eine Eigenschaft oder Beschaffenheit eines Hauptwortbegriffes angeben. Es kann dies in zweierlei Form thun, entweder indem es als Aussagewort (Prädikat) ein wesentlicher Satzteil wird, oder indem es als Umkleidung (Attribut) des Hauptbegriffes diesem sich angliedert. Im ersten Falle bleibt es stets unverändert, außer wenn es mit dem Geschlechtsworte verbunden und ein Hauptwort ausgelassen wird: Die Lösung ist richtig, es ist die richtige (Lösung). Im zweiten steht es in der Regel vor dem Hauptworte und richtet sich nach dessen Geschlecht, Zahl und Beugungsfall. Fast nur in der Dichtersprache findet es sich auch nachgestellt, entweder ohne Geschlechtswort und ungebeugt: Ein Edelknecht, sanft und keck, oder mit diesem und gebeugt: Der Freund, der liebende. Ausschließlich dichterisch ist es, ein ungebeugtes Eigenschaftswort vorzustellen: Lieb Vaterland, ein garstig Lied. Aus der guten Prosarede gehören hierher nur: Bar Geld, auf gut Glück, und Zusammensetzungen wie: Bayrisch Bier, doch letztere nur im Nominative.

Dem Inhalte nach gehört es mit dem Umstandswort in eine Klasse, da beide keinen selbständig vorhandenen Begriff, sondern nur einen an einer Person, einem Gegenstande oder einem Zustande vorhandenen bezeichnen. Sie lauten auch oft völlig gleich, wenn das Eigenschaftswort ungebeugt auftritt: Das Lied ist schön, der Vogel singt schön. Sonst aber gehört das Eigenschaftswort der Beugungsfähigkeit wegen in eine Hauptklasse mit dem Hauptwort.

Eine kleine Zahl von Eigenschaftswörtern giebt es nun doch, welche nur ungebeugt und nur als Aussagewort vorkommen: Die Zusammensetzungen ansichtig, eingedenk, gewahr, handgemein, verlustig und ähnliche, außerdem ursprüngliche Hauptwörter wie: angst, feind, gäng und gäbe, irre, leid, not, nütz u. a. Anderseits können nur als Umkleidung benutzt werden: Die von Umstandswörtern gebildeten Zeit- und Ortsverhältnisse angebenden, wie gestrig, heutig, dortig, hinter, auch einige auf en und ern, welche von Stoffnamen gebildet sind und für welche in der Aussageform lieber diese wieder eintreten: Der wollene Rock, aber der Rock ist von Wolle, weniger gut: ist wollen.

2. **Formentwickelung.** Nach ihrer Bildung zerfallen die Eigenschaftswörter wie alle Nennwörter in einfache: Gut, schlecht, klein, arm, abgeleitete mit Vor- oder Nachsilben: Geduldig und zusammengesetzte: Herzensgut, bei denen man Grund- und Bestimmungswort unterscheidet. Nach ihrer Beugung sondern sie sich nicht wie die Hauptwörter in starke und schwache, sondern alle Eigenschaftswörter bilden ebensowohl die eine

wie die andere Form. Da nun die starken Endungen im ganzen denen des Fürwortes, die schwachen denen des schwachen Hauptwortes gleichen, nennt man die ersten auch pronominal, die letzten nominal. Geschichtlich ist die Entwickelung aber in der Weise vor sich gegangen, daß die vokalische Beugung der Eigenschaftswörter (genau wie die der Hauptwörter) schon zeitig nur den Vokal a festhielt und schließlich alle Endungen abwarf, so daß man die heutigen beugungslosen Formen für die ursprünglich der vokalischen Beugung zugehörigen anzusehen hat. Sie treten, wie schon gesagt, überall ein, wenn das Eigenschaftswort als Aussagewort gebraucht wird. Dagegen ist durch Anfügung der Endungen des bestimmten Geschlechtswortes eine neue starke entstanden, während die konsonantische Beugung auf n ganz wie bei den Hauptwörtern als heutige schwache sich erhalten hat. Die heutige starke Beugung kommt dem Eigenschaftswort nur dann zu, wenn ihm entweder gar kein bestimmendes Wort oder wenigstens ein solches vorangeht, das nicht die Endungen des bestimmten Geschlechtswortes aufweist. Der letztere Fall tritt ein nach den ungebeugten Formen von „ein“ und „kein“ und denen der besitzanzeigenden Fürwörter.

Die Endungen sind auch beim Eigenschaftswort überall seit dem Althochdeutschen immer mehr abgeschwächt worden. Die weiblichen Beugungsformen sind aber hier in der Einzahl (stark: er und schwach: en) erhalten geblieben, während das Hauptwort sie abgeworfen hat. Außerdem ist in einigen Nominativformen das Neuhochdeutsche voller als das Mittelhochdeutsche, nämlich in solchen wie: falb (fahl, val), gelb (gehl, gel), wo die früher erst vom Genetiv an auftretenden Lippenkonsonanten des Stammes (gelwes, valwes) sich bei uns schon im Nominativ einstellen. Auch die neue starke Beugung zeigt schon ihren Verfall an, da die betreffende Genetivendung auf -es immer mehr von der schwachen auf -en verdrängt wird. Während Luther noch die starke und die schwache Genetivform im männlichen und sächlichen Eigenschaftswort streng auseinanderhielt, eiferte schon ein Jahrhundert später Schottel gegen die Verdrängung der starken, und heute ist sie bis auf wenige Fälle (einesteils, keineswegs, meines Wissens u. a.) und bis auf die Dichter- und Bibelsprache (Selig sind, die reines Herzens sind) nur selten noch zu hören. Ein ähnlicher Fall liegt in dem Gebrauche der schwachen Form des Wortes „lieb“ in der Anrede der Mehrzahl vor, da man ebenso gut z. B. „lieben Freunde“ wie „liebe Freunde“ sagen kann. Ferner schwankt der Gebrauch, während sonst nach dem bestimmten Geschlechtswort oder dem adjektivischen Fürwort oder dem unbestimmten Zahlwort (wie jeder) sich stets das schwache Eigenschaftswort einstellt, nach den Mehrzahlformen: alle, einige, keine, manche, etliche, mehrere, viele, wenige, andere, indem nach ihnen sich ebenso die starke wie die schwache Beugungsendung findet: Andere brave und braven Leute. Der Genetiv scheint wegen des harten Gleichklanges der zwei Endungen auf er lieber schwach gebraucht zu werden: weniger tüchtigen Menschen.

Selbst auf die bestimmten Zahlwörter zwei und drei folgt, wenn sie im Genetive gebeugt werden, ebenso gern eine schwache wie eine starke Form des Eigenschaftswortes: Zweier großen (auch großer) Völker. Soll jedoch, was allerdings seltener vorkommt, diesen Zahlwörtern und Zahlfürwörtern ein größerer Nachdruck beigelegt, sollen sie dem folgenden Eigenschaftswort beigeordnet werden, so müssen sie mit diesem gleiche, also starke Endung haben. Sie fügen sich dann derselben natürlichen Regel, nach der mehrere gleichwertige, einander beigeordnete, also auch durch ein Komma getrennte Eigenschaftswörter gleichmäßig gebeugt werden, also wie: Kräftiger, erfrischender Winde, dagegen öfter: Kalter nördlichen Winde, weil hier das zweite Eigenschaftswort, wenn es nicht etwa zur Erklärung hinzugefügt, also beigeordnet wird, mehr mit dem Hauptworte zu dem Begriffe „Nordwinde" zusammenschmilzt, demnach dem ersten nicht gleichwertig ist. So unterscheidet sich auch: Mit gutem, weißem Weine von: Mit gutem weißen Weine, oder: Von frischem, kaltem Wasser von: Frischem kölnischen Wasser, wo der größere oder geringere Nachdruck, der das zweite Eigenschaftswort trifft, seine Gleichstellung mit dem ersten oder sein Verschmelzen mit dem Hauptworte (Weißwein) die eine oder die andere Redeweise bestimmt. Es handelt sich hier aber eigentlich immer nur um den Dativ der Einzahl und den Genetiv der Mehrzahl.

Endlich ist noch eine Frage zu beantworten, die nicht so sehr die Gesetze des Verstandes als die des Wohlklanges berührt: Wie verhält sich das Sprachgefühl bei denjenigen Eigenschaftswörtern, welche in den letzten zwei Silben denselben Vokal e haben, also bei den Ableitungssilben el und er? Die Antwort lautet, daß die Beugungssilbe nur ungern, die Ableitungssilbe viel eher dieses e verliert. Man sagt also: Heiterem oder heitrem Himmel, hart klingt: heiterm, nur bei der Beugungssilbe en ist der dritte Fall gewöhnlicher: Heitern Sinnes. Die Ableitungssilbe verliert sodann ihr e in der Regel nach Doppellautern: Ungeheure, nicht: Ungeheuere. Noch erwähnt sei nur, daß der frühere Gebrauch der Beugungsformen vielfach von dem heutigen abwich. So konnte das beugungslose Eigenschaftswort nicht nur als Aussagewort, sondern auch als Umkleidung gebraucht werden, sei es nach oder zwischen Geschlechts- und Hauptwort gestellt: Mein Ritter wert, ein gut Kind. Umgekehrt aber wurden die starken Formen auch bei dem Aussageworte verwendet und bei der nachgestellten Umkleidung: Das Glas ist volles und ein Glas volles Wassers. So erklärt sich die heutige auffällige Form: voller, ursprünglich ein männlicher Einzahlnominativ, aber als unveränderlicher Genetiv heute gern benutzt. Man denke an die ganz gewöhnliche Verbindung: Den Mund voller Essen oder voller Äpfel oder: Der Wagen voller Waffen, wo dieses „voller" nach neuhochdeutschen Sprachgesetzen gar nicht erklärt werden kann.

3. **Steigerung.** Nur die Eigenschafts- und Umstandswörter, die sich ja inhaltlich sehr nahe stehen, haben die Fähigkeit, auch einen größeren

oder geringeren Zahlbegriff, einen bei der Vergleichung mit anderen Dingen hervortretenden, höheren oder niedrigeren Grad ihres Begriffes auszudrücken. Dies geschieht durch die Formen des Positivs, Komparativs und Superlativs, von denen der erste den Begriff schlechthin, der zweite in einem höheren Maße als bei anderen Dingen, der dritte auf der höchsten Stufe angiebt. Die äußeren Kennzeichen der Steigerung des Begriffs sind die Endsilben er im Komparativ und est (oder st) im Superlativ, welche dem Positiv angehängt werden. Die volle Superlativendung pflegt beibehalten zu werden nach d und t. Sie muß es nach einem Zischlaute. Sonst aber fällt das e derselben meist aus: Ältest, weisest, aber schönst. Dagegen erhält sich bei den Eigenschaftswörtern auf el, er und en, während deren Komparative das e der Bildungssilbe gern verlieren, dasselbe im Superlativ ungeschwächt: Dunkler, aber dunkelster.

Eine neuerdings auch von den Regeln und Wörterverzeichnissen für die deutsche Rechtschreibung für zulässig erklärte Verkürzung betrifft die Superlative der Wörter auf isch, die nur durch angehängtes t kenntlich gemacht werden sollen: Närrischt von närrisch.

Natürlich giebt es auch Eigenschaftswörter, deren Begriff gar keine Steigerung zuläßt. Dies sind diejenigen, welche eine so bestimmte Angabe enthalten, im besondern einen Stoffbegriff, daß eine Änderung des Grades undenkbar ist: tot, ganz, hölzern (dagegen holzig). Nur im bildlichen Sinne sind sie steigerungsfähig: Der eisernste Fleiß, der hölzernste Tänzer. Bei den Partizipien gilt die Steigerung nur da für möglich, wenn der Sinn schon ganz adjektivisch ist: Bedeutender, entzückendste.

Die einzige ernstere Schwierigkeit bei der Steigerung veranlaßt die scheinbare Regellosigkeit des Umlauts. Sie erklärt sich aber, wenn die geschichtliche Entwickelung beachtet wird. Die gotischen Komparativendungen lauteten nämlich iza oder ôza, die des Superlativs isto oder ôsto, die althochdeutschen ir oder ôr und ist oder ôst. Vor den Endungen mit i wurden natürlich damals die umlautsfähigen Vokale umgelautet, und als im Mittelhochdeutschen die Endungen überall zu er und est verändert wurden, blieb der Umlaut bei den betreffenden Wörtern bestehen. Freilich wurde er schon damals in manche ursprünglich auf o lautende Form übertragen, und diese Vermischung ist immer allgemeiner geworden, je weniger das frühere unterscheidende Merkmal in der Erinnerung geblieben ist. Die heutige Endung — ist ist fremden Ursprungs (wie in Sigrist) in Obrist, doch hat eine verwandte Form mundartlich, unter dem Einfluß des Niederdeutschen, den Umlaut erhalten: Öberster. Heute weisen den Umlaut, wo ihn nicht schon der Positiv hat, noch zurück die Wörter mit den Endsilben el, er, en, e, bar, sam, haft, ig und lich, diejenigen mit dem Doppellauter au, ferner alle Partizipien und noch eine ganze Anzahl einsilbiger Stämme. Im ganzen herrscht der Umlaut vor und sucht noch um sich zu greifen, wie das schon allgemeinere Wort gesünder statt gesunder und die mundartlichen Formen: Klärer, zärter, sogar ründer, schlänker, sätter,

flächer u. a. beweisen. Der Umlaut ist aber berechtigt, wenn auch nicht allgemein gebraucht, in: Bänger, blässer, glätter, nässer.

Zusammengesetzte Eigenschaftswörter oder zu solchen gewordene Partizipien dürfen nach den Denkgesetzen streng genommen nur in dem Teile der Zusammensetzung die Steigerungsendung erhalten, der wirklich gesteigert werden soll. So wird „möglichst groß" offenbar weit richtiger klingen als „größtmöglichst" oder „größtmöglich", „schwerer wiegend" besser als „schwerwiegender" u. s. f., wenn sie nämlich dasselbe bedeuten sollen. Sie sind aber gar nicht dasselbe, „möglichst groß" ist eine Steigerung von „groß", „größtmöglich" dagegen eine von „größt". Die „schwerwiegendsten Beweise" kann man aber nur sagen, wenn man die Zusammensetzung nicht mehr fühlt. Die getrennte Schreibung hellt dann alles auf und ist ein weit besserer Ausweg als die erzwungene Steigerung des formell steigerungsunfähigen Bestandteiles der Zusammensetzung. Nur in dem (überhaupt nicht so streng unter die Verstandesgesetze fallenden) Höflichkeitsstile gilt jetzt als unanfechtbar: Hochverehrtester und Hochgeehrtester, was eine Steigerung des als einheitlich gefühlten „hochverehrt" und von „Höchstverehrter Herr" wohl zu unterscheiden ist.

Die Beugung der gesteigerten Formen ist dieselbe wie die der einfachen, nur daß der Superlativ als Aussagewort stets entweder mit dem Geschlechtswort verbunden und natürlich schwach gebeugt oder von dem Verhältnisworte „am" abhängig gemacht und in den schwachen Dativ gesetzt wird: Das Buch ist das beste oder am besten, nicht: Das Buch ist best. Die Redeweise mit „am", welche recht deutlich die inhaltliche Verwandtschaft der Eigenschafts- und Umstandswörter verrät, wird besonders gebraucht, wenn der Gedanke eine Vergleichung der Stufen des Begriffes an einer und derselben Person oder Sache enthält: Das Buch ist am besten, wenn es vorsichtig abgefaßt ist. Dem Wohlklange entspricht ferner nicht die Aufeinanderfolge dreier Silben mit e, wie bei: heitererer oder -em, -en, -es, -e. Man verschluckt dann am liebsten das erste, also: heitrere.

Ungewöhnliche Steigerung giebt es im Deutschen nur in dem Sinne, daß von einem und demselben Stamme nicht alle Grade gebildet werden, sondern andere Stämme zu Hilfe gerufen werden müssen. Schon im ahd. hatte gut: peziro, pezzistêr, im mhd. bezzer, best = unseren Formen. Ebenso hatte viel, das erst spät den Charakter des Eigenschaftswortes bekam und zuerst nur als Haupt- oder Umstandswort auftrat, nie eine regelmäßige Steigerung, sondern im mhd. die Formen mê oder mêre und meist. Diese aber waren entnommen dem alten Stamme mihhil (ahd.), michel (mhd.), dessen Komparativ mêro (mhd. mêrre) und dessen Superlativ meistêr (meist) lautete. Die beiden Wörter gut und viel sind streng genommen unsere einzigen, vollständigen unregelmäßig gesteigerten Eigenschaftswörter. Die Mehrzahl zu „viel" kann im Komparativ nur durch: mehr, im Superlativ durch: meist ersetzt werden.

Das Wort übel (ahd. ubil) ist heute regelmäßig, früher hießen die Steigerungsformen: wirsiro, wirsistêr (ahd.), wirser, wirsest (mhd.). Unser Wort klein hatte früher die Bedeutung niedlich, für unseren Begriff brauchte das ahd.: luzil, das mhd.: lützel, deren Steigerungsformen minniro und minner, minnistêr und minnest hießen. Von diesen letzteren stammen unsere Doppelformen minder und mindest neben weniger und wenigst von dem regelmäßigen Worte wenig, das im ahd. den Sinn von „beweinenswert“ hatte und unsere Bedeutung als Eigenschaftswort sehr spät, als geschlechtsloses Hauptwort schon im mhd. erhielt.

Nur eine geringfügige Veränderung des Stammauslautes erfahren die Wörter nah und hoch: näher und nächst, höher und höchst; bei „groß“ wird die Schreibung des Superlativs gern vereinfacht in: größt. Eine besondere Gruppe bilden schließlich die nicht von Eigenschaftswörtern, sondern von Partikeln gesteigerten Komparative und Superlative: außer — äußerst von aus, inner — innerst von in, ober — oberst von ob und oben, unter — unterst von unten, vorder — vorderst von vorn, hinter — hinterst von hinten, mittler — mittelst von mitten, nieder — niederst von einer neuhochdeutsch nur in „hienieden“ und in den mundartlichen geographischen Ausdrücken: nid der Ens und nid dem Wald erhaltenen Partikel, deren Gegensatz in ob d. E. und ob d. W. ebenfalls fortlebt, ferner ander von an, got. ana, mit dem mundartlichen Superlativ anderst, der aber auch aus anders mit zugefügtem t (wie „selbst“ von selbes, einst von eines) entstanden sein kann, endlich die beiden Superlative erst und letzt. „Erst“ war schon im ahd. als êrist, mit dem Positive êr und dem Komparative êrir, vorhanden, im mhd. als êrest von ê, êrer. Die Grundform schreiben wir heute „ehe“, steigern diese aber regelmäßig und verwenden die Steigerungsgrade auch als Ersatz für die mangelnden des Wortes „bald“. Die Form letzt ist von dem mhd. Positiv laz = lässig, lezzer, lezzest und lezt abgeleitet, und eine neuhochdeutsche weitere Steigerung giebt diesem ursprünglichen Superlativ, ebenso wie „erst“, einen neuen Komparativ: letzterer und ersterer. Zwei frühere Eigenschaftswörter, die heute nur als Umstandswörter fortleben und ihre Steigerung verloren haben, könnten hier noch angefügt werden: gern und sehr, von denen das erste sich an Stelle des mittelhochdeutschen gerner der von einem andren Stamme gebildeten Steigerungsformen: lieber, am liebsten bedient. Wie „sehr“ steigert auch „kaum“ nicht mehr.

Anmerkung. Unser Sprachgebrauch verwirft die in anderen neueren Sprachen übliche Steigerung durch Vorsetzung von Wörtern mit den Begriffen: mehr und meist; diese gilt für ungeschickt und schwerfällig. Nur wenn zwei verschiedene Eigenschaften ihrem Grade nach verglichen werden, braucht man die Wörter mehr, weniger, minder zur Vergleichung: Er ist mehr (weniger) begabt als fleißig. Der Superlativ genießt sodann wie im Lateinischen eine gewisse Freiheit, er wird in übertreibendem Sinne, nicht um den höchsten,

sondern einen sehr hohen Grad anzudeuten, benutzt, anderseits aber auch manchmal, wenn deutlich nur von zwei Vergleichsgegenständen die Rede ist: Sie war die jüngste der Zwillinge. Eine nähere Bestimmung jedes der drei Grade wird noch ermöglicht durch Voransetzen gewisser Umstandswörter, wie: sehr, viel, höchst, bei weitem, aller —. Endlich wird nach dem Positiv bei der Vergleichung „wie" und nach dem Komparativ „als" für das richtigste gehalten, um den zweiten verglichenen Gegenstand einzuführen. Nur nach Verneinungen, Fragen mit verneinendem Sinne und nach „ander, anders" muß auch beim Positive „als" stehen. Schlecht klingt also z. B.: Er hat ein anderes Urteil wie ich.

d) Das Zahlwort.

Bedeutung. Wörter, welche eine Zahl bezeichnen, können ebensowohl in Form von Hauptwörtern, wie: Dutzend, Schock, Tausend, als von Eigenschaftswörtern, wie: Dreifältig, zwiespältig, als von Umstandswörtern auftreten, wie: Erstens, zweimal. Für gewöhnlich aber benennt man mit dem Namen Zahlwort nur die in der Art der Eigenschaftswörter als Umkleidung oder Aussagewörter verwendeten Grund- und Ordnungszahlen, welche auch die ältesten Formen darstellen. Sicher ist in der Zeit des indogermanischen Urvolkes die Zahlenreihe noch nicht sehr groß gewesen, daraus erklärt sich die Verschiedenheit der einzelnen Völker in den höheren Zahlen, daraus auch, daß manche sich mit Zusammensetzungen und Entlehnungen in dem höheren Zahlengebiete behelfen müssen, während andere außerordentlich hohe Zahlen mit einem selbständigen Worte ausdrücken, wie das Sanskrit Wörter für 100,000 (lak), für 10000000 (kror), ja selbst für Zahlen mit 51 Stellen besitzt. Die Grundzahlen bis zehn scheinen aus Zusammensetzungen, die heute schwer klarzustellen sind, und aus sinnlichen Benennungen entstanden. So soll vier ursprünglich zwei Zweier und fünf die Finger einer Hand bedeuten. § 34.

Tiefer stehende Völker der Gegenwart geben dafür interessante Vergleichspunkte. So zählen mit selbständigen Wurzeln die Andamanen des bengalischen Busens, die Zaparos in Ecuador, die grönländischen Eskimos, die Botokuden Brasiliens u. a. nur bis drei, die Damaras in Südwestafrika bis 5. Bei vielen Naturvölkern geben die Finger und Zehen, Hände und Füße die deutlich erkennbaren Grundbegriffe für die Zahlwörter. Die Abiponen Südamerikas sagen statt 4: Straußenzehen, statt 10: Finger beider Hände, statt 20: Finger und Zehen. Die Zamuca- und Muyscaindianer ebenda gebrauchen für den Begriff 5 den Ausdruck: Hand fertig, für 6: einer der andern Hand, für 10: 2 Hände fertig, die Kariben für 10: Finger beider Hände, für 20: Finger und Fußzehen, und gewisse Eskimos umschreiben die Zahl 20 mit den Worten: Ein Mensch fertig (nämlich an Händen und Füßen).

In unserer deutschen Sprache ist noch deutlich die Verbindung zwischen 10, got. taihun, und den Zehen der Füße. Unsere Wörter 11

und 12 sind gebildet nach derselben Weise wie 6 bei den Zamucas, denn elf (noch im nhd. auch eilf geschrieben, mhd. und ahd. einlif, got. ainlif) ist gleich: Eins bleibt (Wurzel lib) oder eins darüber, englisch eleven, und zwölf (zwelif, got. twalif) bedeutet: Zwei darüber, engl. twelve. Das Littauische zählt in dieser Weise fort bis 19.

Allgemeine Bildung unserer Zahlwörter. Die eben erklärte Entstehung von elf und zwölf beweist, daß die Germanen nicht wie die Griechen, Römer und Romanen, mit „zehn" eine neue Zahlenreihe beginnen, sondern eine Art Zwölfzahlordnung herstellten. Erst nach 12 tritt die Zusammensetzung mit zehn ein, die bis 19 reicht, darauf folgen für die Zehner neue Formen mit zig bis 90, und mit „hundert" erscheint ein neuer Stamm, dem dann nur noch in „tausend" die letzte und höchste ursprünglich deutsche Zahl folgt, denn Million ist ein erst gegen 1500 bei uns auftauchendes Fremdwort, Billion, Trillion u. s. w. kamen erst nach 1600 auf und Milliarde hat erst in unserem Jahrhundert, vor allem seit 1871, Bürgerrecht erhalten. Andere Lehnwörter sind: Null, Myriade. Die Verbindung mehrerer Zahlen geschieht bei uns so, daß sie bei allen bis 100 und bei den runden Hundert- und Tausendzahlen zusammenwachsen, und zwar indem die kleinere Zahl vorangeht und von 20 bis 100 durch „und" verbunden wird: Vierundvierzig, dreihundert, zweitausend (engl. forty four). Bei den Zahlen über 100, die an die runden Hunderte oder Tausende angefügt werden, treten die kleineren stets vor die größeren und können, müssen aber nicht, mit der vorangehenden größten Zahl durch „und" verbunden werden: Zweihundert (und) sechsunddreißig, während im Englischen and zwischen den Hunderten und Zehnern nicht weggelassen wird. Die einzigen nicht genau diesen Regeln entsprechenden Formen sind: Zwanzig für zweizig, dreißig für dreizig, wie man in Bremen und Holstein sagt, und die Doppelformen funfzig neben fünfzig und siebzig (gewöhnlicher) neben siebenzig. Vierzig spricht man, als werde es ohne Dehnung des i geschrieben, sechszig schreibt man nur noch selten für das in der Aussprache durchgedrungene sechzig.

Die wichtigste geschichtliche Veränderung liegt in der Verwischung der früher weiter durchgeführten Zwölfzahlordnung. Ehemals begann, wie nach 12, so auch nach 60 eine andere Bildung.

Die Zehner enden im Gotischen bis mit 60 auf tigjus (fidvor tigjus = 40), im Althochdeutschen auf zug (fiorzug), von 70 an auf têhund im Gotischen (sibuntêhund = 70), auf zô im Althochdeutschen (sibunzô), und diese zweite Bildung reichte bis 120 (100 im Gotischen = taihuntêhund, im Althochdeutschen zëhanzô). Daß dies aber die allgemeine germanische Zählweise war, bezeugen die völlig entsprechenden Formen im Alt- und Angelsächsischen, welche bis 60 mit tig, von 70 an mit einer anderen Bildung, die mit Hundert zusammenhängt, hergestellt sind, z. B. fiwartig und antsibunta (as. 40 und 70), feóvertig und hundseofode (ags.). Freilich findet sich diese zweite Bildungsform nur in den älteren angelsächsischen Quellen, bald trat die jüngere, ein-

fachere: seofentig auf, genau wie auch im Althochdeutschen sibunzug, ahtozug u. s. w. sich einstellten. Aber die Gleichartigkeit der Bildung bis 120 dauerte noch länger, so daß es im ags. weiter heißt: eaht—tig, nigon—tig, teontig (100), endleofan—tig, tvelftig (120), denen auch wohl noch hund vorgesetzt wurde: hundnigontig u. s. f. Das Altnordische endlich schritt in derselben Weise von nîutîu (90) zu tîutîu, elliftîu, tôlftîu (100, 110, 120) vor. Heute ist mit Ausnahme der altertümlichen Formen elf und zwölf die Zahlbenennung einheitlich nach Zehnern durchgeführt. Die Endung zig, mhd. zec, ahd. zug, zuc, zoc, ist dieselbe wie das gotische tigus, ein starkes männliches Hauptwort, das die Zehnzahl, Dekade bedeutete und in der Mehrzahl tigjus lautete. Noch im mhd. begegnet öfter die Form zehenzec = 100, wie zehenhunt = 1000, während wir nur selten zehnhundert = 1000, dagegen eher elfhundert u. s. w. sagen, wie im Englischen eleven hundred. Unsere Wörter hundert und tausend sind, wie schon angedeutet, keine einfachen Zahlwörter. Hundert ist eine Abkürzung von taihun—têhund, was im Gotischen 10 Zehner bezeichnet, tausend (þusundi im Gotischen) hält man für eine Bezeichnung von 10×1000.

Die **Beugung der Grundzahlen** ist heute durch alle Geschlechter und Fälle nur noch bei eins vollständig, im Gotischen war sie es außerdem bei zwei und drei, im Althochdeutschen ging sie noch weiter, da fast jeder Zahlwortstamm nach der i-Beugung geändert werden konnte, und auch die anderen alten germanischen Sprachen haben zahlreiche Spuren einer weitergehenden Beugung.

Im Neuhochdeutschen finden sich in älteren Schriften, z. B. in Luthers Bibelübersetzung und in Gellerts Fabeln, die drei Geschlechter noch bei zwei getrennt: zween, zwo, zwei. Heute ist die letzte Form die allein gebräuchliche, doch ist bei diesem Zahlwort wie bei drei außerdem ein kräftiger Genetiv auf er und ein Dativ auf en vorhanden, die aber nur gebraucht werden, wenn der Kasus nicht schon an einem andern verbundenen Worte erkennbar ist: Zweier Zeugen Mund macht die Wahrheit kund, aber: Die Worte dieser zwei Männer. Auch die Grundzahlen von 4 bis 12, mit Ausnahme von 7, können, doch nur wenn sie ohne Hauptwort stehen, den Dativ auf en bilden, auch die übrigen Beugungsfälle durch ein e andeuten: alle Viere, alle Neune, mit Sechsen; sie erscheinen dann mehr als Hauptwörter gebraucht. Doch gilt diese Redeweise ebensowenig für gewählt und allgemeingültig wie etwa die Aussprache: ölf oder ölbe für elf, oder die Verstümmelung des Wortes eins zu ein, wie sie in Norddeutschland hie und da beim Zählen (ein, zwei, drei) oder in Verbindungen nach der Art: Einmal ein oder: „Es hat ein geschlagen“ zu hören ist. Gleich richtig erscheint: Es schlägt eins oder: Es ist ein Uhr.

Die **Ordnungszahlen** beginnen mit dem § 34, 3 schon erklärten „erster“, werden von 2 bis 19 mit t und von 20 an mit st gebildet und beugen ganz wie die Eigenschaftswörter. Die Form dritter ist durch Verkürzung des Vokals von drei verändert, achter durch Ausstoßung

eines t. Zusammengesetzte Ordnungszahlen geben nur der letzten die Endung: Der Dreizehnte.

Auch bei diesen Zahlen sind geschichtliche Veränderungen vorgekommen. Erster hieß gotisch fruma, und das Alt- und Angelsächsische, das Altfriesische und Altnordische haben ihre Formen ebenfalls von demselben Stamme, das Althochdeutsche weist nur êristêr auf. Aber auch in diesem hieß der zweite: andar, was in allen anderen germanischen Sprachen (anÞar, annar) wiederkehrt. Noch das Mittelhochdeutsche sagt ander, unsere Form „zweiter" ist nur neuhochdeutsch, ebenso die Beschränkung des Begriffs von: ander. In derselben Zeit mit der Entstehung des Wortes „zweiter" kam aus dem Französischen das Lehnwort: doppelt zu uns, während „beide" ein uraltes germanisches Wort (got. bai, ahd. pêdê) ist.

Endlich haben auch die mannigfaltigen anderen Zusammensetzungen mit Grundwörtern ihre Geschichte. Mittelhochdeutsche Bildungen z. B. auf valt und stunt sind verloren gegangen, für einvalt sagen wir einfach, für tusentstunt tausendmal. Unsere heutigen Formen benutzen also die alten Hauptwörter Fach und Mal, das letztere gleichbedeutend mit Zeit. Anstatt des früher gebrauchten Hauptwortes Falt (Falte) ziehen wir das davon abgeleitete Eigenschaftswort fältig vor: Einfältig, genau wie das von Spalte abgeleitete spältig: Zwiespältig. Eigentliche Distributive hat das Germanische stets wenige gehabt, im Gotischen giebt es für: je zwei die Form tveihnôs (weibl. Akkusativ), im Althochdeutschen zwênê und noch seltener drisgi = je drei. Auch das Altnordische, welches außerdem in seinen Dativen tveimr und Þrimr (zweien und dreien) uralte Endungen erhalten hatte, besaß von 1—4 einheitliche Distributive. Wir stellen zu den Grundzahlen: je = immer, jemals. Auch für unsere mit „mal" zusammengesetzten Formen hatten die älteren Sprachen einfachere Formen: ahd. eines ist einmal, zwiror, driror sind zwei-, dreimal. In unserem: Selbander, selbdritt u. s. f., wodurch wir den Begriff des mit anderen gemeinschaftlichen Handelns oder Leidens wiedergeben, hat sich dagegen eine auch im Althochdeutschen vorhandene Verbindung erhalten. Ebenso ist in den mit dem Suffix lei (mhd. leie = die Art und Weise) zusammengesetzten Formen: zweierlei, mancherlei wenigstens ein altes Wort noch gerettet worden, wenn auch diese Zusammensetzung, welche stets den starken weiblichen Genetiv der Zahl verlangt, erst neuhochdeutsch ist. Mit Ordnungszahlen zusammengesetzte Wörter sind die auf ens: erstens, welche seit kaum 300 Jahren vorkommen, die adjektivischen auf halb, z. B. drittehalb, welche gemeingermanisch und schon im Althochdeutschen vorhanden waren, und die substantivischen, erst neuerdings aus verkürztem „Teil" entstandenen auf tel: Viertel.

c) Das Fürwort.

§ 35. **1. Bedeutung und Einteilung.** Die Für- oder Deutewörter haben diese Namen, weil sie für Nennwörter eintreten oder an Stelle solcher stehen und sie andeuten. Sie gehören also eigentlich nicht zu den Nenn-

wörtern, sondern dienen als Ersatz derselben, sowohl von Haupt= als von Eigenschaftswörtern. Nur ihre Eigenschaft als gebeugte Wörter veranlaßt viele Lehrbücher, sie den anderen Wortklassen, welche beugen können, ohne Unterscheidung anzureihen. Streng genommen sind aber auch viele Umstandswörter wie: Hier, her, hie, da, dort, dann, weil sie hinweisen, Deutewörter. Wir müssen der gebräuchlichen Anordnung folgen, die von allen Fürwörtern Beugung verlangt und substantivische und adjektivische unterscheidet. Nur der ersten Klasse gehören die persönlichen, nur der zweiten die besitzanzeigenden oder zueignenden an, alle übrigen, also die hinweisenden, fragenden, beziehenden und unbestimmten sind ursprünglich adjektivisch, können aber auch bei Auslassung eines Hauptwortes substantivisch gebraucht werden. In seltenen Fällen ist das übrigens, wie bei allen Wörtern, so auch bei den zueignenden der Fall: das Mein und Dein.

2. **Formentwickelung.** aa) Die persönlichen und die zueignenden Fürwörter. In betreff der Beugung unterscheiden sich die Für= von den Hauptwörtern nicht nur dadurch, daß die Endungen anders gebildet sind, sondern auch in noch anderen Punkten. So haben sie den im Germanischen sonst bald verloren gegangenen Dual, die Zweizahl, länger bewahrt. Das Gotische, Alt= und Angelsächsische, Altnordische und Färöische zeigen noch fast vollständige Dualformen, sowohl beim persönlichen als beim besitzanzeigenden Fürwort, also ebenso für: wir und ihr zwei wie für: unser und euer beider mit den dazu gehörigen anderen Kasus. Das Deutsche ist darin am sparsamsten, Otfrid sagt unker zweiô als Genetiv der Zweizahl. Im Heliand, also im Altsächsischen, dagegen findet sich wit = wir beide, git = ihr beide, was hochdeutsch wiz und iz heißen müßte, und unk und ink für den Dativ. Noch heute sogar ist in der bayerischen Mundart diese Dualform lebendig, nur mit dem Sinne des Plurals: es und ös ist da gleich: ihr, und enk gleich: euch (vergl. § 32, 2 bb).

Weiter ist eine Eigentümlichkeit des persönlichen Fürworts, daß es bei derselben Person für Ein=, Mehr= und Zweizahl (sobald die letztere sich vorfindet) verschiedene Stämme verwendet. Die beiden klassischen Sprachen thun dasselbe, ego — nos, tu — vos entsprechen ganz unserem ich — wir, du — ihr. Diese ungewöhnliche Trennung von Ein= und Mehrzahl sucht übrigens bekanntlich die Volksrede aufzuheben, indem sie für wir und ihr: mir und mer, dir und der oder m'r und d'r setzt. Endlich ist dem deutschen Fürworte seit lange der Unterschied zwischen dem Dative und Akkusative gleichgültig geworden. Das Niederdeutsche ist darin von Anfang an mit schlechtem Beispiele vorangegangen, das Altsächsische sagt wie im Dative auch im Akkusative schon mi (neben der Doppelform mik), thi (neben thik), das Angelsächsische me (neben mec), the (neben thec) und das Altfriesische nur mi und thi. Die Mehrzahlformen unterscheiden beide Kasus überhaupt nicht, auch nicht im Gotischen und Altnordischen. Dagegen haben das Alt= und Mittelhochdeutsche

noch deutlich getrennte Formen: mir — mih (mich), dir — dih (dich), uns — unsih (unsich), iu — iwih (iuch). Im Mittelhochdeutschen aber benutzte man schon meist für unsich die Dativform uns. Die alte Akkusativendung auf ch verlor sich in der Mehrzahl der 1. Person bald ganz, bei der 2. blieb sie, und so hat das Neuhochdeutsche genau genommen in der Mehrzahl der 1. Person nur den Dativ, in der der 2. nur den Akkusativ: uns und euch. Die 3. ungeschlechtige Person oder das Reflexivum hat überhaupt nur im Gotischen die beiden Kasus auseinandergehalten: sis und sik in der Ein- und Mehrzahl, das Alt- und Mittelhochdeutsche aber hat nur den Akkusativ sih (sich). Bei den geschlechtigen Formen, also bei den Dativen und Akkusativen von er, sie, es, wird dagegen zuerst überall der Unterschied kräftig erhalten, und seit alter Zeit werden die entsprechenden Formen für die fehlenden des geschlechtigen eingesetzt, also „ihm" als Dativ zu dem Akkusativ „sich" verwendet. So sagt noch Luther: Martha machte ihr (für: sich) viel zu schaffen, unser keiner lebt ihm (für: sich) selber. Aber seit etwa 200 Jahren wird der Akkusativ „sich" auch als Dativ gebraucht. Das Ergebnis der Entwickelung ist also gewesen, daß das Schriftdeutsch heute in der 3. geschlechtigen Person überall, in der 1. und 2. wenigstens in der Mehrzahl nur eine Form für die beiden Kasus benutzt, daß aber unter dem Einfluß des Niederdeutschen auch in der Einzahl der 1. und 2. Person in manchen Gegenden Norddeutschlands (in der Mark und Berlin) beide Kasus vielfach verwechselt, mir für mich, dir für dich, ihm (em) für ihn und umgekehrt gesetzt werden, und endlich, daß die Halbgebildeten in der Anrede ohne Unterscheidung zwischen: Ihnen und Sie schwanken.

Neben diesen allgemeineren Punkten verlangen nun noch mehrere Einzelheiten ihre Erklärung. So sind die Genetive meiner und deiner erst neuhochdeutsch für die alten mîn und dîn eingetreten. Sie sind natürlich den Mehrzahlformen unser und euer nachgebildet, und zuletzt kam auch „seiner" für sîn auf. In der Zusammensetzung: Vergißmeinnicht ist die ältere Form erhalten, auch in Verbindungen wie: Gedenke sein. Dieser letztere Ausdruck zeigt aber eine zweite Übertragung, nämlich eine von dem ungeschlechtigen oder rückbezüglichen auf das geschlechtige Fürwort der 3. Person. Der Genetiv des letzteren lautete zunächst es, und er tritt noch ans Licht in Wendungen wie: Ich bin es satt oder zufrieden, er weiß es mir dank. Im ganzen aber braucht das Neuhochdeutsche dafür, wie schon gezeigt, seiner (oder sein) oder dessen, das erste männlich, das zweite sächlich: Ich bin mir dessen bewußt. Dieses „dessen" aber ist nichts als der verlängerte Genetiv des hinweisenden Fürwortes der. Eine dritte Übertragung stellt die Form: ihrer als des weiblichen Genetivs zu dem männlichen: seiner (des rückbezüglichen Fürwortes) dar. Dies „ihrer" ist entnommen dem ungeschlechtigen Fürwort, ist also gleich dem Genetive von: sie, der mhd. ir lautete und hier wie bei: meiner, deiner, seiner verlängert wurde. An

dieser Stelle hat sich einmal die ungeschlechtige Form innerhalb des rückbezüglichen Fürwortes behauptet, ja sie ist in der Mehrzahl sogar die einzige Form des Genetivs für alle Geschlechter desselben geworden, da schon im Althochdeutschen kein dem gotischen seina entsprechender Mehrzahlgenetiv sich findet. Bei der Verbindung aller Genetive persönlicher Fürwörter, sowohl der Ein- als Mehrzahl, mit den aus Hauptwörtern entstandenen Verhältniswörtern wegen, willen, halben ist es im Neuhochdeutschen Gesetz geworden, sie so an einander zu ketten, daß der Genetiv dem Verhältniswort vorangeht und ein t, entweder an Stelle des Genetiv-s oder selbst neben das Genetiv-r, aus Gründen des Wohlklanges eingeschoben wird: meinetwegen, ihrethalben, euretwillen. Diese letzte Form zeigt auch eine Umstellung des Genetiv-r. Endlich kann auf eine rein althochdeutsche Form hingewiesen werden, die sich neben der neuhochdeutschen Verkürzung noch hie und da benutzt zeigt: Ihro (iro) und dero für: Ihr und der (= derselben). Das sind alte Genetive des geschlechtigen und des hinweisenden Fürwortes, wie die Abkürzung Ew. nur aus dem mittelhochdeutschen Iuwer (ahd. iuwar, engl. your) zu verstehen ist.

In betreff der zueignenden oder besitzanzeigenden Fürwörter ist leicht einzusehen, daß sie nur entstanden sind aus den Genetiven der entsprechenden persönlichen Fürwörter. Gotisch meina, þeina, althochdeutsch mîn, dîn, sîn bilden die Grundlage zu meins, þeins und zu mînêr, dînêr, sînêr, es wurde nur die adjektivische Endung angehängt. Doch ging diese später wieder verloren, und so klingen beide Formen heute gleich. Noch im Mittelhochdeutschen aber findet man: ein mîn wange = meine eine Wange, der Genetiv ist da noch benutzbar, wo wir ihn vermeiden müssen. Die Stellung von „unser" in: Vater unser giebt ebenfalls den Genetiv. Jünger als die anderen Formen ist „ihr" im weiblichen Geschlechte und in der Mehrzahl des besitzanzeigenden Fürwortes, bis zum 14. Jahrhunderte war es allgemein nur als Genetiv von „sie" gebräuchlich. Die neueste Verbindung mit der Endung ig endlich kommt nicht vor dem 17. Jahrhunderte vor: Der Meinige u. s. f.

bb) **Die hinweisenden Fürwörter.** Das erste Wort der Art, der, die, das ist durch die immer allgemeiner werdende Benutzung desselben als Geschlechtswort um einen großen Teil seiner Kraft gekommen. Die verlängerten Formen: dessen, deren und derer sind zur Unterscheidung von den entsprechenden Fällen des Geschlechtswortes erst in neuhochdeutscher Zeit, nach Luther, beliebt geworden. Sie sind anderen zweisilbigen Fürwortformen wie: ihnen statt in, wessen statt wes nachgebildet, doch leben die alten kürzeren Wörter, besonders in Sprichwörtern, noch fort: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Was das hinweisende Fürwort „der" an Bedeutung verloren hat, ist dem im Gotischen noch nicht vorhandenen dieser zu gute gekommen. Es findet sich in allen deutschen Sprachen und im Nordischen. Dagegen fehlt jener den alten sächsischen und friesischen Mundarten, dafür ist es im Gotischen und Hoch-

deutschen viel gebraucht. Es geht ihm ähnlich wie „der", indem man es durch Zusammensetzung weiter ändert: derjenige, früher derjene. Endlich hatte unsere Sprache einen alten Stamm hi, der heute zwar nicht mehr in gebeugten Fürwörtern sich findet, aber in Wörtern wie: her, hin, heute noch fortlebt. Er entspricht dem lateinischen hic, haec, hoc und wurde am meisten von den sächsischen Mundarten ausgenutzt, die ihn für das persönliche geschlechtige Fürwort verwendeten. So erklärt sich das englische he, his, him u. s. f. Von anderen gewöhnlich hierher gezählten Wörtern ist selbst aus der älteren Genetivform von selp (ags. self), selbes, die als Umstandswort auftrat, mit Zufügung eines t entstanden und daraus ist weiter, wie von jener derjenige, derselbe gebildet worden, wofür Luther noch gern derselbige brauchte. Solch, ahd. solîh, mhd. solch, erklärt sich aus dem gotischen svaleiks = so beschaffen, so gestaltet (got. leik = Leib, noch in Leichnam).

cc) **Die fragenden Fürwörter** sind heutzutage sehr zusammengeschmolzen. Von unserem wer, was hatte das Gotische noch eine besondere weibliche Form (hvâs, hvô, hva), die Mehrzahl ist aber nirgend im Germanischen belegt. Die alten Mundarten hatten sämtlich vor dem w ein h (vergl. engl. who, what), vom Mittelhochdeutschen an beginnt unsere Schreibweise. Ganz ebenso ist es mit welcher, welche, welches gegangen, dessen ursprüngliche Bedeutung, ähnlich wie bei solch, aus dem gotischen hvêleiks = wie beschaffen verständlich wird. Das hinweisende, jetzt abgefallene h als Anfangslaut erinnert an die französische Bildung lequel. Das einzige heute außerdem noch vorhandene Fragewort Was für ein ist neuhochdeutsch, dagegen haben wir keine besonderen Wörter mehr für: Wer von zweien, wer von mehreren, wie groß, die sich in den alten Mundarten noch vorfinden. Noch das Althochdeutsche besaß das Wort hwëdarêr für: Wer von zweien, woraus unser „weder", „jedweder" und „entweder" (ahd. ein—de—wëder) hervorgegangen sind.

dd) **Die bezüglichen Fürwörter.** Eine ganz eigentümliche Rolle spielen unter den Fürwörtern die bezüglichen oder relativen, da sie nach der gewöhnlichen Auffassung Sätze verbinden, also im Grunde Binde- und nicht Fürwörter sind. Wer daher die Beugung nicht als ein wesentliches Kennzeichen der verschiedenen Wortklassen gelten läßt, wird unter die Deute- oder Fürwörter die gewöhnlich als Umstandswörter aufgeführten: da, hier u. a. zählen, dagegen den bezüglichen Fürwörtern eine Stelle unter den Bindewörtern anzuweisen versucht sein. Doch ist in Wirklichkeit für die betreffenden Nebensätze das einleitende bezügliche Fürwort insofern nichts Wesentliches, als der eigentliche Bestimmungsbegriff im Aussagewort liegt und das verbindende „welcher" oder „der" nur hindeutet auf das zu umkleidende Wort des Hauptsatzes.

So ist es aber klar, warum weder die alten noch die neueren Kultursprachen besondere Stämme für diese Fürwortgattung haben, sondern sich mit Frage- und hinweisenden Wörtern behelfen, ferner warum

weniger ausgebildete Sprachen auf dieses Hilfsmittel gar nicht verfallen, und warum endlich in der Rede des gemeinen Mannes auch bei uns derartige Sätze sich nur selten, im Englischen gar nicht, finden. Das Germanische kennt also ebensowenig wie das Griechische und Lateinische einen Relativstamm, das Gotische konnte jedes Fürwort durch Anhängung von ei zum bezüglichen Fürwort umstempeln: ikei, Þuei, izei, ich, du, er, welcher; am meisten benutzte es das hinweisende Wort dafür: saei, sôei, Þatei = der, die, das, welche. Im Althochdeutschen sind von diesem Wege nur noch ganz wenige Spuren vorhanden. Vielmehr wird da entweder das hinweisende Fürwort der, diu, daz für die 3. Person relativ gebraucht oder für die 1. und 2. das betreffende persönliche Fürwort, so daß ir, wir auch heißt: ihr, die ihr, und wir, die wir. Oder endlich es wird vor die Fragewörter das hinweisende Umstandswort sô gesetzt, also sô hwer = wer immer. Das Mittelhochdeutsche verwendet am liebsten das hinweisende Fürwort der, diu, daz, daneben jenes sô, aber ohne die Fragewörter. Unser Neuhochdeutsch endlich nimmt neben einander die ursprünglichen fragenden und hinweisenden Fürwörter welcher und der, dazu in allgemein zusammenfassenden Relativsätzen wer und was. Aus der Bibelsprache Luthers hat sich noch hie und da so erhalten, z. B. bei Klopstock, Schiller, Uhland: Das Haupt, so er ihm abgehauen.

ee) **Die unbestimmten Fürwörter.** Unter diesem Namen faßt man einige heute zum Teil beugungslose Wörter zusammen, die meist ebenso gut als unbestimmte Zahl- oder auch als Eigenschaftswörter aufgeführt werden können. Am meisten Fürwortcharakter hat man, nur im Nominativ der Einzahl üblich, während die übrigen Kasus in der Umgangssprache entweder von „einer" oder „solcher" oder in gewissen Fällen von „wir" gebildet werden. Das unbestimmte Fürwort man ist dasselbe Wort wie das Hauptwort Mann, es tritt in seiner Eigentümlichkeit zuerst im Althochdeutschen und in seiner heutigen Schreibart erst im Neuhochdeutschen auf. Schon im Althochdeutschen finden sich die Zusammensetzungen: êoman oder ioman und nêoman oder nioman, die im Neuhochdeutschen zu jemand und niemand geworden sind und gebeugt werden können. Dagegen ist jedermann eine in den letzten Jahrhunderten entstandene Zusammensetzung, die bis auf den Genetiv mit s ungebeugt bleibt. Völlig unbiegsam ist etwas, wovon das Althochdeutsche auch die männliche Form ëddeswer hat (et wohl = irgend), ebenso nichts, aus ni—êo—wiht (ahd.) = nicht immer ein Ding (Wicht), zusammengezogen zuerst in niht und im mhd. in der aus Nominativ und Genetiv des Fürwortsubstantivs gebildeten Zusammenstellung vorhanden: nihtes niht. Mundartlich sagt man noch heute: Nichts nicht, in der Schriftsprache bleibt das verstärkende „nicht" weg.

Mit demselben öfter genannten Worte êo, io, ie = immer, je ist auch jeder, das seltene jedweder und jeglicher zusammengesetzt, das erste aus êo hwëdar (ahd.) entstanden = immer wer von zweien, dann

gleich: immer wer, das zweite erst im Mittelhochdeutschen aus ie—deweder, immer wer von beiden, und dann wie „jeder" allgemeiner: von allen, das letzte aus ie—gelich (got. galeiks) = immer der gleiche. Endlich ist mit demselben lich und dem in „etwas" hervortretenden et zusammengesetzt etlich, das im älteren Neuhochdeutsch auch „etzlich" (aus mhd. ëteslich) heißt. Erwähnt seien zum Schluß noch keiner und irgend einer, das erstere abgekürzt aus nekein (mhd.), das zweite aus eo hwergin (ahd.) = irgendwo einer entstanden. Die älteren deutschen Sprachen, besonders das Althochdeutsche, haben noch eine Fülle ähnlicher Bildungen, die den lateinischen aliquis, quisque, quidam, quicunque, uterque, alteruter, utercunque u. a. entsprechen. Nach den gegebenen Andeutungen werden aber auch neuhochdeutsche Wörter wie: etliche, einige, manche, sämtliche (von dem ahd. Verhältniswort samant = zusammen mit gleichen) nach der Art ihrer Zusammensetzung verständlich sein.

3. **Gebrauch.** aa) Von den persönlichen Fürwörtern haben die der 1. und 2. Person keine gesonderten Formen für die verschiedenen Geschlechter. Es wäre dies auch unnütz, da ja durch sie gegenwärtige, also dem Geschlechte nach bekannte Personen oder Dinge angedeutet werden. Um so wunderlicher erscheinen die von dem Gebrauche der Gegenwart bei uns eingeführten Formen der Anrede. Wir reden nur die nächsten Verwandten und Freunde in der natürlichen Weise mit der 2. Person der Einzahl oder, wenn die Anrede mehreren zugleich gilt, der Mehrzahl an. Allen anderen gegenüber verpflichtet uns die Höflichkeit die 3. Person der Mehrzahl anzuwenden, also zu thun, als seien sie abwesend und als seien anstatt eines stets mehrere Menschen vor uns. Nur in gewissen, besonders in gebirgigen, Gegenden Deutschlands und von den niederen Klassen wird die natürliche Form der Anrede noch festgehalten. Höher gestellten Personen gegenüber ist sie bei uns schon seit der Karolingerzeit, unter dem Einflusse der spätlateinischen Hofsprache, durch die 2. Person der Mehrzahl verdrängt worden, und indem man Vornehme mit ihrem Titel anredete, kam daneben auch die 3. Person der Einzahl in Gebrauch. Doch herrschte bis ins 17. Jahrhundert neben dem „Duzen" in den sogenannten besseren Kreisen das „Ihrzen" vor. Erst von da an kam das „Erzen" in Schwang, das heute für ein Zeichen von Unbildung oder Grobheit gilt und im Verlauf des 18. Jahrhunderts von dem „Siezen" abgelöst wurde, indem man wohl zuerst Titel mit der Mehrzahl verband und dann, auf sie bezüglich, mit „sie" und der Mehrzahl fortfuhr.

Immer allgemeiner wird nämlich in unserem Jahrhundert eine letzte Neuerung, daß eine anwesende Person mit ihrem Titel angeredet, das Zeitwort aber in der 3. Person der Mehrzahl angeknüpft wird: Der Herr Professor haben gewünscht u. s. f. Dieselbe wunderliche Verdrehung der Zahl ist für Abwesende und Hochgestellte schon etwas länger nicht ungewöhnlich: Seine Majestät haben geruht u. s. w.

Die getragene Sprache, also die der Kirche und der ernsten Litteratur-

erzeugnisse, besonders des Schau- und Trauerspiels, hält im ganzen aber auch noch heute an den natürlicheren Formen, also der 2. Person sei es der Ein- oder der Mehrzahl, fest, und durch sie wird das Gefühl für die Geschmacklosigkeit der heute herrschenden Anredeform wach erhalten. Nur die Dänen sind uns übrigens in diese Verirrungen hinein gefolgt, die Italiener brauchen wenigstens nach Eccellenza „ella“ mit der 3. Person der Einzahl und weiblich.

In der Befehlsform muß dem Zeitwort das Fürwort „Sie“ stets auch angefügt werden, während „Du“ oder „Ihr“ für gewöhnlich wegfallen: Lesen Sie, aber: Lies oder lest. Ohne „Sie“ würde das Wort: Lesen! der herrisch ausgerufene Infinitiv sein.

Eine neuhochdeutsche Wunderlichkeit ist ferner der Mißbrauch des sogenannten Pluralis majestaticus. Dieses „Wir“ für „Ich“ ist in vielen neueren Sprachen längst eingebürgert im Munde der Herrscher, es hat ferner auch seine Berechtigung, wenn Schriftsteller dadurch ihre Leser an ihrer Darstellung lebhafter beteiligt zeigen wollen; sehr oft aber benutzen es neuere Bücher ohne deutlichen Grund als das dem Schriftsteller zukommende Fürwort. Noch eine erfolgreich zu bekämpfende Unsitte ist die Benutzung des Genetivs der Mehrzahl von besitzanzeigenden an Stelle von persönlichen Fürwörtern, indem man also für: unser, euer die Formen: unsrer, eurer gebraucht: Denkt unsrer (statt unser), er schämte sich eurer (statt euer). Der Grund liegt vielleicht in der Form der 3. Person „ihrer“, welche ja von dem besitzanzeigenden Fürwort her in das persönliche eingedrungen und über das alte ir Sieger geblieben ist.

Das rückbezügliche oder reflexive Fürwort ist heute in seinem Gebrauche bei der 3. Person streng getrennt von dem geschlechtigen Fürwort derselben Person, wir brauchen es aber in Umstandsbestimmungen hinter Verhältniswörtern viel mehr als andere neue Sprachen, z. B.: Sie nahmen alles mit sich. Die für beide Wörter gleichermaßen angewendeten Genetive seiner und ihrer pflegt man deshalb, wenn sie rückbezüglich sein sollen, durch „selbst“ zu verstärken, wie man dies auch bei der 1. und 2. Person in demselben Falle gern thut. Hinter dem rückbezüglichen Objekte wird jedoch „selbst“ nicht entfernt in dem Maße wie im Englischen benutzt.

In betreff des geschlechtigen Fürwortes der 3. Person im Neutrum ist festzustellen, daß es in gewissen Fällen, wohl aus Gründen des Wohllautes, wegen seiner Kürze und seines geringen Tones, neuerdings immer mehr vermieden wird. Ganz allgemein ist dies, wenn Verhältniswörter, die den Dativ oder Akkusativ verlangen, vorhergehen. Man gebraucht dann Zusammensetzungen mit da, dar und hie, hier, z. B. dabei, dafür, damit, darum u. s. f., so daß z. B. „bei ihm“ meist nur auf eine Person bezüglich gesagt wird, seltener von einem Hause, wo man „dabei“ zu benutzen pflegt. So treten Umstandswörter des Ortes an Stelle der Fürwörter mit Verhältniswörtern, genau wie im Französischen etwa en oder y (= inde und ibi). Eine zweite Sitte,

welche freilich die Sprachlehrer, Grimms Beispiele folgend, noch vielfach bekämpfen, ist schon von Adelung hervorgehoben worden und greift unbestreitbar immer mehr um sich, daß man nämlich für den Akkusativ „es“ nach einem Verhältnisworte auch „dasselbe“ setzt. So heißt es heute weit öfter z. B.: Das Kind schrie, ein Stein war auf dasselbe gefallen, als daß man sagte: auf es gefallen.

bb) Während nun die persönlichen Fürwörter wie alle substantivischen genau den Beugungsfall, die Zahlform und das Geschlecht des Hauptwortes annehmen, welches sie vertreten, werden die besitzanzeigenden entweder wie alle adjektivischen Umkleidungen oder wie alle adjektivischen Aussagewörter behandelt, nur daß sie kein Geschlechtswort erhalten, sobald sie neben dem Hauptworte stehen. Ihre Beugung ist im ersten Falle genau wie die des unbestimmten Geschlechtswortes. Die Fürwörter der Mehrzahl verkürzen aber ihre Formen gern wegen des Vokalgleichklanges der letzten beiden Silben, indem euer vor allen Endungen sein e auswirft: eures Vaters, dagegen unser wenigstens vor den Endungen e und er: unsre Mutter, aber lieber: unserm Vater statt: unsrem Vater. Wie schon unter 2aa gesagt, sind diese Wörter aus dem Genetive des persönlichen Fürwortes entstanden, und man kann beobachten, daß noch heute ihr Genetiv mit einem Hauptworte im Munde des Volkes nicht recht Wurzel gefaßt hat. Weit häufiger, ja in manchen Gegenden fast allein, hört man: Meinem Vater sein Sohn als: Meines Vaters Sohn. Der Genetiv wird da also in seiner abgeleiteten, jüngeren Gestalt als Genetiv des besitzanzeigenden Fürwortes vermieden. Die ältere Schriftsprache hat daneben noch öfter nach einem solchen Genetive dem folgenden Hauptworte „sein“ oder „ihr“ hinzugefügt: Des Teufels sein Gepäck. Stehen diese Fürwörter als Aussagewörter, so können sie entweder ungebeugt oder auch gebeugt auftreten: Das Haus ist mein oder meins, sie können aber auch mit dem Geschlechtswort verbunden werden: D. H. ist das meine oder das meinige. Ausgenommen den ersten Fall können alle diese Möglichkeiten auch bei der Weglassung eines Hauptwortes vor dieser Art von Fürwörtern eintreten: Meins oder das meine oder das meinige liegt vor dem Thore (wenn vorher von einem Hause oder Felde oder dergl. die Rede war). Eine sehr vielseitige Verwendung hat das Wort „Ihr“, da es als besitzanzeigendes Fürwort sowohl für eine angeredete, als für eine abwesende weibliche Person und endlich für die Mehrzahl aller drei Geschlechter von „sein“ eintritt: Das ist Ihr Schirm (in der Anrede), ihr Schirm (z. B. der Mutter, der Menschen, der Mädchen). Endlich wird der Gebrauch von „sein“ auch durch den Genetiv von „derselbe“ eingeschränkt, ebenso wie man dies Wort für „er“ einsetzt, sobald sich nämlich irgend eine Unklarheit bei der Benutzung der gewöhnlichen, kürzeren Wörter einstellt. Doch muß vor der neuerdings besonders im Zeitungsdeutsch sich fühlbar machenden Vorliebe für das ziemlich schwerfällige „derselbe“ gewarnt werden.

cc) Dieses hinweisende Fürwort beugt, ebenso wie „derjenige“,

zweifach, in der ersten Hälfte genau wie das Geschlechtswort, in der zweiten wie das schwache Eigenschaftswort. Beide haben also nicht mehr wie noch im vorigen Jahrhunderte die vollen Fürwortformen des Genetivs und Dativs: dererj. und denenj., auch deroselben gilt heute für altertümlich und findet sich höchstens im Kanzlei- und Hofstile. Ganz denselben Eindruck macht heute die Verwendung der vollen Formen „deren" und „derer", wenn sie nämlich, wie noch manchmal bei unseren Klassikern, mit einem Hauptworte verbunden sind, oder in Zusammenstellungen wie: Das Geschlecht derer von Köckeritz, wo dies hinweisende Wort auch ganz gut weggelassen werden kann. Ferner werden die beiden genannten, erst dem Neuhochdeutschen angehörenden Formen heute oft genug verwechselt. Sie sind in der Weise auseinanderzuhalten, daß man „derer" stets ohne Hauptwort und nur bei der stärkeren Begrenzung, wenn ein Relativsatz folgt, also als Genetiv zu dem Dative „denen" benutzt, „deren" dagegen (außer als Genetiv des bezüglichen Fürwortes) auch ohne Hauptwort, aber indem es nicht auf das Folgende (wie derer), sondern auf das Vorhergehende verweist (wie dieser). Falsch ist also: Betreffs derer, wenn nicht ein Relativsatz folgt. Genau ebenso wird „derjenige" nicht ohne Relativsatz gebraucht, während „solcher" eine viel allgemeinere Bedeutung hat und weit freier auftritt, nämlich entweder stark oder, wenn das unbestimmte Geschlechtswort vorangeht, nur im Nominativ und Akkusativ der Einzahl stark, sonst schwach gebeugt, oder endlich beugungslos, gewöhnlich mit nachfolgendem „ein": Solches Fehlers, eines solchen Fehlers, solch eines Fehlers. Für „solche", wenn es ohne Hauptwort steht, braucht die Umgangssprache auch „welche": Er hat auch welche.

dd) Von den substantivisch gebrauchten Fragefürwörtern ist „wer" nur auf Personen zu beziehen, auch wenn unsere Sprache sie sächlich benennt, nie aber auf Dinge, selbst wenn deren grammatisches Geschlecht männlich oder weiblich ist. Es ist dies also einer der wenigen Punkte, wo auch in unserer Sprache (s. § 32, 2aa) leblose Dinge und lebendige Personen ganz getrennt, nur nach ihren Begriffen behandelt werden. Sonst aber ist dieses erste und altertümlichste Fragefürwort (jedoch nicht erst infolge neuerer Verstümmelungen, sondern, wie oben S. 120 gesagt, schon im Urgermanischen) seinen Formen nach sehr einfach. Dieselben Laute fragen nach einer männlichen oder einer weiblichen oder sogar nach mehreren Personen, welchen Geschlechtes sie auch seien. Die sächlichen Genetiv- und Dativformen, welche der männlichen völlig gleichen, werden sogar auch fast nur für Fragen nach Personen verwendet, so daß für Fragen nach Dingen nur die Nominativ- und Akkusativform „was" und Zusammensetzungen von Verhältniswörtern mit dem Ortsumstandswort wo (oder wor) übrig bleiben, besonders wovon, wozu u. a. Die Frage: Wem ist das Geld gegeben worden? kann sich nur auf eine Person beziehen. Soll die Gabe einem nicht persönlichen Dinge zukommen, muß die Frage lauten: Wozu oder wofür oder worein (oder

dergl.) ist das Geld gegeben worden? Nach derartigen Verhältniswörtern braucht die Umgangssprache jedoch gern auch die Form „was“ für alle Kasus, z. B.: Zu was hast du das Geld ausgegeben? Noch weniger schön klingt: Wegen was? Die gewählte Sprache vermeidet dagegen „was“ hinter allen Verhältniswörtern und braucht dafür jene Zusammensetzungen, z. B. auch worüber für: über was. Zur Aushilfe dient noch das zweite Fragewort „welcher“, das als Umkleidung zu einem Hauptworte zu treten pflegt: Zu welchem Zwecke, für welchen Zweck, in welche Kasse ist das Geld gegeben worden? Es kann auch ohne Hauptwort stehen, fragt sowohl nach Personen und Dingen selbst als auch nach deren Eigenschaften und steht in seiner Beugung wie in seiner Formentwickelung (oben S. 120 und 125) dem hinweisenden Fürwort „solch“ am nächsten. Es wird nämlich stark gebeugt, tritt aber auch ohne Endung auf, wenn ein starkes Eigenschaftswort folgt, und kann in der Einzahl in diesem Falle das unbestimmte Geschlechtswort nach sich ziehen. Das geschieht allerdings fast nur bei der abgeleiteten Bedeutung von „welcher“, nämlich als eines Ausrufewortes, z. B.: Welch schönes Kind! Welch ein schönes Kind! Und die Freiheit, die dieses Wort genießt, geht sogar so weit, daß es in der Einzahl des sächlichen Geschlechtes beim Ausrufe unmittelbar neben dem Hauptworte beugungslos stehen kann: Welch Kind! Von dem ersten Frageworte ist nur die Form „was“ in derartigen verwundernden Ausrufesätzen gebräuchlich, so daß es für „wie“ steht: Was mich das freut! Aber auch das dritte Fragefürwort: Was für ein? wird in Ausrufesätzen der Art verwendet. An dieser Zusammensetzung wird nur „ein“ gebeugt, es fällt aber ganz weg bei Stoffnamen: Was für Bier? und natürlich bei der Mehrzahl: Was für Fehler hast du? In dem letzteren Falle setzt ein allgemeiner Brauch, sobald das Hauptwort fehlt, auch das zweite Fragewort mit dem dritten zusammen: Was für welche?

ee) Von den bezüglichen Fürwörtern richten sich „wer“ und „was“ natürlich nach denselben Gesetzen, denen sie als Fragewörter unterliegen (siehe dd). Beide werden außerdem nur dann benutzt, wenn eine Person oder ein Gegenstand, auf welche sie sich beziehen könnten, entweder gar nicht genannt wird oder wenigstens nicht vorhergeht. „Was“ kann jedoch auch ein vorhergehendes sächliches Für- oder Zahlwort oder einen ganzen vorhergehenden Satz durch einen folgenden Relativsatz umkleiden: Das ist etwas, was ich möchte. Er kam zur rechten Zeit, was mich rettete. Bei „wer“ ist etwas der Art nicht möglich. Der Unterschied von diesen und den längeren und gewöhnlicheren Formen welcher, welche, welches liegt in dem weit allgemeineren, unbestimmten Sinne, den die ersten haben. Die zweiten beziehen sich, gerade so wie der, die, das, stets auf vorhergehende Wörter. Sie dürfen also nur dann nicht eintreten, wenn kein Wort vorhergeht oder wenn ein ganzer Satzinhalt in einem folgenden Relativ zusammengefaßt werden soll, auch nicht nach sächlichen Für- oder Zahlwörtern. Daß darin übrigens eine erst neuer-

dings zum Gesetz gewordene Beschränkung von „welches“ liegt, beweisen Unmassen von Beispielen bei Goethe und Schiller, in denen dieses Wort für „was“ gebraucht wird, wie es allerdings deren auch für den umgekehrten Fall giebt. Der Ausländer unterscheide ferner: Jeder, der, und: Alles, was. Eine andere Verbindung, etwa: alles, das, ist heute ungebräuchlich. Das Wort „welcher“ ist aber auch ferner eingeschränkt durch den Gebrauch, daß seine Genetive sämtlich, oder wenigstens der männliche und sächliche der Einzahl „welches“, ersetzt werden durch die entsprechenden Formen von „der“, und weiter, daß es immer seltener als adjektivisches Fürwort mit einem Hauptworte verbunden wird. Man hält es für schwerfällig und eine Nachahmung des Lateinischen, zu sagen: Hamburg, welche Stadt an der Alster liegt, und setzt das Hauptwort lieber um: Die Stadt Hamburg, welche — oder Hamburg, eine Stadt, welche.

Eine weite Verbreitung haben dagegen die Zusammensetzungen von „wo“ mit Verhältniswörtern gefunden, welche an Stelle von bezüglichen Fürwörtern treten, denen Verhältniswörter vorangehen. Man hört oft genug: Das Buch, woraus ich lese, anstatt: aus dem ich lese. Wenn man nun auch ohne Anfechtung sagen darf: Woraus liest du? oder: Daraus habe ich gelesen, so wird dieselbe Verbindung bei dem bezüglichen Fürwort doch noch für unschön gehalten. Ebenso bleibt es ungewöhnlich, dergleichen Verbindungen auf Personen zu beziehen, etwa: Die Leute, womit ich zu Tische saß, obgleich „wovon“ auf sächliche Personenwörter, wie das Kind, und auf Personen in der Mehrzahl schon nicht mehr so selten bezogen wird. Trotzdem ist es nicht empfehlenswert zu sagen: Die Mädchen, wovon die einen hell, die anderen dunkel gekleidet waren.

ff) Unter den unbestimmten Fürwörtern verlangt der Gebrauch von „man“ eine gewisse Vorsicht. Für seine fehlenden abhängigen Formen werden oft die von „wir“ in demselben Satze, in welchem „man“ steht, verkehrt verwendet. Besser erscheint es im allgemeinen, in diesem Falle die betreffenden Kasus von „einer“ zu benutzen, die übrigens in der Umgangssprache schon allgemein dafür eintreten. Ob man ferner von: jemand und niemand lieber die gebeugten oder die beugungslosen Formen im Akkusativ anwendet, entscheidet wohl zumeist der Wohlklang, während im Genetiv überhaupt stets, im Dativ häufiger die Endung -em, auch wohl -en angefügt wird. „Wer“ und „was“ stehen in der Umgangssprache oft auch für: irgend einer und etwas und sind im Gegensatz zu: etwas und nichts der Beugung unterworfen: Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen. Eine schon im Althochdeutschen vorhandene Zusammenziehung ist: einander, ein Fürwort der gegenseitigen Beziehung, das nur im Dativ oder Akkusativ gebraucht werden kann und heute unveränderlich bleibt, während es ahd. heißt: sie sint ein anderen ungelîh. Streng genommen ist es unnötig, dazu ein persönliches Fürwort in einem abhängigen Kasus zu fügen, es heißt deshalb z. B.: Und haben einander so lieb. Aber in der gewöhnlichen Rede ist diese Verstärkung sehr

gebräuchlich: Die Jungen schlugen sich einander, wofür es auch wohl, im Grunde ziemlich undeutlich, heißt: Die Jungen schlugen sich.

f) Das Zeitwort.

§ 36. 1. **Bedeutung und Einteilung.** Das Zeit- oder Aussagewort ist von allen Wörtern allein fähig einen Satz zu bilden, während die bisher besprochenen Wortarten nur satzbestimmend auftreten. Es sagt von einer Person oder Sache aus, daß sie zu irgend einer Zeit und auf irgend eine Art etwas thun oder leiden oder in einem Zustande sich befinden, giebt aber in seiner Endung den Personenbegriff auch schon so deutlich an, daß vielfach noch ein anderes Wort zur Bildung eines Satzes nicht unbedingt nötig ist. Im Lateinischen und Griechischen, wo die Endungen besser erhalten sind als in den neueren Sprachen, trifft das auch bei Behauptungssätzen zu. Der Satz: Du schläfst besteht in jenen Sprachen nur aus der Zeitwortform, ohne daß der Fürwortbegriff (außer durch die Endung) angedeutet würde. Im Deutschen können für gewöhnlich nur noch Heischesätze allein durch eine Zeitwortform gebildet werden. Die Dichtersprache aber, ebenso wie der sprichwörtliche und der gewöhnliche Erzählerausdruck läßt oft genug auch in anderen Sätzen das Subjektswort aus: Bitte. Man sieht den Unterschied zwischen Nenn- und Zeitwort am deutlichsten daraus, daß man aus jedem der letzteren ein Nennwort herausschälen kann, nur daß, um den Zeitwortbegriff wiederzugeben, noch Formen unseres Hilfszeitwortes „sein“ dazutreten müssen. Du schläfst = du bist schlafend oder ein Schläfer. Du schliefst = du warst schlafend. So beruht der Begriff des Zeitwortes auf der Verbindung eines Subjekts und eines Prädikats innerhalb eines einzigen Wortes. Außerdem wird in den eigentlichen Zeitwort- oder den Redeformen auch die Zeit und die Art des Vorganges oder Zustandes angegeben. Äußerlich wird aber zwischen den Nenn- und Zeitwörtern eine Verbindung dadurch hergestellt, daß von jedem der letzteren zwei sogenannte Nenn- oder Mittelformen gebildet werden können, eine substantivische, der Infinitiv, und eine adjektivische, das Partizip.

Nach ihrem Begriffsinhalt teilt man in der Regel die Zeitwörter in bloß verknüpfende, also einen nur schwachen Aussagebegriff in sich enthaltende, gewöhnlich substantive oder abstrakte Zeitwörter genannt, und in konkrete. Die ersten sollen dann die Wörter „sein“ und „werden“ sein, sobald sie nämlich nur als Kopula dienen, und ihnen stehen viele passivische Formen, wie: zu etwas ernannt, genannt, für etwas gehalten werden u. s. w. dem Werte nach nicht fern. Ferner teilt man sie aus noch äußerlicheren Gründen in subjektive, deren Begriff erschöpft wird durch die Beziehung auf das Subjekt, und in objektive, die noch auf einen anderen Gegenstand hinzielen. Die weitere Einteilung in transitive und intransitive, d. h. solche, welche ein Akkusativobjekt verlangen, und alle anderen, hat noch mehr nur formellen Wert, indem nur von

den ersteren die wirkliche Leideform oder das Passivum gebildet werden kann. Die intransitiven Wörter brauchen allein in solchen Fällen passivische Formen, wenn ohne Angabe eines Subjekts, also unpersönlich, ein Vorgang als stattfindend, nicht aber der leidende Zustand eines Gegenstandes angegeben wird: Es wird euch geholfen werden.

Noch seltener ist die passivische Form möglich bei den rückbezüglichen oder reflexiven Zeitwörtern, d. h. denen, welche eine auf das Subjekt selbst zurückwirkende Handlung enthalten und deshalb stets mit dem Dativ oder Akkusativ des rückbezüglichen Fürwortes verbunden sind, z. B. sich freuen, sich einbilden.

Die Einteilung in persönliche und unpersönliche Zeitwörter, eine der gewöhnlichsten, welche die Lehrbücher kennen, trifft doch insofern nicht recht zu, als die letzteren ihrem ganzen Vorstellungsinhalt nach zwar nur an einer einzigen, der dritten, Person haftend vorkommen, darum aber noch nicht unpersönlich genannt werden können, da sie doch gerade immer eine und dieselbe Person bezeichnen. Sie umfassen diejenigen Zeitwörter, welche kein anderes Subjektswort dulden als „es“ und oft auch ohne dieses ganz denselben Sinn ausdrücken, z. B. Es schneit, ihn friert, hungert u. s. f. In ihnen wird also ein ganz bestimmter Inhalt als an einem unbestimmten Subjekte haftend gedacht. Endlich muß die ebenso gewöhnliche Scheidung in Hilfs- und eigentliche Zeitwörter erklärt werden. Die ersteren heißen so, weil sie in den Lehrbüchern der deutschen Sprache stets als Hilfsmittel angegeben worden sind bei der Bildung von Zeitwortformen, die denen der alten Sprachen im Futur I und II, Perfekt, Plusquamperfekt und im Passiv entsprechen. In Wirklichkeit ist aber damit nur etwas der lateinischen Sprache Verwandtes, aber nichts an und für sich aus der unsrigen Hervorgehendes gelehrt worden. Vielmehr sind, wie schon Adelung meint, in den zusammengesetzten Zeitwortformen die Hilfszeitwörter „das wahre und eigentliche Verbum“. Diese Wörter: Haben, werden und sein werden also in ihrer Präsens- oder Präteritalform mit dem Partizipium (oder mit dem Infinitiv) eines anderen Wortes verbunden, und daraus entstehen unsere zusammengesetzten Zeitwortformen. Sie verlieren selbst aber nicht, wie man es gewöhnlich darstellt, dabei ihre eigene selbständige Bedeutung, sondern unsere Sprache deutet dadurch, daß sie die Vergangenheit mit Beihilfe des Präsens von „haben“ ausdrückt, das Vergangene als einen gegenwärtigen Besitz (bei den Formen mit „sein“ als einen gegenwärtigen Zustand) an, während das einfache Präteritum völlig in die Vergangenheit zurückversetzt. Und das Wort „werden“ hält seinen unverlierbaren Sinn bei der Bildung des Futurs insofern fest, indem es das Zukünftige als schon jetzt sich entwickelnd und vorbereitend darstellt. Ähnlich verflüchtigt sich die eigentliche Bedeutung auch bei „kommen“, wenn Goethe sagt: Und als er kam zu sterben (König in Thule) oder wenn ganz allgemeine Verbindungen lauten: gefahren, geritten, gegangen u. s. w. kommen. So muß also wohl zugegeben werden, daß die drei oben ge-

nannten Zeitwörter auf einem bestimmt abgegrenzten Gebiete Hilfe leisten, aber ihr Begriff bleibt stets derselbe, sei es daß sie selbständig oder mit einer anderen Zeitwortform verbunden auftreten. Im weitesten Sinne müßte man auch andere Zeitwörter, wie wollen, sollen, können, dürfen, müssen, mögen, hierher rechnen, denn sie helfen ganz ebenso, wie jene drei anderen Zeitwörter zur Bildung von Futurformen, nur daß deren Begriffe in der Zukunft (hie und da auch in der Gegenwart) mehr oder weniger sicher verwirklicht erscheinen. Mehr darüber unter 2.

2. **Beugung.** Die Mannigfaltigkeit der Zeitwortformen ist nichts Ursprüngliches, sie hat sich vielmehr allmählich eingestellt. Man unterscheidet vier Hauptabteilungen von Formen innerhalb des indogermanischen Verbums.

Die erste und älteste Schicht ist die von Formen ohne thematischen Vokal (im Griechischen Verba auf -mi), welche zunächst unerweiterte Präsens- und Präteritalformen aufweisen, also im einzelnen die Wurzel, die Personalendung und bei dem Präteritum das Augment, einen die Vergangenheit andeutenden vorausgestellten Vokal. Es kann aber auch die Wurzel durch Reduplikation (Verdoppelung) erweitert und damit die Dauer der Handlung, gewissermaßen die breitere Thätigkeit angedeutet, endlich auch ein durch Anfügung der Silbe nu oder na erweitertes Präsens gebildet werden. Die zweite Schicht ist die, wo der Themavokal a an den Wurzellaut angefügt und so ein besonderer Präsensstamm gebildet wird. Dieser kann außerdem durch innere Verstärkungen, die in den indogermanischen Sprachen recht verschiedenartig auftreten, erweitert werden. Viel jünger als diese beiden Schichten ist die dritte, die der zusammengesetzten Formen, bei denen zu dem ursprünglichen Stamm noch ein zweiter, eine Art Hilfsstamm, gewöhnlich mit der Bedeutung: sein, gehen, thun u. s. f. hinzutritt. So werden die Gegenwarts- und die Zukunftsform und die verschiedenen Formen der Vergangenheit (Imperfekt, Perfekt, Aorist) in der Weise zusammengesetzt, daß z. B. die Silben ja oder (im Lateinischen) io die Präsens-, bam (ebenda) die Imperfekt- und bo (ebenda) die Futurendung darstellen. Die vierte Hauptschicht ist die der umschreibenden Bildung, also diejenige, in der die sogenannten Hilfszeitwörter ihre Rolle spielen. An dieser fehlt es in keiner indogermanischen Sprache ganz, sie deutet aber im Gegensatz zu den Schichten, in welchen die kunstvollen inneren und äußeren Umbildungen herrschten, schon die Ohnmacht, den Verfall an.

aa) Die Geschlechter. Wie die Eigenschaftswörter und die adjektivischen Zahl- und Fürwörter die Kraft haben, von einem und demselben Stamme männliche, weibliche und geschlechtslose Formen zu bilden, wie ferner manche Hauptwörter durch Anfügung gewisser Endsilben (z. B. in) aus männlichen weibliche Wörter entstehen zu lassen vermögen, so haben viele Zeitwörter, nämlich diejenigen, deren Inhalt einen Vorgang, nicht einen Zustand wiedergiebt, die Fähigkeit, die von der Zeitwortform angedeutete Person ebensowohl als Ursache wie als Ziel des Vorganges, ebensowohl thätig als leidend erscheinen zu lassen. Darum spricht man von einem Geschlechte dieser Zeitwörter. Die Thätigkeitsform oder das Aktivum vertritt gewissermaßen mehr das männliche, die Leideform oder

das Passivum mehr das weibliche Geschlecht. Ein drittes Geschlecht, das wir heute meist durch die Thätigkeitsform mit dem rückbezüglichen Fürwort ausdrücken, das Medium, ist im Sanskrit vorhanden und auch im Griechischen noch gebräuchlich, obgleich es schon vielen Wörtern gänzlich fehlt. Es hat aber da doch mehrere eigene, von den passivischen sich unterscheidende Formen. Im Gotischen findet sich nun neben dem Aktivum auch ein im Absterben begriffenes Medium, das freilich nur noch im Präsens sich findet und an dieser Stelle zugleich für das sonst durch Zusammensetzung gebildete Passiv eintritt. Es giebt also da einfache, nichtzusammengesetzte Formen des Mediums und Passivums, z. B. von sôkja ich suche: sôkjada ich suche mir oder mich, oder von hilpa ich helfe: hilpada ich helfe mir, und diese Formen sind durchaus indogermanisch, also den sanskritischen und griechischen ähnlich, gebildet. Alle anderen germanischen Sprachen aber haben dieses Hilfsmittel verloren, das Altnordische hat (vergl. A, I, 1 S. 8 und 9) sich ein ganz anderes, unvollständiges Medium gebildet, indem es die rückbezüglichen Fürwörter mik, sik, oss, in mk, sk, z verkürzt, an die ersten und dritten Personen des Aktivums anhängte, und das neuere Isländisch kann an alle Zeitwortformen st anhängen, um ihnen die Bedeutung des Mediums beizulegen. Das Hochdeutsche hat weder den gotischen noch den nordischen Weg eingeschlagen. Es besitzt von allem Anfang an nur ein einfaches Aktivum und bildet das Passiv, indem in älterer Zeit sîn oder wësan, später wërdan mit dem zweiten Partizip verbunden wurde. Das Mittelhochdeutsche verfuhr zuerst ebenso, später mit Bevorzugung von „werden“. Heute ist bekanntlich das Passiv nur mit dem letzteren zu bilden. Die einzige, nicht umschriebene, der Bedeutung nach passivische Form ist das Partizipium der Vergangenheit, also keine Rede-, sondern eine Nennform. Aber wie im Gotischen, das neben dem medialen Präsens die Umschreibungen mit visan und vairÞan benutzte, so werden auch im Hochdeutschen oft aktivische Formen, namentlich der Infinitiv, ohne Änderung in passivischem Sinne gebraucht. Die Zusammensetzungen im Passiv mit „worden“ sind überhaupt erst seit dem 14. Jahrhundert gebräuchlich, vorher wurde im Perfekt und Plusquamperfekt „sein“ allein genau ebenso benutzt wie im Präsens und Imperfekt „werden“. Es giebt also heute zwei, von einander auch in der Bedeutung noch getrennte, Formen, z. B.: Ich bin besiegt = ich bin in dem Zustande eines Besiegten, ich bin besiegt worden = ich bin in diesen Zustand versetzt. Im ersten Falle tritt das Nennwort „besiegt“ schon fast dem Eigenschaftswort gleich auf. Nicht selten werden übrigens diese älteren, einfacheren Formen bevorzugt, wo auch die jüngeren möglich wären. Die zweimalige Verbindung von „werden“ im Futur des Passivs und die noch ungeheuerlicheren Formen des zweiten Futur sind nur neuhochdeutsch und unter dem Einflusse des Lateinischen gebildet.

bb) Die Zahlformen sind heute nur die Ein- und Mehrzahl. Von der Zweizahl (vergl. § 32, S. 99) oder dem Dual besitzt nur das

Gotische vereinzelte Formen, ähnlich wie das Griechische. Von haba, ich habe, heißt habôs wir zwei haben, habats ihr zwei habt, während habam und habaiÞ die entsprechenden Pluralformen sind.

cc) Die Aussageweisen sind im Germanischen stets dreifacher Art gewesen, eine der Wirklichkeit = Indikativ, eine des Wunsches und der Vorstellung = Konjunktiv und eine des Befehls oder der unmittelbaren Forderung = Imperativ. Der Konjunktiv entspricht in seiner Form ganz dem griechischen Optativ, denn das neuhochdeutsche e, welches in allen Personen des Konjunktives erscheint, ist gotisch ai (Gegenwart) und ei (Vergangenheit), z. B. hilpais du helfest, hulpeis, du hülfest. So erklärt sich auch der Umlaut in unserem Präteritum. Solche Diphthonge hat aber im Griechischen nur der Optativ, der Konjunktiv bedient sich langer einfacher Vokale. Auch seiner Bedeutung nach schließt unser Konjunktiv den Optativ in sich ein, er ist nicht nur auffordernd, sondern auch wünschend und vermutend, ganz wie der indogermanische Optativ. Ursprünglich sind nun nur für die Gegenwart und die Vergangenheit (Präteritum) Indikative und Konjunktive und für die Gegenwart außerdem ein Imperativ da. Von den umschriebenen Formen sind die des Indikatives viel eher aufgekommen als die des Konjunktives.

dd) Die Zeiten sind in den germanischen Sprachen einfacher als in anderen des indogermanischen Stammes. Dieser hat nämlich sonst wenigstens vier Zeitformen: Präsens, Futurum und für die Vergangenheit einen Aorist und ein Perfektum, dazu treten in manchen Sprachen noch ein Imperfektum und ein Plusquamperfektum. Die genannten Zeiten sind z. B. im Griechischen und (mit Ausnahme des Aorist) im Lateinischen vorhanden, und zwar im Aktivum ohne jede Umschreibung, mit durchaus selbständigen Formen. Die germanischen Sprachen bilden dagegen nur zwei Zeiten aus, die der Gegenwart und die der Vergangenheit, also das Präsens und das Präteritum. Es fehlt die Zukunft (das Futurum), es fehlt die Zerlegung der Vergangenheit in nähere und fernere. Nur ganz wenige und recht zweifelhafte Spuren einer Perfektbildung haben manche Sprachlehrer im Althochdeutschen und Altnordischen angenommen. Es sind nun zwei Wege benutzt worden, dem Mangel abzuhelfen. Einmal braucht man eine Zeit zugleich mit für eine andere, deren Form fehlt, z. B. das Präsens für die Zukunft, das Präteritum für jede andere Art von Vergangenheit, oder man umschreibt die fehlenden Formen durch Hilfswörter. So bildet der Gote ein zusammengesetztes Futurum durch haban mit dem Infinitiv, z. B. visan habaiÞ, wörtlich er hat sein = er wird sein, oder auch skulan = sollen, oder endlich duginnan = beginnen. Im Althochdeutschen, Alt- und Angelsächsischen werden ebenfalls unserem „sollen" entsprechende Worte zur Aushilfe zugezogen, im Englischen außer to shall bekanntlich to will, im Altnordischen außerdem noch ein uns fremdes: munu. Auch wëllen, müezen mit dem Infinitiv treten im Mittelhochdeutschen, natürlich mit etwas anderer Bedeutung als unser „werden", für die Zukunfts-

bezeichnung ein, wie ja das Englische auch to may und to can verwendet. Erst im späteren Mittelhochdeutschen kommt „werden" dazu, das im Neuhochdeutschen das Hilfszeitwort geworden ist, welches die allgemeinste Umschreibung für das fehlende Futur ermöglicht. Doch wurde es zuerst nicht wie heute mit dem Infinitiv, sondern mit dem Partizip verbunden, was ja im Grunde auch das Natürliche ist. Denn z. B. der Satz: Er wird liebend spricht in einer durchaus regelmäßigen Verbindung des Zeitwortes „werden" mit einem adjektivischen Worte von einem zukünftigen Vorgange, während die im Neuhochdeutschen herrschende Ausdrucksweise eine sonst ungewöhnliche Verbindung von „werden" mit dem Infinitiv darstellt, etwa nach dem Muster von: Er geht, kommt suchen. Auch das sogenannte zweite Futur (er wird geliebt haben) ist eine neuhochdeutsche Umschreibung, sie erscheint als Übersetzung der entsprechenden griechischen und lateinischen Formen.

Für die verschiedenen Arten der Vergangenheit braucht das Gotische noch keine Umschreibungen, das Präteritum reicht ihm aus. Allerdings ist aber sein passives Präteritum an und für sich schon zusammengesetzt, nicht wie das passive Präsens einfach. Es wird durch das zweite Partizip und das aktive Präteritum von visan und vairþan gebildet, z. B. er wurde getauft daupiþs vas. Im Althochdeutschen traten die umschriebenen Formen mit hapên und sîn und dem zweiten Partizip seit dem 10. Jahrhundert auf. Die letzteren erklären sich einfach, da: „Er ist gestorben" offenbar ganz gleich ist mit: Er ist vorhanden als ein Gestorbener. Dagegen sind die Umschreibungen mit „haben" zunächst nur bei transitiven Zeitwörtern verständlich: Ich habe sie geliebt heißt ursprünglich: Ich besitze sie als Geliebte. Da dem Besitzen nun die Handlung des Liebens in der Regel vorausgeht, so konnte: Ich habe geliebt mit: Ich liebte ziemlich gleichbedeutend erscheinen, und nach diesem Vorbilde wurden dann auch Perfektformen mit „haben" von intransitiven Zeitwörtern gebildet: Sie hat geblüht. Von den intransitiven Zeitwörtern haben im allgemeinen diejenigen im Perfekt das Hilfszeitwort haben, deren Subjekt als ein thätiges aufgefaßt wird, während „sein" bei denjenigen steht, deren Subjekt unter dem Einflusse des Aussagebegriffs gewissermaßen leidet, eine Änderung erfährt: Er hat geschlafen, er ist eingeschlafen. Allerdings behalten dieselben Wörter, bei denen „sein" für gewöhnlich paßt, dieses auch in anderen Fällen, z. B.: Die Uhr ist richtig gegangen. Ein auffälliger Unterschied ist darin zu sehen, daß in Norddeutschland die Wörter stehen, liegen und sitzen gewöhnlich mit „haben", im Süden aber mit „sein" verbunden werden. Heute sind die einfachen und die umschriebenen Zeiten neben einander so eingebürgert, daß man z. B. das Präsens ebenso wie das Perfekt benutzt, um eine Erzählung lebendiger vorzutragen, und daß das Perfekt in manchen Mundarten besonders Süddeutschlands das Präteritum fast ganz verdrängt hat.

ee) Die Personalendungen und der Bindevokal. Die Beugungsendungen, durch welche die drei Personen beim Zeitworte bezeichnet werden,

sind ursprünglich nichts anderes als die Stämme der ersten beiden persönlichen Fürwörter ma und tva und eines hinweisenden Wortes ta, welche an das Zeitwort angehängt wurden. Die Mehrzahl wurde durch die Verbindung derselben unter einander angedeutet. Die vollen indogermanischen Formen liegen schon in den ältesten uns erreichbaren Denkmälern nicht mehr vor, doch ist ihre Abschleifung und Verstümmelung zu den Formen der heutigen Sprachen ziemlich deutlich zu erkennen. Nachweisbar sind im Sanskrit für die Einzahl: mi, si, ti, für die Mehrzahl: masi, tasi, anti (dessen erste Silbe wohl aus ana = er [einer] entstanden ist), für die Zweizahl vasi, tasi, tasi, also bharâmi, ich trage, u. s. w. Für das Medium und Passivum sind die Formen ebenfalls durch Verknüpfung dieser Endungen entstanden, z. B. für die erste Person der Einzahl mai aus mami von mama, für die zweite sai aus sasi, für die dritte tai aus tati u. a. Solange nun die Bedeutung dieser angehängten Deutewortformen noch fühlbar war, wurden natürlich andere Deutewörter nicht vorausgeschickt, außer wenn eine starke Betonung oder eine Gegenüberstellung beabsichtigt wurde. Noch im Lateinischen steht amat (er oder sie oder es liebt) ohne Fürwort, die neueren Sprachen aber haben das Gefühl für diese Bedeutung der Personalendungen verloren.

Im Germanischen zeigt das Althochdeutsche vielfach altertümlichere Zeitwortendungen als das Gotische. Seine 1. Person der Einzahl hat in der sogenannten 2. und 3. schwachen Konjugation des m festgehalten: salpôm ich salbe, hapêm ich habe, als einen deutlichen Rest des noch älteren ma und mi. Sodann lautet seine 1. Person in der Mehrzahl überall mês: findamês wir finden, nerjamês wir retten, salpômês, hapêmês, als deutliche Abschleifung von masi. Ferner ist im Althochdeutschen mehr als im Gotischen eine recht altertümliche, die sogenannte bindevokallose Konjugation vorhanden. Während davon im Gotischen und Nordischen nur die Formen im und em = ich bin sich finden, besitzt das Althochdeutsche noch vier Zeitwörter dieser Art: pim ich bin, tuom ich thue, gâm ich gehe, stâm ich stehe. Sie alle zeigen jenes alte m, das sich im mhd. zu n abschwächte: bin, tuon, gân, stân. Diese vier Wörter sind neben der zusammengezogenen Form hân, ich habe (und dem später zu besprechenden kan, ich kann), die einzigen Formen der 1. Person der Einzahl des Präsens im mhd., welche in dem n eine Erinnerung an jene m, mi und ma erhielten. Im Neuhochdeutschen erscheint deshalb unser „bin", das einzige Wort der Art, als ehrwürdigste Form unseres Zeitwortes, was die Endung der 1. Person der Einzahl betrifft, da man an ihr allein noch das ehemals angehängte Fürwort der 1. Person ahnen kann. Denn sonst hat die 1. Person, wenn sie im Gotischen auf a oder o, im Althochdeutschen auf u, im Mittel- und Neuhochdeutschen auf e ausgeht, in diesem Vokal keinen Hinweis mehr auf das Fürwort und damit auf die Person, sondern er ist nur das Kennzeichen des Präsensstammes.

Die Endungen des neuhochdeutschen Indikativs der Gegenwart erinnern aber in den übrigen Personen noch an die Geschichte ihrer Zusammensetzung. Die 2. Person der Einzahl endet heute auf -st, im ahd. stand dafür nur -s (gleich dem Lateinischen und Griechischen), die deutliche Abkürzung der ursprünglichen Deutewortsilbe si. Unsere, übrigens schon im mhd. herrschende, vollere Form hat also noch ein t als Schlußlaut, ohne daß dies aus der sonstigen Entwickelung sich ableiten ließe. Daß darin aber nicht eine nur hochdeutsche Eigentümlichkeit liegt, beweisen das Angelsächsische und Altfriesische, welche ebenfalls z. B. findest (ahd. findis) sagen. Die mundartliche Form „bis" für „sei" erklärt sich als alter Imperativ von wesen: wis (mhd.), andere Mundarten verstärken den schärferen einfachen S-laut oft zu -sch: „Bisch guet." Anderseits ist daran zu erinnern, daß schon das gotische Präteritum in dieser Person t brauchte: fanst = du fandest, und das Althochdeutsche wenigstens in einigen Wörtern, wie scalt = sollst, darft = darfst, magt = magst, sogar st in chanst = kannst, wohl auch anst = du begünstigst. So ist es nicht zu verwundern, wenn die im Hochdeutschen später immer mehr hervortretende Vorliebe für t gerade an dieser Stelle selbst dem von alters her hier berechtigten s gefährlich werden konnte. Bleibt doch in den Mundarten das s sogar nicht selten heute weg, nicht nur in Wörtern wie: Du solt, wilt, magt, darft, kant.

Die 3. Person der Einzahl hält in ihrem -t den Konsonanten der ursprünglichen Endung ti unverrückt fest, freilich seit ältester Zeit nur in dem Indikativ der Gegenwart. Die Mehrzahlendungen endlich -en, -et und -en zeigen in den Lauten n und t die letzten Reste der alten schon im Gotischen zu m, þ und nd zusammengeschrumpften Deutewortsilben. Das Althochdeutsche lautete in diesen Formen noch: mês, t, nt (findamês, findat, findant), das Mittelhochdeutsche aber unterscheidet sich von dem heutigen Deutsch nur noch in der 3. Person, welche, wie im Lateinischen und Französischen, auf nt endete (findent). In dem neuhochdeutschen Schriftdeutsch erinnert „sie sind" an diese ältere Form, die Mundarten setzen freilich auch hier oft „sie sin" ein. Eine Eigentümlichkeit süddeutscher, aber auch plattdeutscher Mundarten ist, daß sie die 3. Person nicht der 1., wie im Schriftdeutschen, sondern der 2. gleichmachen: sie findet = sie finden. Für die Mehrzahlendungen ist endlich noch von Bedeutung, daß sie im Hochdeutschen stets für alle Zeiten und Aussageweisen gleichlauteten.

Das Gotische hat dagegen in den 1. und 3. Personen der Mehrzahl der Konjunktive -ma und -na: habaima, habaina.

Daß die erste und die dritte Einzahlform des Präteritums der starken Zeitwörter heute völlig endungslos sind (ich und er fand), ist auf einem altgermanischen Gesetze begründet, nicht etwa durch späte Verstümmelung zu erklären. Schon das Gotische sagte: fanþ, fanst, fanþ und das Althochdeutsche (mit einer auch den sächsischen und friesischen Sprachen eigentümlichen Endung in der 2. Person): fand, fundi (funde), fand.

Vor die Personalendungen traten nun ehemals ganz allgemein gewisse Bindevokale, welche die verschiedenen Zeiten und Aussageweisen anzudeuten bestimmt waren. Als letzte Erinnerung daran hat das heutige Deutsch nur noch ein tonloses e, welches besonders in den beiden Konjunktiven festgehalten wird und in manchen Formen, die ihre Personalendung ganz verloren haben, wie in der 1. Person der Einzahl des Gegenwartindikativs und in der 1. und 3. der beiden Konjunktive den Schlußlaut bildet: ich finde, er finde, ich und er fände. In diesem e verraten sich noch gotische und althochdeutsche a, i, u, auch o. Der Konjunktivsvokal war zuerst i, und er verband sich im gotischen Präsens mit dem Bindevokale a zu ai, welchem das althochdeutsche ê entspricht. Im Konjunktiv des Präteritums zeigt dagegen das Gotische ei und das Althochdeutsche î.

In betreff dieses Binde- (auch Endungs-)vokales e im heutigen Deutschen sind für den Ausländer alle die Fälle wichtig, in denen er jetzt regelmäßig vermieden wird. Bis auf den Konjunktiv aller Zeitwörter, welcher ihn festhält, haben die Einzahlformen der 2. und 3. Person der Gegenwart in der Prosarede heute im allgemeinen die Neigung ihn zu verschlucken, der poetische und der getragene, also z. B. der Kanzelausdruck dagegen benutzt ihn noch gern: Er unterscheidet, wählet und richtet (Goethe: Das Göttliche). Außerdem aber muß er in schwachen Zeitwörtern auf d, t, th, s, z, tz, sch, ß und ss, also nach den meisten Zahnlauten, bei deutlichem Sprechen gehört werden: Du betest, rasest u. s. f. Bei starken Zeitwörtern gilt diese Regel nicht so ausschließlich: Du findest, bittest, gleitest, meidest, reitest, daneben er beißt, drischt, fließt, heißt, preist, reißt, sitzt u. a. Aber auch zu vielen der letzten kürzeren Formen lautet die 2. Person noch manchmal voller: Du fließest, vor allem bei den Stämmen auf s, ß und ss, wo die 2. und 3. Person gerade dann erst unterschieden werden kann: Du und er heißt, daneben Du heißest. Fast immer jedoch fällt bei den Zeitwörtern das e in der 2. und 3. Einzahlperson aus, wenn der Stammvokal sich darin ändert: bäckst, befiehlst, birgst, bläst, brätst (neben bratest), fährst, fällst, fängst, fichtst, flichtst, frißt (selten frissest), giebst, giltst, gräbst, hältst, hängst, hilfst, ißt, lädst (neben ladest), läßt (selten lässest), läufst, liest (selten liesest), mißt (selten missest) u. a. Bei den Wörtern: darfst, kannst, magst, mußt, sollst, weißt ist der Grund für das Ausfallen ein anderer. Sie sind ursprünglich Präteritalformen, wie auch ihre 1. und 3. Person beweisen, und in der Einzahl des Präteritums fällt überhaupt in der Regel der Bindevokal aus. Auch „willst“ richtet sich nach ihnen, dagegen müssen ihn die schwachen Zeitwörter auf d, t und th und die auf m und n, falls bei den letzteren ein anderer Konsonant als l, m, n oder r vorhergeht, durch das ganze Präteritum hindurch haben: Ich redete, zeichnete u. a., dagegen: wärmte, qualmte. Diese selbe ganze Gruppe von Zeitwörtern verlangt den Bindevokal auch (außer, wie schon gesagt, in der 2. und 3. Einzahlperson) in der 2. Person der Mehrzahl der Gegenwart, ebenso

im Imperativ und in dem zweiten Partizip: Bildet, bilde, gebildet. Bis auf das Partizip darf diese Regel auf alle starken Zeitwörter ebenfalls Anwendung finden, nur daß bei ihnen überall diese Formen auch ohne e gebildet sein können. Der Singular des Imperativs vermeidet sogar das e streng bei solchen Zeitwörtern, deren Stammvokal e in dieser Form sich zu i oder ie verwandelt: Gieb, iß, befiehl, lies, verbirg, ficht, flicht, friß u. s. f. Nur selten kommen überhaupt die anderen Formen: Befehle, lese u. s. f. vor, dagegen ist „werde" allein zulässig neben „wirst" und „wird".

Endlich wirkt bei den schwachen Zeitwörtern auf el und er die Abneigung (siehe § 33 c, S. 109, 110) gegen die Wiederkehr des e in mehreren auf einander folgenden Silben dahin, daß der Bindevokal überall ausfällt, außer wo er das Wort schließt. In diesem letzteren Falle verschwindet an seiner Stelle das e der vorletzten Silbe: Erheitern, erheitre. — Infolge der aufgezählten Veränderungen hat also das deutsche Zeitwort (außer dem Infinitive und den zwei Partizipien) nur noch 14 einfache Formen. Stets sind heute gleich die 1. und 3. Person der Mehrzahl innerhalb derselben Aussageweise und Zeit, ferner die 1. und 3. der Einzahl bei allen starken Vergangenheitsformen. Sodann sind die Indikative und Konjunktive ebenda oft gleich, während sie in den Gegenwartsformen meist nur in der 3. Person der Einzahl unterschieden sind. Auch Indikativ und Imperativ weichen nur selten von einander ab, seitdem den starken Zeitwörtern ein e im Imperativ angehängt wird, während dies früher nur bei allen schwachen geschah.

ff) Die Nennformen der Zeitwörter sind das als Eigenschaftswort erscheinende Partizip und der dem Hauptworte nahe stehende Infinitiv. Das erste kleidet also die Thätigkeit oder den Zustand, welche den Begriff des Zeitwortes ausmachen, in die Form einer Eigenschaft, der zweite giebt nur die Thatsache dieses Begriffes als etwas Selbständiges an. Andere Sprachen als die deutsche zeigen aber den Unterschied zwischen wirklichen Haupt- und Eigenschaftswörtern einerseits und diesen Nennformen, welche den zeitlichen Begriff ihres Stammes festhalten, anderseits deutlicher, indem sie, wie das Griechische, einfache, nicht zusammengesetzte Partizipien und Infinitive für die verschiedenen Zeiten und Geschlechter besitzen. Die germanischen Sprachen sind von Anfang an in dieser Rücksicht arm gewesen. Schon das Gotische hat ganz wie das Neuhochdeutsche nur einen einfachen Infinitiv und zwei Partizipien, eins der Gegenwart in aktivem und eins der Vergangenheit in passivem Sinne, und alle germanischen Sprachen und Mundarten haben sich damit begnügt. Von den zusammengesetzten Formen, welche die Lehrbücher aufzählen, sind in Wahrheit nur die Infinitive des Perfekts im Aktivum und des Präsens und Perfekts im Passivum gebräuchlich, die beiden des Futurs treten sehr selten auf, und auch bei dem des Perfekts im Passivum ist die Hinzufügung von „worden" nicht häufig. Außer den zwei einfachen Partizipien aber kommt im Grunde nur ein einziges zusammen-

gesetztes, und auch dies nicht öfter, vor, das sogenannte Partizip des passivischen Futurs oder Gerundivum. Es ist scheinbar aus dem Partizip der Gegenwart und dem ihm vorangestellten Verhältnisworte „zu" zusammengesetzt: Die zu verbessernde Arbeit, eine offenbar höchst auffällige Verbindung. Die Erklärung giebt das Mittelhochdeutsche, indem es an solchen Stellen das Verhältniswort ze mit dem gebeugten Infinitivdativ zeigt, z. B. obez ze ezzenne = zu essendes Obst, buoch ze lesenne = zu lesendes Buch. Das zweite n der Infinitivform wurde aus lautlichen Gründen im Laufe der Zeit zu d, und damit war der Gleichklang mit dem ersten Partizip erreicht, so daß auch die adjektivische Stellung möglich wurde. Wie hier ein früherer Infinitiv zu einem neuen Partizip geworden ist, so treten für eine Reihe von Partizipien Infinitivformen ein, sobald diese Partizipien mit dem Hilfszeitwort „haben" verbunden sind und ein von ihnen abhängiger Infinitiv vorangeht. Es sind die zehn Formen: können, mögen, sollen, wollen, müssen, dürfen, heißen, lassen, sehen, hören. Dazu kommen helfen, das überwiegend, und lernen, lehren, brauchen, die nicht selten den Infinitiv an Stelle des Partizips setzen: Er hätte das wissen sollen (statt gesollt). Der abhängige Infinitiv muß aber stets, das ist unbedingt nötig, vorangehen. Die Erklärung liegt darin, daß heute das nachgestellte Partizip endungslos gebraucht wird und darum dem Infinitiv ähnlich lautet: „Ich sehe dich lachen" hieß ursprünglich „lachenden", was zunächst zu „lachend" werden mußte.

Es werden also im Neuhochdeutschen wie in früheren Zeiten die wenigen einfachen Nennformen vielfach auch für fehlende andere benutzt, ähnlich wie es schon bei den eigentlichen Zeitwortformen z. B. in betreff des fehlenden einfachen Futurs geschieht, für das oft die Präsensform eintritt: Ich reise in einem Jahre ab. Genau ebenso ersetzen der Infinitiv und das Partizip der Gegenwart die der Zukunft im Aktivum und sogar der Infinitiv des Aktivs nicht selten den des Passivs, genau wie es schon im Gotischen und Althochdeutschen der Fall war.

Man nennt deshalb das erste Partizip richtiger das der währenden, das zweite das der vollendeten Handlung und setzt bei beiden voraus, daß sie in allen drei Zeiten gebraucht werden können. Das zweite giebt übrigens oft genug auch nicht eine Vollendung, sondern die Dauer einer Eigenschaft an, so daß es sich im Sinne nicht mehr von den eigentlichen Eigenschaftswörtern unterscheidet: Die geehrten Anwesenden. Mehr darüber folgt in der Satzlehre.

Über die Bildung der Nennwortformen ist zu merken, daß die Endung des ersten Partizips früher anstatt des Vokals e die volleren a, o, auch u aufwies, woran noch manche heutige Wörter, wie Heiland, Wigand, auch weiland (von weilen) erinnern, und daß die Betonung bisweilen auf diese Silbe fiel, woraus man sich den unregelmäßigen Hochton bei lebendig erklärt. Das 2. Partizip hatte vor dem T-laut in der schwachen Konjugation des Gotischen und Althochdeutschen ebenfalls vollere Vokale, wie i, o, ai und ê, aber auch da ist schon im Mittelhochdeutschen

ein tonloses e eingetreten oder der Vokal ganz verschwunden. Die eigenartige Verzierung dieses zweiten Partizips mit der Vorsilbe ge verlangt noch eine Erläuterung. Das Gotische kennt sie nicht, das Althochdeutsche aber benutzt schon hie und da ein ga, also dieselbe Vorsilbe, welche in Nenn- und Zeitwörtern so oft auftritt: Gebirge, gering, geloben. Ebenso willkürlich erscheint es im Mittelhochdeutschen, da jedoch schon viel häufiger, selbst in Formen, wo wir es nicht brauchen: gesîn = sein, gesach = sah. Man erklärt nun das Eindringen dieses ge in die meisten Partizipien aus der früher weit größeren Zahl von Zeitwörtern, welche mit dieser Vorsilbe zusammengesetzt waren. Heute verlangen es alle Partizipien, welche auf ihrer ersten Silbe oder (bei zusammengesetzten Zeitwörtern) in dem ersten Teile ihrer Zusammensetzung den Hochton tragen, es fehlt also bei den Zeitwörtern auf -ieren und bei den mit untrennbaren tonlosen oder tieftonigen Vorsilben anfangenden, z. B. halbiert, errungen, vollendet. Das Partizip „geworden" steht nur neben Eigenschaftswörtern, nie bei anderen Partizipien, und das Wort „gegessen" hat die Silbe ge zweimal. In altertümlichen Ausdrücken oder solchen, welche die ältere Sprache nachahmen, fehlt übrigens diese Vorsilbe auch sonst noch, in Gesangbuchsliedern: Gottes Sohn ist kommen, Es ist das Heil uns kommen her u. a.

Die Beugung der Nennformen geht in derselben Weise vor sich wie die der entsprechenden Nennwortklassen, die der Partizipien wie die der Eigenschafts-, die der Infinitive wie die der Hauptwörter. Da aber beiden, verglichen mit den betreffenden Nennwörtern, eine gewisse Steifheit und Schwerfälligkeit anhaftet, ist ihre Beugung mehr und mehr auf den Fall beschränkt worden, wo ein Geschlechtswort vorangeht oder beim Infinitiv eine stärkere Umkleidung und beim Partizip die deutliche Beifügung zu einem Hauptworte über die Stellung des Wortes im Satze aufklären: Der Liebende. Des Redens kein Ende. Die Arbeit angestrengten Denkens. Das schlafende Kind. Noch im Mittelhochdeutschen wurde aber der Infinitiv hinter jedem Verhältnisworte, auch ohne Geschlechtswort, gebeugt, wie schon die oben angeführten Beispiele (ze lesenne) beweisen. Noch Luther konnte außerdem z. B. sagen: Vollbringen das Gute finde ich nicht, wofür wir wenigstens: Das Vollbringen des Guten — setzen müssen. Das Partizip hatte im 17. Jahrhundert noch ganz allgemein, auch wenn es nicht gebeugt wurde, die Nominativendung nach alter Art mit e: Lobende schließe mit Amen (Neander), Der angenehmen Hoffnung lebende (Einleitung zur Asiatischen Banise).

gg) Die Beugungsarten sind in den germanischen Sprachen zweifach, je nachdem ein Zeitwortstamm fähig ist, seine zwei einfachen Zeiten, Gegenwart und Vergangenheit, auf rein innerliche Weise aus sich selbst herzustellen oder dazu einer äußeren Zusammensetzung mit einem Hilfsworte bedarf. Die erste, obwohl die ältere Art, ist im Neuhochdeutschen nur bei einer beschränkten Anzahl von Zeitwörtern noch im

Gebrauch und wurde von Gottsched deshalb die unrichtige, später allgemein die unregelmäßige genannt, während die jüngere die richtige oder regelmäßige hieß. Wir bezeichnen sie mit den durch Jacob Grimm 1819 eingeführten Namen: starke (oder ablautende) und schwache (oder mit der Silbe -te das Präteritum bildende), betonen aber, daß diese Worte hier einen anderen, innerlich besser begründeten Sinn haben als bei der Nennwortbeugung, wo man die vokalische auch stark, die konsonantische schwach nennt. Eine sehr kleine Klasse endlich umfaßt die wenigen unregelmäßigen Zeitwörter.

α) Die schwache Beugung bedarf als äußeres Hilfsmittel, um die Form der Vergangenheit zu bilden, die Anfügung des Präteritums eines anderen und zwar eines starken Zeitwortes an den Zeitwortstamm. Dieses Hilfswort ist dasselbe Wort wie unser „thun“, es trat aber in der gotischen und althochdeutschen Zeit nicht ganz unvermittelt an diese aus starken Zeitwort- oder aus Nennwortstämmen abgeleiteten schwachen Stämme, sondern eine ganz bestimmte Ableitungssilbe, die sich zu einem Ableitungs- oder Bindevokale verflüchtigte, trat dazwischen. Aus der Silbe aya hat z. B. das Gotische sich drei getrennte Arten von schwachen Zeitwörtern, auf -ja, ô und ai, gebildet, und diese Silben stehen, wie sie im Präsens zwischen Stamm und Personalendung und in den Nennformen, wie auch dem Imperative erscheinen, ebenso im Präteritum zwischen Stamm und Präteritalendung, also: nas-ja ich rette, nas-i-da (aus nasjada) ich rettete, salbô ich salbe, salbôda ich salbte, haba (für habai) ich habe, habaida ich hatte. Noch im Althochdeutschen ist diese Dreiteilung vorhanden: ner-ju ich rette, nerita ich rettete, salpôm ich salbe, salpôta ich salbte, hapêm ich habe, hapêta ich hatte. Das Mittelhochdeutsche hat dafür nur e und läßt auch dies schon bei der dritten Klasse, sobald der Stammvokal lang war, fallen. Wie das Neuhochdeutsche dabei verfährt, ist oben (S. 136) auseinandergesetzt; bei ihm sind es nicht mehr sprachgeschichtliche, sondern lautliche Gesetze, welche das e z. B. zwischen zwei Zahnlauten beschützen.

Die Endung der Vergangenheit ist im Gotischen nicht so leicht zu erklären, weil da ein Zeitwort desselben Stammes wie unser „thun“ fehlt. Vergleichen wir aber die gotischen und die althochdeutschen schwachen Endungen mit den Formen des althochdeutschen Zeitwortes tuon, so ist die Ähnlichkeit auffällig:

Gotisch:	nasi-da,	-dês,	-da,	-dêdum,	-dêduþ,	-dêdun	von nasjan, retten.
Althochd.:	tëta,	tâti,	tëta,	tâtumês,	tâtut,	tâtun	von tuon, thun.
„	neri-ta,	-tôs,	-ta,	-tumês,	-tut,	-tun	von nerjan, retten.

Unser „ich rettete“ ist also nach seiner Entstehung gleich: retten that ich, und diese breitere Umschreibung liegt auch heute noch der Volkssprache und dem Ausdrucke der Kinder und Redeungewandten nicht fern. Das Englische braucht sogar diese älteste Umschreibung noch allgemein bei den Formen der Vergangenheit und bei der Verneinung in der Gegenwart: I did love = ich that lieben, oder bei der Verneinung: I do not

love = ich thue nicht lieben. Die Kennzeichen der neuhochdeutschen schwachen Zeitwörter sind also die Laute te oder ete im Präteritum und t oder et im zweiten Partizip, der Stammvokal bleibt in allen Formen unverändert. Die einzige, nicht mehr als mundartlich zu bezeichnende Ausnahme bildet die nicht gerade empfehlenswerte, jedoch ziemlich verbreitete Doppelform frägst und frägt neben fragst und fragt, und sie erklärt sich durch den Einfluß der starken Beugung, welchem dasselbe Wort ja auch die Doppelform frug neben fragte (trotz gefragt) verdankt.

Einige ältere und mundartlich noch fortlebende Formen sind z. B. etliche Partizipien von Zeitwörtern auf t, wenn deren ganze Partizipialendung wegfällt, wie es in dem Lutherliede heißt: Er ist gericht (für gerichtet). Ferner ist die Auslassung des e in der Umgangssprache für den ersten Augenblick auffällig bei Formen wie: segent und gesegent, regent und geregent u. s. f., wo die Schriftsprache segnet und regnet verlangt, trotzdem der Stamm segen und regen lautet, genau wie zeichen, rechen in den Wörtern zeichnen, rechnen. Es läßt also die Umgangssprache auch bei den Stämmen auf -en dies erste e lieber nicht aus, genau wie in der Schriftsprache bei den Wörtern auf -el und -er nur das letzte e ausfällt: sammelt, nähert. In der 3. Person der Einzahl und der 2. der Mehrzahl der Gegenwart und im zweiten Partizip hält die Umgangssprache bei allen Wörtern auf en, el, er lieber das vorletzte e fest, die Schrift nur bei den zwei letzten Stämmen.

Endlich verlangt die Erscheinung des Rückumlautes bei den sechs schwachen Zeitwörtern: brennen, kennen, nennen, rennen, senden und wenden ihre Erklärung. Diese Wörter haben im Präteritum und zweiten Partizip heute nicht e, sondern a im Stamme: gekannt. Nur „sendete" und „wendete" mit den gleichartig gebildeten Partizipien kommen neben den Formen mit a noch häufiger vor, bei den andern sind die letzteren in der Schriftsprache allein gestattet. Die Volkssprache freilich sagt auch: gebrennt, gekennt u. s. f., ebenso wie Luther: nennete und kennete. Die Formen mit a sind durch das Alt- und Mittelhochdeutsche zu erklären, wo allerdings noch weit mehr Wörter als diese sechs in dieselbe Klasse gehören. Ehemals war nämlich der Wurzelvokal dieser Wörter a. Je weiter aber der Umlaut um sich griff, um so leichter wurde dies a, wenn der Bindevokal i lautete, durch den Umlaut zu e. Aber es blieb bei einer langen Stammsilbe eher als bei einer kurzen die Erinnerung an den ursprünglichen Stammvokal bestehen. Dem gotischen nasjan entspricht z. B. das althochdeutsche nërjan, und des letzteren Präteritum behält e: nërita, während von sēndan, ursprünglich sandjan, das Präsens im ahd. zwar auch sendu lautet, im Präteritum aber der Wegfall des den Umlaut erzeugenden i die Form santa gestattet. Im mhd. wird dieser Rückumlaut immer allgemeiner. Erstens hatten da solche Wörter, bei denen heute im Präsens kein Umlaut mehr gefühlt wird, weil die Erinnerung an den Bindevokal i immer mehr geschwunden ist, noch im Präteritum den Rückumlaut: engen, heften, schmecken, retten, blenden.

Ferner aber auch solche, bei denen heute allerdings im Präsens ein Umlaut vorhanden, aber keine Erinnerung daran mehr da ist, daß vordem ein einfacher Laut an der Stelle stand: wähnen, schmähen, scheuen, brüten, behüten, leuchten, hören, lösen, dürsten, verwüsten, künden, zünden, fürchten, mähen, säen, blühen, glühen, mühen u. s. f. Bei all diesen schwachen Zeitwörtern hat das nhd. nur noch in altertümlichen Formen den alten Stammvokal, so gehört: getrost zu getrösten, gewohnt zu gewöhnen, wohlbestallt zu bestellen. Erbost, von sich erbösen, ist sogar der Anlaß zu einem neuen Wort erbosen geworden. Gelahrt und Durch- (auch Er-) laucht sind entstanden aus lehren und durch-(er-)leuchten. Auch Wörter wie: Anstalt (stellen), Saat, Mahd, Glut, Naht, Draht (neben säen, mähen u. s. f.) haben wie jene Zeitwortformen den Rückumlaut. Von Zeitwörtern halten ihn aber nur die sechs obengenannten im Präteritum fest, Luther sagte (neben nennete) freilich auch: Er entsatzte sich, und Uhland altertümelnd: Der wackre Schwabe forcht' sich nit.

Ein allgemeines äußeres Kennzeichen haben die nach der schwachen Beugung gehenden Zeitwörter nicht, sie benutzen ja heute auch in den Gegenwartsformen, im Infinitiv und ersten Partizip ganz dieselben Endungen wie die starken Zeitwörter. Doch ist es für den Ausländer von Wert festzuhalten, daß alle abgeleiteten, also von einem Nenn- oder einem anderen Zeitwortstamme gebildeten schwach gebeugt werden. Freilich muß man dann z. B. wissen, daß bitten das ursprüngliche, beten und betteln die abgeleiteten Wörter sind. Bei dem letztgenannten ist das ja leicht zu erkennen, die Infinitivendungen eln, ern, igen, ieren, ften, sten, chten, zen, cken, schen, auch solche auf men und nen, denen nicht ein anderes m oder n vorhergeht, deuten fast stets die schwache Beugung an. Außerdem trifft dies bei den meisten Zeitwörtern mit den Stammvokalen o und u und mit den Umlauten ä, ö, ü oder mit den Doppellautern äu und eu zu. Sehr bekannte Ausnahmen sind: fechten, sitzen, nehmen, scheinen, kommen, stoßen, rufen, thun, schwören, rächen, lügen. Bei denjenigen Wörtern jedoch, deren Stammvokal a, e, i oder au, ie lautet, bleibt dem Ausländer, falls er nicht deutlich die Ableitung erkennt, nichts übrig, als die Beugungsart sich einzuprägen.

β) Die starke Beugung verlangt Kenntnis der in § 6 a S. 60 behandelten Erscheinung des Ablautes. Da dieser beim neuhochdeutschen Zeitwort in sechserlei Art auftreten kann, müssen sechs verschiedene Ablautreihen eingelernt werden, deren jede den Vokal der Gegenwart, den des Indikativs und den des Konjunktivs der Vergangenheit, endlich den des zweiten Partizips aufzählt. Außer diesen sechs Klassen starker Zeitwörter giebt es noch eine siebente, welche keinen Ablaut aufweist, sondern auf ein allgemeines indogermanisches Hilfsmittel anderer Art, auf die Reduplikation zurückgeht. Die sechs Ablautreihen sind:

	Gegw.	Verg. Indik.	Konj.	Part. 2.	Beispiele.
1.	i	a	ä (ü, ö)	u und o	finden (schünde, spönne).
2.	e (ä)	a oder o	ä (ö, ü)	o	stehlen, gären, (wöge, stürbe).

Gegw.	Verg. Indik.	Konj.	Part. 2.	Beispiele.
3. i oder e	a	ä	e	sitzen, geben.
4. a	u	ü	a	graben.
5. ei	i (ie)	i (ie)	i (ie)	greifen (schien).
6. ie (ü, au)	o	ö	o	biegen, lügen, saufen.

Die reduplizierende, siebente Klasse hat in der Vergangenheit ie (oder i), in der Gegenwart aber keinen bestimmten Vokal (a, u, o, ei, au), und im zweiten Partizip kehrt der Vokal der Gegenwart wieder.

Die sechs Ablautreihen haben nun zwar in den verschiedenen Zeiträumen und bei den verschiedenen Völkern der germanischen Sprache nicht genau dieselbe Gestalt gezeigt, im ganzen aber ist dieses germanische Mittel der Bildung von Vergangenheitsformen selbst bis in die Einzelheiten hinein auffällig gleichartig angewendet worden. Während jedoch für das Neuhochdeutsche der Einfluß des Umlautes im Konjunktive der Vergangenheit so wichtig ist, daß allein seinetwegen, wie eben geschehen, die dritte Spalte (eben für diesen Konjunktiv) eingeschoben zu werden pflegt, hat im Gotischen, Alt- und Mittelhochdeutschen meist ein regelmäßiger Wechsel des Vokals innerhalb des Indikativs der Vergangenheit stattgefunden, weswegen man da die Ein- und die Mehrzahl getrennt sich einzuprägen hat. Die ganze Entwickelung ist so durchsichtig, daß je ein Beispiel für jede Reihe wohl angeführt zu werden verdient.

1. Reihe (nach dem Neuhochdeutschen).

	Gegenwart.	Vergang. Einzahl.	Mehrzahl.	2. Partizip.
Gotisch	finþa	fanþ	funþum	funþans
Althochd.	findu	fand	fundumês	fundan
Mittelh.	finde	fant	funden	gefunden
Neuhochd.	finde	fand	fanden	gefunden.

Englisch find—found—found, aber swim—swam (swum)—swum.

2. Reihe.

Gotisch	stila	stal	stêlum	stulans
Althochd.	stilu	stal	stâlumês	stolan
Mittelhochd.	stil	stal	stâlen	gestoln
Neuhochd.	stehle	stahl	stahlen	gestohlen.

Englisch steal—stole—stolen.

3. Reihe.

Gotisch	giba	gab	gêbum	gibans
Althochd.	kipu	kap	kâpumês	këpan
Mittelh.	gibe	gab	gâben	gëben
Neuhochd.	gebe	gab	gaben	gegeben.

Englisch give—gave—given.

4. Reihe.

Gotisch	graba	grôb	grôbum	grabans
Althochd.	grabu	gruop	gruobumês	graban
Mittelh.	grabe	gruop	gruoben	gegraben
Neuhochd.	grabe	grub	gruben	gegraben.

Englisch take, took, taken.

5. Reihe.

	Gegenwart.	Vergang. Einzahl.	Mehrzahl.	2. Partizip.
Gotisch	skeina	skain	skinum	skinans
Althochd.	scînu	scein	scinumês	gascinan
Mittelh.	schîne	schein	schinen	geschinen
Neuhochd.	scheine	schien	schienen	geschienen.

Englisch shine—shone—shone, aber drive—drove—driven.

6. Reihe.

Gotisch	biuga	baug	bugum	bugans
Althochd.	piuku	pouk	pukumês	gapokan
Mittelh.	biuge	bouc	bugen	gebogen
Neuhochd.	biege	bog	bogen	gebogen.

Englisch fast nur in älteren Formen wie: seethe—sod—sodden.

Keine der vier Spalten (von oben nach unten) weist eine größere Verwandtschaft der Formen auf als die zweite, also die der Einzahl der Vergangenheit. Sowohl der Ablaut als das Fehlen jeder Endung macht diese Form zu der eindrucksvollsten innerhalb der ganzen Zeitwortbeugung, nur die entsprechende der reduplizierenden Zeitwörter macht noch einen ähnlich kräftigen Eindruck.

Unter Reduplikation versteht man im weitesten Sinne die Verdoppelung der ganzen Wurzelsilbe. Wie nun das Griechische und Lateinische eine Art abgekürzter Reduplikation, nämlich einen Vorschlag des anlautenden Konsonanten mit einem kurzen Vokal, besonders e, benutzen, um das Perfekt zu bilden (luo—leluka ich habe gewaschen, curro—cucurri ich bin gelaufen), ganz ebenso konnte noch das Gotische den Anfangskonsonanten mit kurzem ai vor den Zeitwortstamm setzen, um die Vergangenheitsform zu bilden: halta—haihalt, halte—hielt.

Es sind das zum Teil Zeitwortstämme, welche auch in anderen indogermanischen Sprachen mit diesem selben Formbildungsmittel auftreten: Got. gaigrôt ich weinte = Sanskrit. ćakranda, taitôk = Latein. tetigi, ich berührte, saizlêp Sanskrit. susvapa, ich schlief, und wie im Griechischen ein anlautender Vokal gedehnt wird, so steht im Gotischen bei vokalisch anlautender Wurzel nur der Reduplikationsvokal: auka, ich mehre — aiauk.

Die betreffenden Zeitwörter im Gotischen haben stets langen Stammvokal, sei es a vor Doppelkonsonanten: halda, ich halte, oder ê, ô, ai, au vor einfachem Konsonanten: lêta ich lasse, hvôpa ich rühme, skaida ich scheide, stauta ich stoße. Im ganzen sind die reduplizierenden Formen schon im Gotischen nur bei nahezu 40 Zeitwörtern erhalten. In den späteren germanischen Sprachen sind sie einer fortschreitenden Zusammenziehung und Verkürzung unterworfen worden, die es schwer macht den heutigen Formen ihre Geschichte anzusehen. Überliefert sind aber z. B. folgende Stufen: haihalt, heialt, hîalt, hialt, hielt.

Schon im Althochdeutschen war also der bei der Reduplikation in

die Mitte des Wortes kommende Anlautkonsonant des Stammes nicht mehr vorhanden, der eigentliche Stamm wurde zerstört durch die Dehnung, eine Folge des Zusammenstoßens der Vokale zweier Silben; ia, io oder ea, eo, auch ie schon sind die kennzeichnenden Vokale. Das letztere tritt im mhd. noch allein auf, und im nhd. ist dieses in drei der hierher gehörigen Wörter in der Aussprache sogar schon zu kurzem i geworden: fing, hing, ging. Die Schreibung des Präteritum mit ie ist bei allen anderen aber, wie eben nachgewiesen, nicht willkürlich, sondern geschichtlich begründet, also bei den Wörtern: halten, stoßen, laufen, blasen, braten fallen, raten, hauen, rufen, heißen, lassen, schlafen. Englisch ist ähnlich z. B. fall — fell — fallen. Wie diese Zeitwörter immer mehr den anderen Beugungsarten sich annähern, zeigt z. B. das Wort scheiden, welches sein Partizip nicht mehr mit dem Stammvokal bildet: geschieden, so daß es jetzt in die 5. Reihe der ablautenden Zeitwörter gehört, trotzdem das Eigenschaftswort bescheiden die alte Form festhält. Ähnlich tritt „gehießen" jetzt nicht selten an Stelle von: geheißen. Andere haben neben den starken auch schwache Partizipien: gefalten und gefaltet, gespalten und gespaltet, gesalzen und gesalzt, eins hat den Umlaut der 2. und 3. Person auch in die übrigen Formen herübergenommen: hängen (anstatt des älteren, immer mehr abkommenden hangen).

Sonst ist es nämlich ein Gesetz aller starken Zeitwörter, daß sie, wie im ganzen Konjunktiv der Vergangenheit, so auch in der 2. und 3. Person der Einzahl im Indikativ der Gegenwart den Umlaut annehmen. Die einzigen Ausnahmen sind die ablautenden schaffen, saugen, schnauben, kommen, die reduplizierenden rufen und hauen, die zum Teil schon der schwachen Beugung verfallenen, eben genannten falten, spalten, salzen, auch mahlen, und das Wort kommen, bei welchem der Umlaut (kömmst) heute nur mundartlich fortlebt.

Zu den beiden wichtigsten Vokaländerungen beim starken Zeitworte, dem Ablaut und Umlaut, treten nun andere in zweiter Linie hinzu, die Brechung und der E-wechsel (siehe S. 61 und 62). Die Mannigfaltigkeit ist deshalb viel größer als bei dem schwachen Zeitworte, weil bei dem letzteren der Stamm in der Gegenwart schon früher stets denselben Schlußvokal zeigte, bei dem starken Zeitworte aber im Althochdeutschen noch u, i und a auf einander folgen konnten: tragu, tragis, tragit, tragamês, tragat, tragant. So kam, wie schon gesagt, der Umlaut später ganz gesetzmäßig in die 2. und 3. Person der Einzahl aller starken Zeitwörter. Nur mundartlich, z. B. in Schlesien, findet sich Ausfall des Umlautes, z. B.: tragt, lauft für trägt, läuft, oder in Süddeutschland: tragsch, laufsch für trägst, läufst. Die Brechung aber veranlaßte den Wechsel von i und e in allen Wörtern wie: geben, wo: giebst, giebt und gieb den alten I-laut festhalten, während das Alt- und Mittelhochdeutsche sogar in der 1. Person i hatten: gibu und gibe. Das hat sich nur in oberdeutschen Mundarten behauptet: ich lies, ich gib, ich nimm, während die Schriftsprache die 1. Person der Einzahl derjenigen der Mehrzahl

angeglichen hat. In denselben, aber auch in mitteldeutschen Mundarten finden sich anderseits Formen mit e, wie: Du gebsch, er gebt.

Endlich hält die Bibelsprache noch einige mittelhochdeutsche Doppellauter fest, die sonst in der 6. Ablautreihe in ie verwandelt sind, z. B. es fleugt, kreucht, zeucht, wo im mhd. die Formen der Gegenwart iu haben: ich fliuge, biute. So sagt auch noch Schiller: Der König beut (Bürgschaft) und das Kirchenlied: Zeuch ein zu deinen Thoren, während sonst ganz allgemein die gebrochenen Formen benutzt werden.

Andere altertümliche Formen, welche uns die früheren Ablautreihen ins Gedächtnis rufen und deshalb Anführung verdienen, ohne daß die Veränderungen etwa durch das letzte Jahrtausend verfolgt werden sollen, sind in der 1. und 2. Ablautreihe die Konjunktive der Vergangenheit mit ü, welche dem alten Mehrzahlvokal u entsprechen, heute aber zumeist hinter denen mit ä und ö zurücktreten: hülfe (dagegen begönne oder begänne), ferner in der 1. dieses selbe u im Sprichwort: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, endlich (in der 2.) das o in den dichterischen Partizipien entbronnen und gerochen und in dem Eigenschaftswort verworren, (in der 1.), wofür sonst das heutige Zeitwort a (entbrannt), ä (gerächt) oder i (verwirrt) benutzt. In der 3. Reihe haben nur die drei Wörter bitten, sitzen und liegen das mittelhochdeutsche i und die beiden letzten in manchen Gegenden auch die alte Nebenbedeutung: sich niedersetzen und niederlegen behalten, so daß das Lied sagen kann: Uf 'em Bergli bin i gsesse. Aus der 4. hält unser Eigenschaftswort erhaben trotz des Partizips erhoben von erheben das a fest, in der 5. ist überhaupt ie in der Einzahl der Vergangenheit erst seit dem 17. Jahrhundert an die Stelle des alten ei getreten, während noch Luther sagte: Ich bleib für ich blieb, aber wir bliben.

Die starken Zeitwörter zeigen, wie in dem Vorhergehenden ausgeführt ist, bei weitem mehr Fähigkeit und Neigung, ihre Stammvokale zu verändern, als die schwachen. Nicht wenige sind nun geradezu in das Lager der letzteren übergegangen. Der umgekehrte Fall ist weit seltener: Preisen, weisen, gleichen waren z. B. zu Luthers Zeit noch schwach, und die Formen fragte, steckte, dingte waren ursprünglich allein gebräuchlich für frug, stak, dang (gedungen). Bei weitem häufiger ist der Übertritt starker Zeitwörter zur schwachen Beugungsart erfolgt. Wie die reduplizierenden so sind auch die starken Zeitwörter zusammengeschmolzen. So waren früher stark: bellen, hinken, winken, hallen, zerschellen, schwelgen, wirren, jäten, kneten, mahlen, waten, nagen, neigen, greinen, versiegen, schmiegen, niesen, ziemen, triefen, bleuen, brauen, kauen. Von diesen erinnern heute hie und da noch gewisse Formen an die alte Beugung, so das starke Partizip gemahlen (die oben genannten gerochen und entbronnen sind ursprünglich schwach) und die Eigenschaftswörter verworren und verhohlen, andere Beispiele sind schon oben erwähnt. Ferner sind im Neuhochdeutschen nicht selten zwei früher

verschiedene Zeitwörter, die in ihrer Gegenwartsform sich sehr ähnelten, von denen aber das eine, intransitive, stark, das andere, transitive, schwach beugte, in ein einziges schwaches verschmolzen worden. So gab es im mhd. noch ein erlischen neben erleschen, ein erschricken neben erschrecken, ein swillen neben swellen, woraus unsere Doppelformen: erlosch — erlöschte, erloschen — erlöscht, erschrak — erschreckte, erschrocken — erschreckt, schwoll — schwellte, geschwollen — geschwellt ihre Erklärung finden. Unsere Präterita lud und ladete kommen von Wörtern mit ursprünglich ganz verschiedener Bedeutung, ersteres heißt eigentlich nur: ich lud auf, letzteres nur: ich ladete ein; bei erblich und erbleichte, wich und weichte ist es ähnlich. Ein allgemeiner Unterschied der Bedeutung findet sich noch im nhd. bei den starken und schwachen Formen von: schaffen (erschaffen und herbeibringen), pflegen (Rats oder Umgang pfl. und Kranke pfl.), bewegen (veranlassen und fortbewegen), schleifen (scharf machen und niederreißen oder schleppen), wiegen (Gewicht feststellen und schaukeln) u. a.

cc) Unregelmäßig beugende Zeitwörter sind solche, welche mehrere Stämme oder gar Wurzeln für ihre Formen brauchen oder welche gewisse Laute oder selbst Endungen unerwarteterweise verlieren. So treten nicht weniger als drei Wurzeln zusammen, um die Formen von sein zu bilden, ähnlich wie bei den entsprechenden griechischen und lateinischen Wörtern. Dieselbe mit dem Lippenlaute (b oder f) beginnende Wurzel steckt in: bin, bist und fui, eine zweite mit dem Zahnlaute (s, auch zu r verwandelt) in: ist, sind, sei und est, eram, sunt, endlich eine im Lateinischen nicht vorhandene mit dem weichen Lippenreibelaut (w) in: war oder anwesend. In den Mundarten leben übrigens noch die alten Formen: wir sein, sie sein und bis (stille). Zwei verschiedene Stämme mischen sich bei gehen und stehen, noch das mhd. hat in der Gegenwart gên und gân, stên und stân. Die heutigen Stammformen sind: Gehe, ging, ginge, gegangen und stehe, stand, stände, gestanden, und die Vergangenheitsformen sind gebildet wie von zwei Zeitwörtern gangen und standen (stand hieß mhd. stuont), welche beide mundartlich noch leben und ursprünglich allgemeiner vorkamen. Wie bei singen noch jetzt ein altertümliches sungen fortlebt, so bei stehen: ich stund, wir stunden. Der Konjunktiv der Vergangenheit heißt wohl ebenso oft: stünde wie stände. Auch für ginge lautet eine weit verbreitete Nebenform gänge. Thun hat seine Vergangenheitsform that (mundartlich thät) aus dem ahd. teta, mhd. tete, einer reduplizierten Form, verkürzt, wobei jedenfalls die Mehrzahl: tâtun das Mittelglied für die Einzahl „that" des Neuhochdeutschen bildete. Bei haben und werden sind Unregelmäßigkeiten anderer Art zu erklären. Das erste beugt schwach, verkürzt aber habest und habet im Indikative zu hast und hat und ändert das Präteritum habte u. s. f. zu hatte, während das 2. Partizip unverkürzt bleibt: gehabt. Während im got. und ahd. nur regelmäßige Formen auftreten, führte das mhd. die verkürzten ein, sogar hân = ich habe und wir

haben, hât ihr habt, hânt sie haben. Mundartlich lebt han auch heute in der Mehrzahl für haben fort.

Werden hat noch jetzt die alte Vokalreihe der mittelhochdeutschen Ablautklasse in den Formen wird — ward — wurden — worden. Es beugt stark, verkürzt aber wirdst zu wirst und hat Doppelformen in der Vergangenheit neben einander: ward und wurde, in der Mehrzahl nur wurden, im mhd. wart — wurden. Die Einzahlform „wurde" erklärt sich als Annäherung an die schwache Beugung.

Wie bei „haben" und „werden" in einzelnen Formen, besonders in den veränderungslustigen 2. und 3. Einzahlformen der Gegenwart und in der Vergangenheit, Konsonanten weggefallen oder dem folgenden angeglichen sind, so ist auch bei anderen Zeitwörtern geschehen. Unter die regelmäßigen Konsonantenveränderungen fallen die schon in der altdeutschen starken Beugung eintretenden, wie bei: ziehe — zog — gezogen, schneiden — schnitt — geschnitten (auch bei leiden und sieden) oder bei erkiese — erkor — erkoren. Drei schwache Zeitwörter aber: bringen, denken und dünken lassen außer der vor t eintretenden Veränderung des k in ch im Präteritum auch den N-laut ausfallen: brachte, dachte, deuchte. Zu dem letztgenannten ist noch eine neuhochdeutsche Doppelform hinzugetreten: dünkte — gedünkt, welche der altertümlich klingenden älteren immer mehr Abbruch thut, obgleich diese sich durch ein neues Präsens: mich däucht zu schützen gesucht hat. Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt wollen ein. Sein Indikativ der Gegenwart ist ursprünglich ein Optativ: will = lateinisch velim, das Gotische hat dem entsprechend auch nur einen Optativ (oder Konjunktiv): viljau, keinen Indikativ. Im Althochdeutschen aber schon tritt ein arges Schwanken zwischen indikativen und konjunktiven Formen ein, erst im Mittelhochdeutschen ist die Neubildung fertig geworden, welche auch das Neuhochdeutsche benutzt: Indik.: wil, wilt, wil, wellen, wellet, wellen, Konj.: welle. Die späteren Veränderungen beruhen in der Schreibung will und dem Eintritt des o für e, ähnlich wie im lateinischen volo neben velle. Die 2. Person der Einzahl wilt ist noch bei Luther herrschend (wie du solt) und in den Mundarten auch heute vorhanden für willst. Die Vergangenheit wurde schon im Gotischen schwach gebildet: vilda, ahd. wolta, mhd. wolte, wobei also das Deutsche von Anfang an den Vokal o benutzt.

Eine noch größere Verschiebung der Formen als bei „wollen" zeigen die 6 sogenannten Präterito-Präsentia: dürfen, können, mögen, müssen, sollen und wissen. Es sind ursprünglich stark beugende Wörter, die in ihrem heutigen Präsens ihr früheres Präteritum erhalten haben und von diesem, welches Gegenwartbedeutung angenommen hat, neue und zwar schwache Vergangenheitsformen bilden. Das Lateinische hat 3 derartige: memini, odi und novi, von denen aber nicht noch einmal Perfekt-, sondern nur Imperfektformen gebildet werden, das Gotische dagegen 13, das Alt- und Mittelhochdeutsche 10 und 9, unter denen auch unsere 6

sich befinden. Diese neuhochdeutschen 6 verraten nun ihre Natur dadurch, daß die 1. und 3. Person ihrer Einzahl in der Gegenwart ohne Endung ist, daß ferner ihre 2. Person kein e vor st zuläßt, daß weiter ihre Mehrzahl einen andern Vokal als die Einzahl aufweist (außer sollen), und endlich daß ihr Konjunktiv den Umlaut oder denselben Laut annimmt wie die Mehrzahl des Indikativs. In alledem liegen Kennzeichen der starken Präterita. Aus ihren Mehrzahlformen bilden sie den Infinitiv und ein erstes Partizip, weiter auch ein schwaches Präteritum, das aber die Umlaute des Präsens in die entsprechenden einfachen Laute verwandelt (bei wissen i in u). Unserem „ich weiß" entspricht ganz genau auch das griechische oida, beide sind von einer Wurzel vid gebildet, die „sehen" bedeutet, und heißen ursprünglich: Ich habe gesehen, also lateinisch vidi = griechisch oida = ich weiß.

g) Das Umstandswort.

Bedeutung. Die erste Klasse der beugungslosen Wortarten sind die Umstandswörter. Sie vermögen Aussage- und Eigenschaftswörter dadurch näher zu bestimmen, daß sie irgend einen Nebenumstand, eine Art und Weise,[1] den Ort oder die Zeit in kürzester und allgemeinster Form angeben. Ein Umstandswort kann aber auch ein anderes umkleiden. Nur in der abgekürzten Rede dagegen finden sie sich mit Hauptwörtern verbunden: Das Haus da. Als eine nur willkürlich durch die Sprachlehre von ihnen getrennte Wortklasse sind die Verhältniswörter anzusehen, die in Wirklichkeit Umstandswörter eines Raumverhältnisses sind, aber wegen ihrer regelmäßigen Verbindung mit gewissen Kasus seit alter Zeit einer besonderen Besprechung in den Lehrbüchern gewürdigt worden sind. In Verbindungen wie: Wohin des Wegs? läßt sich übrigens auch mit den echten Umstandswörtern ein Kasus verbinden. Endlich sind auch einige Bindewörter nichts als in ganz anderer Verwendung auftretende Umstandswörter, z. B.: da, darum, doch, so. § 37.

Ihrer **Bildung** nach zerfallen sie in ursprüngliche und abgeleitete, die letzteren in solche, die von Fürwörtern stammen (pronominale), und in solche, denen Stämme von Haupt-, Eigenschafts- oder Zahlwörtern oder von Partizipien zu Grunde liegen (nominale). Die **ursprünglichen** finden wir teilweise auch unter den Verhältniswörtern: ab, an, auf u. s. f. wieder, oder sie sind von diesen abgeleitet: innen, vorn, oben, endlich gehören auch „ja" und die mit dem Verneinungskonsonanten n zusammengesetzten hierher: nicht, noch, nein, nie, nimmer. Die alte Verneinung ni (ahd.), ne oder en (mhd.) ist jetzt durch die Zusammensetzung aus ni—eo—wiht (nicht je ein Ding) = nicht, verdrängt, noch ist aus ni—joh (= und nicht), nein aus ne—ein, nie aus ni—eo (nicht je), und nimmer aus ni—êo—mêr (nie mehr) entstanden. Aus **Fürwortstämmen** leiten sich die mit w, d, h, s oder n beginnenden kurzen Umstandswörter ab: wo, wie, wenn, wann (mit wer und was verwandt),

da, dann, dort (mit der), hier, her, hin, heute, heuer (von hija), so, sonst, samt (von sa), nun, das nicht verneinende noch. Bei den sogenannten nominalen Umstandswörtern kann man solche unterscheiden, welche unverändert anderen Wortklassen entnommen sind, und solche, welche Endungen angenommen haben, an denen man heute ihre Verwendung als Umstandswörter erkennt. Zur ersten Abteilung gehören alle Eigenschaftswörter und viele Partizipien, die heute in ihrer Grundform auch in dieser anderen Wortklasse verwendet werden können: gut, hinreichend, ausgezeichnet, auch manche Hauptwörter, wie: weg, heim, allezeit, einmal, in welchen wir nichts als einfache oder zusammengesetzte Akkusative der Wörter Weg, Heim, Zeit, Mal zu sehen haben.

Diese Art von Umstandswörtern ist im Neuhochdeutschen weit mehr als in früheren Zeiten vorhanden. Das ahd. bildete dagegen Eigenschafts- zu Umstandswörtern um durch die Endung o (scôno neben scôni, schön, rehto neben reht, recht), das mhd. durch e (vaste neben veste, spâte neben spaete, schône neben schoene), und so blieben bis ans Ende des Mittelalters die beiden Wortklassen deutlich unterschieden, da dem aus altem o entstandenen e des Umstandswortes nicht die umlautbewirkende Kraft des aus altem i entstandenen e des Eigenschaftswortes innewohnte. Doch wurde später dieser Unterschied vergessen, und heute erinnern nur die Wörter: schon, fast und spat in ihrem von dem Eigenschaftswort abweichenden Vokal daran. Die beiden ersten haben allerdings auch die Bedeutung geändert, das Kirchenlied zeigt uns aber noch die alte: Ich dank' dir schon (für schön) durch deinen Sohn, und das Wort „spat" hält noch heute z. B. in der Verbindung: früh und spat seine echte Bedeutung fest. Die mittelhochdeutsche Endung e findet sich noch bei: lange, ferne, gerne und einigen anderen, besonders von der Dichtersprache (des Reimes oder des Rhythmus wegen) festgehaltenen Wörtern.

Bei vielen dieser unveränderten nominalen Umstandswörter kann nun auch, und zwar allein bei diesen, die Steigerung vorgenommen werden. Der Komparativ wird durch die Endung -er (schöner), der Superlativ durch -st oder -ens oder durch die Verbindung mit: auf das (aufs), am, im, zum gebildet: höchst, bestens, aufs schönste, am und zum schönsten, nicht im mindesten. Unregelmäßige Steigerung haben (außer gut) gern (mhd. auch Eigenschaftswort = begierig) — lieber — am liebsten, bald (ebenfalls mhd. auch Eigenschaftswort = kühn) — früher oder eher und oft (überall nur Umstandswort) mit dem Umlaut: öfter. Die zweite Abteilung der sogenannten nominalen Umstandswörter umfaßt: 1. Hauptwörter im Genetiv: morgens, teils, nachts (unregelmäßig gebildet nach dem Muster von tags), im Dativ: traun = en triuwen, halben und weilen in Zusammensetzungen wie meinethalben, bisweilen, ferner mit Verhältniswörtern zusammengesetzt: zurück, abseits, bergauf, feldein, und mit den Endungen lich, lings, wärts: täglich, rücklings, himmelwärts. 2. Eigenschaftswörter und Partizipien im Genetiv: rechts,

links, eilends, im Dativ: einzeln (von einzel), mit Verhältniswörtern: zugleich, gradaus, und mit den Endungen lings und lich: jählings, neulich, hoffentlich. 3. Zahlwörter im Genetiv: einst (für eines von ein), mit Verhältniswörtern: zuerst, und mit den Endungen fach, fältig (auch mal): einfach, vielfältig. Eine sehr seltene Bildung von Umstandswörtern ist die, bei der sogar Zeitwortstämme benutzt werden. Das sogenannte Flickwort halt, das fragende gelt? und das ausschließende „geschweige“ sind dafür Beispiele, und auch in „nur“, ahd. ni wâri = wenn es nicht wäre, es wäre denn, steckt eine, (heute freilich kaum erkennbare) Zeitwortform, während „halt“ ganz deutlich für „ich halte dafür“ steht. Mundartlich heißt es im Erzgebirge ähnlich: mêch = meine ich, wie auch das norddeutsche Flickwort „man“ wohl von meinen herkommt. Die Endung -lich ist übrigens ursprünglich nicht, wie es heute scheint, zur Bildung von Umstands-, sondern von Eigenschaftswörtern verwendet worden, alle germanischen Mundarten kennen es. Oben unter § 35, 2, S. 120—122 ist schon die Wichtigkeit derselben Silbe für die Bildung einiger Fürwörter behandelt worden.

Über den Gebrauch einiger Umstandswörter soll zunächst erwähnt werden, daß die unbestimmten Zahlwörter wenig, etwas, mehr, genug, welche auch als Haupt- und als Eigenschaftswörter benutzt werden können, ebenso hierher mit zu zählen sind, z. B. in Verbindungen wie: wenig klug, mehr schnell als richtig. „Genug“ wird dann dem Wort, das es umkleidet, nachgestellt: Er war dumm genug, daß —, wo es offenbar einen dem Worte „so“ verwandten Begriff wiedergiebt. Auch „viel“ schließt sich den genannten an, wenn es z. B. mit Komparativen verbunden oder wenn es im Sinne von „oft“ gebraucht wird. Ein in Norddeutschland häufiger Fehler ist die Verwechslung der Eigenschafts- und der Umstandswörter recht, ganz und ähnlicher, wenn es z. B. heißt: Eine ganze gute Antwort für: Eine ganz gute Antwort. In betreff der neuhochdeutschen Verneinung hat sodann die Volkssprache noch heute, wie das ahd. und mhd., abweichend vom Lateinischen, die Neigung, durch Verdoppelung den verneinenden Sinn zu verstärken, z. B.: Ich gebe niemandem nichts (für: etwas).

Die Schriftsprache dagegen sieht heute darin ein Mittel, die Verneinung in besonders kräftiger Weise wieder aufzuheben, indem sie das Lateinische dabei nachahmt, meidet aber in der Regel solche doppelte Verneinungen: Kein Führer hätte bei solchem Schneetreiben nicht abgeraten = jeder hätte abgeraten. Auch die Verstärkung von „nicht“, in welchem, wie oben gesagt, schon das Hauptwort Wicht steckt, durch ein angefügtes Hauptwort, z. B.: nicht die Bohne, nicht die Spur, nicht die Idee, wird in gewählter Rede nicht gern gebraucht, außer natürlich, wenn das Zahlwort „ein“ dabei eintritt: Nicht einen Tropfen. Ebenso kommt die früher ganz gewöhnliche, überflüssige Verwendung verneinender Wörter immer mehr ab nach Zeitwörtern wie: verhindern, verbieten, sich enthalten, und nach Verbindungen, wie: Es kann nicht fehlen, es fehlt

wenig oder viel, ebenso nach Komparativen in Vergleichungssätzen und in Nebensätzen, welche einem verneinenden Hauptsatze untergeordnet sind und mit „ehe oder „bis" anfangen. Häufiger steht sie noch hinter: warnen und wenn sie dem Umstandswort „doch" vorausgeht, z. B. die Mutter warnt das Kind, daß es nicht vom Wege abgehe. Verhüte Gott, daß du nicht doch krank wirst.

Endlich wird dem Ausländer die Unterscheidung von her und hin und von Zusammensetzungen beider, ferner von umher und herum, darin und darein, worin und worein, als und wie schwer. Hin giebt die Richtung an, in welcher sich eine Person oder ein Ding von dem Redenden oder wenigstens von dem Orte, wo dessen Vorstellungen gerade weilen, weg entfernt, her umgekehrt die Annäherung an diesen Punkt: Gehet hin in alle Welt. Komm herein. Nur wenn Zeitwörter, die mit der Silbe her zusammengesetzt sind, eine körperliche Bewegung nicht mehr bezeichnen, fällt der Unterschied weg. So ist: herunterkommen im eigentlichen Sinne = von einer Höhe zu dem Redenden kommen, im bildlichen dagegen = in schlechte Verhältnisse geraten, ähnlich: ein Buch herausgeben = an die Öffentlichkeit bringen. Von den Zusammensetzungen dieser zwei Wörter ist zu merken, daß einem „hindurch" kein „herdurch", dagegen einem „herbei" kein „hinbei" entspricht. Umher giebt eine in ihrem Ziele unbestimmte, jedenfalls nicht nach dem Ausgangspunkte zurückführende Bewegung an, herum dagegen entweder eine kreisförmige oder eine solche, die um einen Gegenstand oder eine Person auf den Redenden zu führt: In einem Zimmer umher, aber um einen Tisch herum gehen.

Endlich bezeichnen darin und worin das ruhige Verweilen, darein und worein aber die Richtung nach dem Innern eines Gegenstandes zu: darin liegen, aber darein reden oder willigen. Von den Umstandswörtern als und wie soll, da sie auch als Bindewörter scharf zu unterscheiden sind, unter § 39i gehandelt werden. Völlig veraltet sind sar = sogleich, dar = dahin, das nur in den Zusammensetzungen darin, darein, darauf, darunter u. s. f. noch fortlebt. Nur dichterisch kommen noch vor: dannen, wannen, hie (für hier).

h) Das Verhältniswort.

§ 38. **Bedeutung.** Die Verhältnis- oder Vorwörter sind unveränderliche Wörtchen, welche dazu dienen, das Verhältnis eines Hauptwortes oder eines dafür benutzten ähnlichen Ausdruckes zu einem anderen Worte in einem Satze deutlicher zu bestimmen. Auch zu Umstandswörtern können sie treten, z. B. von dort, bis morgen. Je mehr die Fallendungen in der deutschen Beugung abgeschliffen worden sind, um so häufiger traten diese Hilfswörter zu den abhängigen Kasus der Hauptwörter und setzten deren Beziehungen zu anderen Satzteilen ins rechte Licht. Ursprünglich nur Umstandswörter des Raumes, werden sie jetzt auch auf Zeitverhält-

nisse und innere Beziehungen, also der Ursache und der Art und Weise, angewendet. Streng genommen regieren sie nicht bestimmte Fälle, sondern schließen sich zu deren weiterer Erklärung und Bestimmung an sie an. So enthält das Zeitwort legen schon in sich den Begriff einer Bewegung nach dem Orte, wohin ein Gegenstand soll. In dem Satze: Leg das Buch auf den Tisch, wird also sowohl der 1. als der 2. Akkusativ von dem Aussageworte verlangt, das Verhältniswort giebt aber näher an, daß das Legen nicht in oder unter, sondern auf den Tisch erfolgen soll. In früheren Zeiten war den Verhältniswörtern nun auch eine viel größere Freiheit in betreff der Fälle gelassen, zu welchen sie treten konnten, viele verbanden sich mit zweien, ja dreien. Später sind sie mehr und mehr Formwörter geworden, und die meisten werden heute nur zu ganz bestimmten Fällen gestellt. Die Volkssprache weicht allerdings darin noch immer oft genug von der Schriftsprache ab und benutzt z. B. mit Vorliebe den Dativ, wo diese sich des Genetivs bedient, z. B. bei: während, trotz, wegen u. a. Genaueres über die zu den Verhältniswörtern gehörenden Fälle folgt in der Satzlehre bei den Kasus.

Nach ihrer Bildung zerfallen die Verhältniswörter in ursprüngliche oder echte und in uneigentliche oder nominale. Echte, also aus Umstandswörtern eines Raumverhältnisses entstandene sind: an, auf, aus (davon: außer), bei (davon: bis und binnen), für und vor, hinter (aus: hin), in, mit, über (aus: ob), ohne, sonder, samt, über, um, unter, von, wider, zu. Von den uneigentlichen sind aus Hauptwörtern gebildet: halb und halben (mit den Zusammensetzungen außerhalb u. a. aus mhd. halbe = die Seite), wegen (Dativ der Mehrzahl von Weg), und erst im nhd.: kraft, laut, statt, trotz, vermöge, mittels, längs u. a., aus Eigenschaftswörtern: neben (verkürzt aus enëben, mhd. = in gleicher Linie mit), nebst (aus neben), nach (aus nahe), zwischen (mhd. zwisk zweifach), wahrscheinlich auch: durch, und die neuhochdeutschen gemäß, nächst, aus Zeitwörtern: während, unbeschadet, ungeachtet, nämlich aus Genetiven von Partizipien (währendes Essens = während des Essens). Verloren hat unsere Sprache eine ganze Zahl echter Verhältniswörter, die im got., ahd. oder mhd. noch da waren: abe, er, ur, unz, auch manche uneigentliche und neuere, wie: unangesehen, benebst, besage u. a. Eine alte, nur noch in der Bibel- und Dichtersprache vorhandene Nebenform von „gegen" ist „gen", das aber nie feindlich, sondern nur örtlich (gen Himmel) und nicht mit folgendem Geschlechtswort auftritt. In betreff ihrer Stellung neben dem zugehörigen Hauptworte ist zu merken, daß zufolge einem Genetive vorangeht, einem Dative aber folgt, daß wegen dem Genetive ebenso vorangehen wie nachfolgen kann, ebenso nach dem Dative, aber nur in der Bedeutung von „zufolge", genau wie entgegen, gegenüber und zuwider, ferner daß halber dem Genetive und entlang dem Akkusative stets nachgestellt wird und daß die zusammengesetzten Verhältniswörter um — halber und um — willen den Genetiv in die Mitte setzen. Dieselbe Stellung ergiebt sich, wenn zur Verstärkung eines

Verhältniswortes ein ihm verwandtes Umstandswort dazugefügt wird: In die Stadt hinein, um das Haus herum, und bei Verbindungen wie: An der Bank vorbei. Nur mundartlich sind Abkürzungen, bei denen das Verhältniswort wegfällt und das folgende Umstandswort dessen Einfluß auf das Hauptwort übernimmt: Wären wir doch den Berg vorbei (statt: an dem B. v.).

i) Das Bindewort.

§ 39. Die Bindewörter verbinden einzelne Wörter oder verschiedene Sätze mit einander, und zwar entweder so, daß sie dieselben an Wert einander gleichstellen oder daß sie die einen den andern unterordnen. Man trennt sie darnach in bei- oder neben- und in unterordnende Bindewörter. Sie unterscheiden sich von andern verbindenden Wörtern, z. B. den bezüglichen Fürwörtern, dadurch, daß sie nur verbinden und nichts im Satze bestimmen. Wenn sie also auch sehr verschiedene Arten von Bei- und Unterordnung angeben und einen gewissen begrifflichen Inhalt haben, so wollen sie doch damit nicht eine Person oder einen Gegenstand umkleiden, sondern sich nur zwischen mehrere setzen. Den Verhältniswörtern stehen sie sehr nahe, nur daß diese nicht für sich allein ganze Sätze verbinden können, höchstens abgekürzte. Wie nahe aber diese beiden Wortklassen innerlich stehen, zeigt eine Nebeneinanderstellung der beiordnenden Bindewörter und der entsprechenden Verhältniswörter: 1. Anreihend: und (neben), 2. Ausschließend und einteilend: oder, teils — teils (außer), 3. Entgegensetzend: aber, doch, sondern (entgegen), 4. Begründend: denn, weil (vor), 5. Folgernd: also, daher, so daß (nach). Von diesen Arten von Bindewörtern sind die beiden letzten ebenso unter- als beiordnend. Man kann dieselbe Doppelnatur auch bei den ort- und zeitbestimmenden, den vergleichenden und einschränkenden, den bedingenden und einräumenden, auch den die Absicht und die Wirkung angebenden finden. Nur Unterordnung ist möglich bei den erläuternden und ausnehmenden (als, wie, nämlich, außer) und bei den Bindewörtern vor Inhaltssätzen (daß, ob). Aus dieser Aufzählung der verschiedenen Arten von Bindewörtern nach ihrem Begriffe kann man die Fähigkeit unserer Sprache ersehen, die verschiedenartigsten Begriffs- und Gedankenverbindungen auszudrücken. Aber unter ihnen sind nur wenig ursprüngliche, besonders die unterordnenden sind zumeist uneigentliche und spätere, weil der künstlichere Bau des Satzgefüges oder der Periode in den früheren Zeiten unserer Sprache fremd war. Ursprüngliche sind z. B.: ob (ahd. oba oder ibu = in Zweifel), und (unde), auch (got. auk), aber (ahd. avur). Verloren gegangen sind erst im nhd.: joh = und, auch, sam = wie, unz = bis, wan = nur, wande = weil und al mit seinen Zusammensetzungen alde = oder, alsam = wie. Im Verschwinden sind: alldieweil, sintemal, wann, das jetzt auch in den Zeitsätzen von „wenn" verdrängt wird (außer natürlich als Fragewort), „so" an Stelle des heutigen „wenn", auch das nur in der Volkssprache

noch lebende „als wie“ für „als“. Abgeleitete Bindewörter giebt es von Hauptwörtern z. B. weil (Akkusativ von Weile), teils — teils (Genetiv), falls (Genet.), nämlich (von Name); von Eigenschaftswörtern: folglich, übrigens, ferner; von Zahlwörtern: erstens; von Fürwörtern: daß (ursprünglich = das), weder (aus enwëder oder ne wëder, nicht eins von beiden), entweder; auch aus Umstands- und Verhältniswörtern, was besonders die Zusammensetzungen mit Fürwortformen: deshalb, damit u. a. bezeugen. In betreff des Gebrauches der Bindewörter ist im allgemeinen festzuhalten, daß denkfaule Menschen eine Vorliebe für unbestimmtere Bindewörter zeigen, daß aber eine völlige Beherrschung dieser für die Satzbildung so wichtigen Wortklasse zu den Voraussetzungen der guten Ausdrucksweise gehört. Ein gefährliches unterordnendes Bindewort ist z. B. indem, welches genau genommen nur die Gleichzeitigkeit angiebt (= in dem Augenblicke, wo) und dann irgend welchen Nebenumstand einführt, aber vielfach verkehrt für die Begründung und ähnliche Verhältnisse verwendet wird. Als beiordnendes Binde- (ursprünglich Umstands-)wort erscheint „da“ in der Volks-, Bibel- und Märchensprache weit häufiger an der Spitze der Sätze als in der gewählten Rede. Ähnlich steht es mit der Häufung von und und so. Geradezu fehlerhaft ist die Benutzung eines einzigen „teils“ an Stelle von: zum Teil, z. B.: Das Heer ging teils zu Grunde. In betreff der Bedeutung der wichtigsten unterordnenden Bindewörter wird die Satzlehre das Nötige bringen. Hier sollen nur diejenigen, welche auch Wörter verbinden und in ihrer Bedeutung gewechselt haben, erklärt werden. Das sind vor allem die vergleichenden als, wie und denn. Das letzte war früher das Vorherrschende, heute ist es nur in der Kanzel- und Dichtersprache noch zu finden, in der guten Prosarede allein in dem Falle, wo es das Zusammentreffen zweier „als“ verhüten soll: Als Redner besser denn als Soldat. Dagegen gilt es als Sprachfehler, obgleich die Litteratur Proben genug liefert, „wie“ nach dem Komparative für „als“ zu gebrauchen (vergl. § 33, Schluß). „Als“ hat demnach stets nach Komparativen, nach „ander“ und verneinenden Ausdrücken und bei der Angabe von zwei als völlig gleich oder übereinstimmend bezeichneten Begriffen zu stehen: Größer, anders, niemand als du, als Mensch, als Freund u. s. w. handeln. „Wie“ muß im letzteren Falle eintreten, wenn nicht die Gleichheit, sondern die Ähnlichkeit oder der Vergleich in Frage kommt: Wie ein Sohn empfangen werden, d. h. wie wenn man ein Sohn wäre. Sodann vergleicht „wie“ nie das Maß oder den Grad, sondern die Beschaffenheit, ohne Rücksicht auf den Grad: Er schreit wie eine Eule, dagegen: Der Arzt kam so schnell als möglich. Der letzte Satz drückt aus, daß die größtmögliche Schnelligkeit, also dem Grade nach die höchste, angewendet wurde, und ähnlich heißt es stets besser: so gut, so viel, so bald als möglich. In solchen Fällen steht demnach „als“ auch nach Positiven, wohin sonst „wie“ gehört. Derselbe Fall tritt ein beim Vergleiche zweier Eigenschaften, wenn es heißt: Sie

arbeitet ebenso schnell als gut, und nach den Zeitumstandswörtern: so bald, so oft, so lange. Bei erklärenden Anführungen kann „als“ und „wie“ gleichermaßen stehen, z. B.: In Indien giebt es viel Raubtiere, als (= wie) Tiger u. s. w. Von: als, wie, wenn in zeitbestimmenden Sätzen s. in der Satzlehre.

k) Das Empfindungswort.

§ 40. Die Empfindungs- oder Ausrufewörter sind Äußerungen von Empfindungen, deren Gegenstand sich aus der Lage des Redenden oder aus dem Zusammenhange der Rede erklärt. Sie bestimmen aber oder verbinden nichts im Satze, sondern stehen ihrem Gehalte nach eigentlich außerhalb desselben, wie sie ja auch für sich allein Sätze bilden und die Rede allenthalben unterbrechen können. Man kann sie nach den verschiedenen Empfindungen, die sie wiedergeben, auch nach den Absichten, welche mit ihnen verbunden sind, einteilen. Ihrer Bildung nach sind sie entweder echte Naturlaute, sei es ursprünglicher oder nachahmender Natur: Au, wehe (got. schon vai!) oder hopsa, plumps, oder sie sind uneigentliche, nur durch den Ton der Rede als Empfindungswörter kenntliche. Die letzteren sind z. B. Hauptwörter: Glück und Heil! Geduld! oder Eigenschaftswörter: Brav, still! oder Aussagewörter: Sieh (got. schon sai!), halt! oder Umstandswörter: Fort! Auf! Viele Wörter dieser Art sind im Laufe der Zeit verloren gegangen: wâfen, ein Ausruf unwilligen Staunens, jâriâ des Schmerzes, zâhi der Freude (im Volkslied von den Vintschgauern noch erhalten: Zschahi, zschaho), sim der Unsicherheit. Der Imperativ wurde früher gern durch angehängtes a zum Empfindungslaut umgewandelt: nu râtâ! Rettâ Oesterrich. Auch Hurra! leitet man von einem mittelhochdeutschen Zeitwort hurren, sich schnell bewegen, ab. Andere sind nur verständlich, wenn man ältere Formen kennt. So geht auf Donar zurück: Donner und Doria, Donnerwetter! Verunstaltungen des Namens Jesus sind: O je, jemine, jerum, Herrje, Herrjeses u. s. f., des Namens Gottes: Potz und Kotz; auch: Du meine Güte, oder Gitte und Egitte (englisch egad) führt man auf: O Gott zurück. Aus fremden Sprachen stammen z. B.: Pfui aus dem Lateinischen, Holla und Hallali aus dem Französischen.

3. Von den Sätzen.

§ 41. **Allgemeines. Bedeutung und Einteilung.** Von den Ausrufe- und Empfindungswörtern führt eine natürliche Brücke zu den Sätzen. Empfindungswörter wie: Au, pfui, ebenso Befehlswörter wie: Halt, still, Ruhe, endlich Schimpfwörter und Ausrufe in Form von Nennwortvokativen wie: Dummkopf, Glücklicher! u. s. f. geben in kürzester Weise, ohne jeden weiteren Zusatz, einen ganzen, soeben sich abspielenden seelischen Vorgang in Worten wieder.

Einen Satz nennt man aber im weitesten Sinne die lautliche Wiedergabe eines sich soeben ereignenden, aber in sich geschlossenen, einzelnen Gedankenvorganges, während ein Wort nur das Ergebnis einer früheren Gedankenarbeit wiedergiebt.

Seinem Inhalte nach kann ein Satz 1. ein Wunsch oder Befehl (ein Heischen), 2. eine Frage, 3. eine Behauptung (entweder in Form einer einfachen Aussage oder eines Ausrufes) sein. Das Wesentliche ist also, daß eine von diesen drei Möglichkeiten klar hervortritt. Dies kann nun schon dadurch erreicht werden, daß der Ton des Redenden einem einzelnen Worte irgend welcher Art die bestimmte Färbung giebt. Es ist also möglich, durch den Ton allein, ohne irgend einen weiteren Zusatz, einem einzelnen Worte die Bedeutung eines Befehls, einer Frage oder einer Antwort (also einer Behauptung) beizulegen. Man versuche es z. B. bei den Worten: Vater, gut, jener, drei, essen, hier, vor, wenn. Hier ist jede der in II 2β behandelten Wortarten außer dem sogenannten Geschlechts- und dem Empfindungsworte, die beide nicht durch Beispiele erhärtet zu werden brauchen, vertreten. Doch scheiden wir diese satzartigen einzelnen Worte, deren jeweilige Bedeutung mehr oder weniger von der Klangfärbung der Stimme oder von dem folgenden Satzzeichen der Schrift abhängt, von der eigentlichen Satzlehre aus.

Als wesentliches erstes Merkmal eines Satzes gilt uns das Vorhandensein eines Aussagewortes, so daß wir von den genannten einzelnen Worten nur die Heischeformen von Zeitwörtern unter die selbständigen Sätze rechnen können, z. B. Werde, gieb, wenn wir ihnen nicht als Ausrufewörtern eine Sonderstellung anweisen. Ihnen reihen sich einige gewöhnlich abgekürzte Behauptungssätze an wie: Bitte, danke! Dies sind also die einfachsten aller Sätze. In den früheren Entwickelungsstufen unserer Sprache erscheinen aber behauptende einfache Aussagewortformen ganz allgemein als einfache Sätze, etwa im Gotischen qima = ich komme, ebenso wie qimai = er komme oder möge kommen. Damals wurden, wie unter Seite 134 ausgeführt, die Personalendungen noch deutlich als Fürwörter gefühlt.

Heute müssen die einfachen Frage- und Behauptungssätze als zweites wesentliches Merkmal außer der eigentlichen Aussage (dem Prädikat) eine Person oder eine Sache, von der etwas ausgesagt wird oder auf welche die Frage sich bezieht, also einen Satzgegenstand (das Subjekt) deutlich angeben, wenn das Verständnis nicht leiden soll.

Von diesen einfachen Sätzen, welche nur aus einem Subjekt und einem Prädikat bestehen, giebt es nun zwei Hauptarten: nackte, ohne jeden weiteren Zusatz, und umkleidete (erweiterte), d. h. solche, in denen zu den wesentlichen Satzbestandteilen auch zufällige treten. Inhaltlich kann allerdings ein nackter Satz einem umkleideten ganz gleich sein. Der Satz: Das Fohlen lief — kann z. B. ganz dasselbe bedeuten wie: Das junge Pferd lief, und doch ist der erste nackt, der zweite umkleidet. Für den Unterricht in der Sprachform ist jedoch die Unterscheidung nicht so

wertlos, als es scheinen möchte. Ebensowenig ist es die weitere Trennung der zusammengezogenen und abgekürzten von den einfachen. Hier verstehen wir darunter diejenigen Sätze, in denen irgend ein wesentliches Satzglied mehrfach vorkommt oder fehlt.

Die dritte Hauptgattung von Sätzen sind die zusammengesetzten, welche entweder aus mehreren beigeordneten oder aus bei- und untergeordneten Sätzen bestehen. Im ersten Falle entsteht eine Satzverbindung, im zweiten ein Satzgefüge, und man nennt alle Sätze der ersten Hauptsätze, Nebensätze dagegen solche Sätze eines Satzgefüges, welche irgend einen Begriff eines wichtigeren Satzes zu ersetzen bestimmt sind.

Es wäre jedoch verkehrt, die Begriffe „zufällige Satzteile" und „Nebensätze" sklavisch streng in der gegebenen Erklärung festzuhalten. Gewiß gehören im allgemeinen die wichtigsten Begriffe in jedem Satze in die soeben genannten wesentlichen Satzteile, und in jedem Satzgefüge gehört der Hauptgedanke in den Hauptsatz. Doch hat unsere Sprache außer in anderen Eigentümlichkeiten besonders in der freieren Stellung der Wörter eines Satzes und der einzelnen Sätze in einem Satzgefüge ein sehr dehnbares Hilfsmittel für eine andere Anordnung. Der Satz „Golden ging die Sonne auf" kann als Hauptbegriff die in der Umkleidung ausgesprochene Eigenschaft der goldenen Farbe der aufgehenden Sonne betonen sollen, weshalb man auch breiter sagen würde: Die Sonne war golden, als sie aufging. Anderseits kann in dem Satzgefüge: Als die Schlacht schon verloren war, wurde Mac Mahon verwundet — je nach dem Zusammenhange der Verlust der Schlacht oder die Verwundung Mac Mahons als der Hauptgedanke angesehen werden. Der strengere Stil setzt allerdings das zweite voraus.

Wir verteilen den Stoff der Satzlehre im einzelnen in die Abschnitte: Der einfache Satz, woran sich die Wortfolgelehre anschließt, der zusammengezogene und abgekürzte Satz und der zusammengesetzte Satz.

1a. Der einfache Satz.

§ 42. **Der nackte Satz und die wesentlichen Satzteile.** Die Aussage oder das Prädikat besteht stets aus einem Zeit- = Aussageworte. Wie es nun neben den einfachen Formen deutscher Aussagewörter zusammengesetzte giebt, bei welchen die sogenannten Hilfszeitwörter: haben, werden und sein mit dem Infinitiv oder dem Partizip zu einer grammatischen Einheit zusammenschmelzen, so kann auch die Aussage entweder bloß eine (einfache oder zusammengesetzte) Aussagewortform oder eine Zusammensetzung eines Hilfszeitwortes mit einem anderen Worte sein, das man wohl Prädikativ genannt hat. Seite 129 ist erklärt worden, wie bei den zusammengesetzten Zeitwortformen das sogenannte Hilfszeitwort ursprünglich die damit verbundenen Nennformen

beherrscht. Genau so ist streng genommen bei dem zusammengesetzten Prädikate das Hilfszeitwort durchaus nicht so nebensächlich, wie der dafür gebräuchliche Name Copula anzudeuten scheint. Vielmehr ist und bleibt in dem Zeitwort, mag es nun selbständig oder scheinbar nur zu Hilfe gerufen sein, doch die Aussage begründet. Die Sätze: Er ist gewählt worden oder: Er wird gewählt werden — geben zusammengesetzte Prädikatformen ebenso gut wie: Er ist gewählt oder ein Gewählter oder: Er ist (wird) Abgeordneter oder: Er ist zu wählen oder in der Wahl. Zweifelhaft wird man erst werden können, ob ein nackter oder ein umgekleideter Satz vorliegt, bei der Aussage: Er ist als Abgeordneter gewählt worden. Wenn einmal nackte und umkleidete Sätze geschieden werden, ist es ratsam in dieser Verbindung mit „als“ eine Prädikatsumkleidung zu sehen, da zu der einfachen Aussage des Gewähltwerdens ein Ziel der Wahl oder eine Beifügung der Art der Wahl (nämlich als Abgeordneter oder zum Abgeordneten) hier ebenso hinzutritt, wie z. B. in den Sätzen: Er ist einstimmig oder er ist heute gewählt worden.

Die bei der zusammengesetzten Aussage verwendeten Aussagewörter sind nun: sein, werden (haben nur in den zusammengesetzten Zeitwortformen), ferner: bleiben, scheinen, dünken, heißen und das diesem gleichbedeutende genannt werden und ähnliche mit den ihnen folgenden Nennwörtern, endlich: dürfen, können, mögen, müssen, sollen und wollen mit den von ihnen abhängigen Infinitiven. So sind folgende Sätze gleichartig: Er ist, wird geizig, er bleibt, scheint ein Geizhals, er muß, soll, will sparen u. s. w. Die damit verbundenen sogenannten Prädikative oder Aussagenennwörter aber sind entweder 1. Haupt-, Eigenschafts-, Zahl- und Fürwörter im Nominativ oder 2. Hauptwörter, welche auf die Frage, wie beschaffen, im Genetive oder mit einem Verhältnisworte antworten, oder endlich 3. Infinitive mit zu (nach sein, bleiben u. s. w.) oder ohne zu (nach den Wörtern dürfen u. s. f.). So sind nackte Sätze: Die Sonne ist ein Fixstern, ist groß. Ihr seid vierzig. Der Ring ist dein. Wir sind der Ansicht, in Furcht, zu loben. Seltener sind die Fälle, wo 4. Umstandswörter in der zusammengesetzten Aussage bei nackten Sätzen verwendet werden. Doch ist kein Zweifel, daß sie in der Weise aufzufassen sind in Sätzen, wie: Die Stunde ist aus, das Haus ist zu, die Freizeit ist vorbei. Sie stehen hier genau an der Stelle des Satzes und in demselben Sinne wie alle trennbaren Vorsilben zusammengesetzter Zeitwörter: Das Faß lief aus, Greif zu, Das Wetter ging vorüber.

Der Satzgegenstand oder das Subjekt liegt entweder in der Aussagewortform versteckt oder ist durch ein Nennwort oder ein als solches verwendetes anderes Wort ausgedrückt. Der erste Fall tritt bei Heischesätzen im Imperative ein, aber auch bei Aussagen in vertraulicher Rede, im Volksliede und überhaupt im poetischen Ausdrucke, wenn dieser volkstümlich und knapp gefaßt ist: Lies, Danke, Bitte (als Indikativ), Habe

studiert (Anfang des Faust), Füllest wieder — lösest — breitest (Goethe, An den Mond). Es gilt dies natürlich nicht nur für nackte, sondern auch umkleidete Sätze. Geradezu Gesetz ist der Ausfall des Subjektswortes bei unpersönlichen passivischen Sätzen, wenn diese fragend oder mit vorangestellter Umkleidung auftreten: Wird gegessen? Nun soll gegessen werden. Gewöhnlich, aber nicht unbedingt nötig ist er in aktivischen Sätzen derselben Art: Friert dich = friert es dich? Mich hungert = mich hungert es. Bei der gewöhnlichen Wortstellung ist er unmöglich: Es friert. Die unpersönlichen Sätze mit den Fürwörtern es, das, dies u. s. f. sind überhaupt für die Beurteilung des Wertes der beiden wesentlichen Satzteile von Wichtigkeit. Sie zeigen, da in ihnen das Subjektswort oft genug ausfallen kann oder, besser ausgedrückt, außer in der Zeitwortendung nicht unbedingt durch eine grammatische Form vertreten sein muß, daß das Aussagewort in höherem Sinne ein wesentlicher Satzteil ist als das Subjekt. Sodann tritt bei ihnen die Möglichkeit ein, daß formell sogar zwei Subjekte in einem einfachen Satze erscheinen, von denen man das unpersönliche Fürwort grammatisches, das zweite inhaltsreichere Wort logisches Subjekt nennt: Es donnern die Höhen, es zittert der Steg. Endlich geben sie den einzigen Fall an, wo in einem nackten Aussagesatze der wirkliche Satzgegenstand an die zweite Stelle tritt: Es lächelt der See. Das grammatische Subjekt hat dann einen so geringen Wert, daß es im Volksliede und in der volkstümlichen Rede ohne Bedenken weggelassen wird: Sah ein Knab' ein Röslein stehn. Man benutzt es aber mit Berechnung, 1. wenn man auf eine klarere Bezeichnung der Sache oder Person verzichten will: Da kroch's heran, Es rauscht in den Schachtelhalmen —, wobei es meist die Vorstellung von etwas Geheimnisvollem erwecken soll, 2. wenn ein Zustand oder Hergang entweder als ganz allgemein oder natürlich, etwa als einer Empfindung entsprossen, oder wenn er als seinem Ursprunge nach unbekannt angedeutet wird: Es friert, es reut mich, es reißt in meinen Zähnen. In vielen anderen Fällen hebt es 3. ein folgendes logisches Subjekt nur hervor: Es blüht das fernste, tiefste Thal (Uhland).

Der Unterschied zwischen der Bedeutung der unpersönlichen und der persönlichen Ausdrucksweise wird aber festzuhalten sein, sobald eine Willensäußerung einer Person vorliegt. So klingen folgende Sätze unschön: Es dauert mich, daß ich Ihnen Ungelegenheiten gemacht habe. Es dürstet ihn nach Ruhm. Dem rechnenden Kaufmann träumte von Geschäftserweiterung. Der erste erregt Anstoß, weil das Gefühl des Bedauerns bei der unpersönlichen Redeweise die zweite Person geradezu verletzen kann, während „ich bedaure" nur von meiner eigenen Person etwas aussagt. Die beiden folgenden aber sind deshalb ungeschickt, weil der bildliche Gebrauch der Aussagewörter verlangt, daß die Person bestimmend, nicht leidend erscheint.

Das Subjekt steht stets im Nominative, in Heischesätzen beim Imperative auch in dem der Form nach gleichlautenden Vokative. Bei den

unpersönlichen Sätzen kann das logische Subjekt in sehr verschiedenen grammatischen Formen auftreten, man vergleiche: Einer Bitte nur bedarf's, Mir grauet vor der Götter Neide, Mich verlangt nach Ruhe, An Verstand fehlt's nicht. Der Akkusativ ist der gewöhnliche Kasus für das logische Subjekt nach „es giebt" oder, wie man mundartlich in Schlesien sagt, „es hat": Es gab einen Mann, es hat viele Leute. Demnach erscheint sowohl der Nominativ nach „es giebt" als auch die Pluralform „es geben" nicht nachahmenswert.

Neben den schon angeführten Fällen, wo einer der wesentlichen Satzteile ausgelassen wird, giebt es einige andere, welche der gute Ausdruck nicht billigt. So läßt der Kaufmanns- oder der geschäftsmäßige Anzeigenstil das Subjekt „ich" oder „wir" heutzutage mit Vorliebe weg: Zeige die Ankunft frischen Schellfisches an. Ebensowenig ist die sogenannte Copula zu entbehren, obgleich sie in Nebensätzen häufig genug aus übel angebrachter Sparsamkeit oder aus verkehrtem Schönheitsgefühl weggelassen wird. Treffen in einem zusammengesetzten Satze zwei Worte der Art zusammen, so ist eine Änderung des zuerst gewählten Ausdruckes besser als der Ausfall der Copula. Der Satz: Daß er abgereist ist, ist mir leid — wäre demnach zu ändern in: thut mir leid, anstatt daß das erste „ist" ausfällt. Dagegen kann die Weglassung der Hilfszeitwörter in Nebensätzen bisweilen, wo kein Zweifel über den Sinn des Satzes entsteht, dem Ausdrucke zum Vorteile gereichen, da es diesem das Gepräge der Kraft und Kürze verleiht: Die Religionen, die ich Dir genannt (Nathan). Bis mich das Liebchen abgepflückt und an den Busen matt gedrückt (das Veilchen). Nur muß man sich klar machen, wenn z. B. das zweite Partizip von „werden" ausgelassen werden soll, daß dadurch der Sinn erheblich geändert werden kann. Die Formen mit „worden" geben die vergangene passivische Handlung an, der Wegfall dieses Wortes macht das damit sonst im Neuhochdeutschen verbundene Partizip zum Eigenschaftswort. So bedeutet: Ich bin gesättigt — soviel wie: Ich bin jetzt satt, was etwas recht anderes sein kann als: Ich bin gesättigt worden = Jemand hat mich früher einmal satt gemacht. Wenn also diese mit „worden" zusammengesetzten Zeitwortformen auch nicht ein hohes Alter haben (§ 36 S. 131), wenn sie auch hie und da schleppend erscheinen, so ist doch die neuerdings beliebter werdende prüfungslose Auswerfung des „worden" noch mißlicher. Sie beraubt uns eines schon eingebürgerten, durchaus feinen Unterscheidungsmittels.

Die grammatische Verbindung der beiden wesentlichen Satzteile wird durch das Gesetz geregelt: Das Subjekt stimmt mit der Redeform des Aussagewortes in der Person und Zahl überein. Dies trifft aber nicht die in dem zusammengesetzten Prädikate erscheinenden Nennwörter, von denen das Eigenschaftswort die unveränderte Grundform behält (§ 33 S. 107, 108), während das Hauptwort wenigstens im Nominativ steht und gewöhnlich auch dieselbe Zahl, sogar, wenn möglich, dasselbe Geschlecht wie das Subjekt annimmt: Wir sind Brüder, sie

sind Freundinnen. Der letzte Satz könnte auch lauten: Das sind Freundinnen, wobei das dem Aussagewort folgende Prädikativ dieses beherrscht, weil in ihm der in dem Fürwort versteckt liegende Sinn, z. B. die Zahl, deutlich hervortritt. Es übernimmt hier beinahe die Rolle eines logischen Subjekts. Ebenso sind gleich aufzufassen Sätze wie: Es mögen und Es mag nun fünf Jahre sein. Die Ordnungszahlwörter und die Superlative treten ebenfalls nur gebeugt in der zusammengesetzten Aussage auf. Auch wenn sie nicht zu Hauptwörtern erhoben werden, verlangen sie aber das Geschlechtswort: Der gerade Weg ist am besten oder ist der beste, und ein ihnen folgender Genetiv oder eine Verhältniswortverbindung mit einem Hauptwort zwingt ihnen dessen Geschlecht auf: Karl war die erste und größte der (unter den) Kaisergestalten des Mittelalters. Über die Fürwörter im zusammengesetzten Prädikat ist wie über die Eigenschaftswörter schon bei ihrer Beugung (§ 35 S. 124) gesprochen worden. Eine Eigentümlichkeit ist ihre Gleichgültigkeit gegen das grammatische Geschlecht der Hauptwörter, von denen sie etwas aussagen, sobald dieses nämlich von dem natürlichen Geschlechte abweicht. Die geschlechtslosen (oder sächlichen) Hauptwörter werden dann gern, jedoch nicht immer, durch das Für- oder Eigenschaftswort ihrem natürlichen Geschlechte nach genauer bestimmt: Dies Mädchen ist die schönste (= das schönste) der Stadt. Das Fräulein nahm ihren Schirm. Das letzte Beispiel deutet schon an, daß diese Beziehung auf das natürliche Geschlecht sich nicht nur auf den zunächst hier vorliegenden Fall beschränkt, sondern auch in anderen Wortfügungen sich einstellt, und zwar geschieht dies um so leichter, je entfernter im Satze die beiden Worte von einander stehen. Sodann kennzeichnet die persönlichen Fürwörter eine Abneigung, sich in der zusammengesetzten Aussage gebrauchen zu lassen, sie verlangen den Rang des Subjekts. Darum antwortet man z. B. auf die Frage: Was ist das? nicht: Das ist ich, sondern: Das bin ich oder Ich bin es.

Die bekannteste Ausnahme von dem Gesetze der Übereinstimmung der Zahl von Subjekt und Prädikat veranlassen einige Sammelnamen, deren Form zwar die der Einzahl, deren Begriff aber der einer Mehrzahl ist. Darin liegt eine in vielen (neben dem Französischen und Englischen auch in den beiden klassischen) Sprachen gestattete Freiheit, welche das Gewicht der sachlichen Begriffe im Gegensatz zu den grammatischen Formen beweist. Im Deutschen wird sie aber dadurch beschränkt, daß diese Wörter: Menge, Zahl, Haufe, Reihe, Trupp u. a. einen Mehrzahlgenetiv neben sich haben müssen, wenn sie den Eigenschaftswörtern: viele, wenige u. s. f. gleich empfunden und mit einer Mehrzahlform in der Aussage verbunden sein wollen. Es kann nur heißen: Eine Menge Obst lag unter dem Baume, nicht: lagen, dagegen: Eine Menge Äpfel lagen oder lag. Das logische Subjekt oder besser gesagt der Hauptbegriff liegt hier in Wahrheit in dem Genetive, und dieser Thatsache giebt auch das Sprachgefühl Ausdruck, wenn es die Mehrzahl in der Aussage gestattet. Im Gotischen findet sich die besprochene

Beschränkung noch nicht: jah sêtum bi ina managei = Und das Volk setzte sich um ihn. Bei den Wörtern Paar, Dutzend, Hundert, Tausend und ähnlichen Zahlhauptwörtern gilt der Gebrauch, daß sie die Einzahl verlangen, wenn ein geschlossener, fester Begriff damit verbunden ist, dagegen die Mehrzahl bei ungefährer oder unbestimmter Angabe: Das Hundert kostet 10 Mark, aber: Wohl hundert liefen herbei. Das Paar Handschuhe ist zu klein, aber: ein paar Schneebälle flogen hinterdrein. In dem zweiten Falle werden diese Wörter (außer den Lehnwörtern Dutzend, Million u. a.) klein geschrieben.

Eine zweite Ausnahme, welche erst im Neuhochdeutschen Sprachgebrauch geworden ist, liegt in der höfischen Verbindung eines Titels in der Einzahl mit dem Aussageworte in der Mehrzahl. Darüber siehe § 35 Seite 122 und 123.

Der umkleidete (erweiterte) **Satz.** Umkleidungen können ebenso § 43.
dem Aussageworte wie dem Satzgegenstande zukommen. Solche der ersten Art nennt man im weitesten Sinne Objekte und unterscheidet diese in ergänzende und bestimmende. Umkleidungen des Subjekts oder Attribute sind diesem entweder beigeordnet oder untergeordnet. Umkleidungen können aber weiter auch andere Umkleidungen genauer bestimmen.

Ergänzende Objekte oder Objekte im engeren Sinne geben das Ziel der Thätigkeit des Aussagewortes an und können deshalb auch Zielergänzungen genannt werden. Näheres Objekt nennt man die durch den Akkusativ ausgedrückte getroffene und die im Genetive stehende berührte Zielergänzung, während das entferntere Objekt im Dative steht und streng genommen nicht sowohl das Ziel selbst als die Richtung ergänzt. Sie sind notwendige Umkleidungen, für das Aussagewort oft geradezu unentbehrlich.

Die bestimmenden Objekte geben nicht ein Ziel, sondern die Zeit, den Ort, die Art und Weise einer Handlung oder eines Zustandes an und erweitern so durch Angabe gewisser Umstände den Gedankeninhalt. Man nennt sie auch wohl Adverbialbestimmungen.

Die ergänzenden Objekte sind also entweder bloße Kasus: Erbarme dich seiner, gieb ihm, liebe mich, oder Kasus mit Verhältniswörtern: Ich habe zu thun, er geht nach Hause. Die bestimmenden sind entweder auch Kasus mit Verhältniswörtern: Er kam am Morgen, oder Umstandswörter allein oder mit Verhältniswörtern: Er arbeitet gern, er schaut nach unten.

Die Form der Umkleidung mit „als“ und folgendem Hauptwort nimmt eine Mittelstellung ein. § 42 ist sie für eine wirkliche Umkleidung erklärt worden, hier müssen wir ihre vielseitige Verwendung näher betrachten. Sachlich ist kein Unterschied zwischen den Sätzen: Man wählte ihn als Abgeordneten und: Man wählte ihn zum Abgeordneten. Der Form nach bilden sie den Übergang von Sätzen mit ergänzendem zu denen mit bestimmendem Objekt, wenn man sich nicht mit der Bezeichnung des „prädikativen Zusatzes“ für die mit „als“ oder „zu“

angefügten Hauptwörter befriedigt erklärt. Dagegen giebt der Satz: Er handelt als Mann — in den letzten zwei Worten oft nur denselben Sinn wie „männlich", enthält also eine deutliche Angabe der Art und Weise des Handelns. Anderseits kann, wenn eine Gegenüberstellung darin liegen soll, eine Subjektsumkleidung darin gefunden werden, z. B.: Als Mann handelt er richtig, als Vater zu streng. Man zählt diese Umkleidung unter die sogenannten Appositionen (= beigeordnete umkleidende Hauptwörter). Die Umkleidungen des Subjekts treten genau in der Form auf wie überhaupt die Umkleidungen irgend welchen Hauptwortes und als solchen gebrauchten Wortes. Die einfachste beigeordnete Umkleidung, welche man in der Regel gar nicht als solche fühlt, bewirkt das sogenannte Geschlechtswort, fühlbarer sind die, welche 1. durch Eigenschafts-, Zahl-, Fürwörter und Partizipien und 2. durch Hauptwörter oder durch als solche gebrauchte Wörter entstehen. Bei der ersten Art ist völlige Übereinstimmung in Geschlecht, Zahl und Kasus nötig, bei der zweiten wenigstens im Kasus, wenn möglich auch in Geschlecht und Zahl. Die untergeordnete Umkleidung dagegen fügt entweder einen Genetiv allein oder irgend einen Kasus (oder Infinitiv) mit einem Verhältnisworte an das Hauptwort.

Umkleidungen zweiten Grades, also Umkleidungen, die andere Umkleidungen erweitern, finden sich in bei- und untergeordneter Weise und in all den eben aufgezählten Möglichkeiten bei jedem Hauptworte und jedem als solchem gebrauchten Worte, bei Eigenschaftswörtern dagegen als untergeordnete Kasus mit oder ohne Verhältniswort, als Infinitive mit zu oder als Umstandswörter, bei Zahlwörtern als Umstands- oder diesen gleich zu achtende Verhältniswörter, endlich bei Umstandswörtern durch andere Wörter derselben Art.

Beispiele von beigeordneten Umkleidungen: Das Kind, das liebe Kind, zwei Kinder, ihr Kinder, geliebte Kinder; die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Beispiele von untergeordneten: Die Kinder des Kaisers, die Kinder von Fürsten; von Umkleidungen zweiten Grades bei Eigenschaftswörtern: Froh der viel willkommnen Pflicht, krank am Herzen, schön zu lesen, recht gut; bei Zahlwörtern: Fast tausend, an hundert; bei Umstandswörtern: Morgen früh.

Schwierigkeiten entstehen: aa) durch die Verwechslung von Bei- und Unterordnung bei Nennwörtern, bb) durch die Zwitterstellung der Nennformen der Zeitwörter in der Umkleidung. Außerdem verlangen cc) die Nennwortfälle und die Verhältniswörter in der Umkleidung und dd) die Redeformen der Zeitwörter in der Aussage an dieser Stelle ihre Erörterung.

§ 44. aa) Das Verhältnis der Unterordnung hat im Neuhochdeutschen ein immer größeres Gewicht erhalten, so daß dadurch vor allem die Benutzung der beigeordneten Eigenschaftswörter im Vergleich zu früheren Zeiten eingeschränkt erscheint. Die untergeordnete Umkleidung führt

dann weiter zu dem wichtigsten der heutigen Wortbildungsmittel, zur Zusammensetzung (§ 29 S. 86 folg.).

Der Ausländer wie der auf einen fehlerlosen Ausdruck achtende Deutsche hat dem Streben Rechnung zu tragen, welches im Neuhochdeutschen mehr als im Französischen und Englischen dahin geht, logisch wie grammatisch ganz klare Verbindungen zu schaffen. Uns ist eine Bildung wie café chantant oder thé dansant unmöglich, so daß folgende neueren (1884) Sätze Anstoß erregen: Nach unbeerbtem Hinscheiden. Unter dem präsentierten Gewehr und den entblößten Häuptern der Minister, Generale, Hofchargen, Geistlichkeit wurde der Sarg des Herzogs auf den Leichenwagen gehoben. Die Eigenschaftswörter und die als solche gebrauchten Partizipien geben bei uns nur einen Eigenschaftsbegriff des Hauptwortes an, das sie umkleiden. Der Zeitungsstil und die leichtfertige Ausdrucksweise vielschreibender Erzähler erlaubt sich freilich oft, besonders Eigenschaftswörter auf -lich oder -isch da zu brauchen, wo der bessere Stil entweder Zusammensetzungen oder Kasus von Hauptwörtern oder endlich Nebensätze verlangt: Sachkennerische Kreise für Kreise von Sachkennern oder der Sachkenner. Die Klarheit des Gedankens wird dabei vielfach gestört. So ist ein „religiöser Maler“ nur ein religiös-frommer, nicht ein Maler religiöser Bilder, und „väterlich, töchterlich, kaiserlich“ und ähnliche Wörter bedeuten stets zunächst: in der Art oder Eigenschaft der Väter, der Töchter, der Kaiser u. s. f., nicht aber ganz dasselbe wie: Des Vaters, der Tochter, des Kaisers. Bei dem inneren Verhältnis der Art und Eigenschaft also ist das Eigenschaftswort berechtigt, bei dem bloß äußeren der Zugehörigkeit ist dagegen der Hauptwortskasus am Platze: „Ein königliches Vergnügen“ kann vielen Unterthanen bereitet werden, aber von den „Schüsseln des Königs“ speisen nur wenige. Gäng und gäbe sind jedoch einige Verbindungen geworden, wie: Deutscher Unterricht, französische Stunden, wofür der Franzose richtiger sagt leçons d'allemand. Sodann ist in Titeln und vielgebrauchten knappen Ausdrücken das Eigenschaftswort öfter auch bei nur äußerer Zugehörigkeit zum Hauptbegriffe beliebt: Der Königliche Marstall, der Fürstliche Hof.

Ganz besondere Vorsicht ist bei den Umkleidungen von zusammengesetzten Hauptwörtern nötig, da sie überhaupt nur dann möglich sind, wenn sie das Grundwort, nicht wenn sie das Bestimmungswort umkleiden. Darum ist der „lederne Handschuhmacher“, der „geriebene Ölfarbenhändler“ nur im bildlichen Sinne von „ledern“ und „gerieben“ möglich. Darum sind im allgemeinen alle Verbindungen der Art zu vermeiden wie: Das weibliche Schulwesen, die reitende Artilleriekaserne, der verheiratete Offiziersbursche (in Berlin = B. eines verheirateten Offiziers), auch untergeordnete Umkleidungen wie: Reisebeschreibung durch Frankreich, Aufnahmebeitrag in den Künstlerverein, Vorbereitungsstunden auf die Konfirmation. Trotz ähnlicher Fehler in der Art der Umkleidung ist heute allgemein gebräuchlich z. B.: Englisches Wörterbuch, lateinische

Sprachlehre, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, römische Altertumskunde, schwarzer Adlerorden, bittre Mandelseife, goldener Hochzeitstag, Abgangszeugnis aus Sekunda, Einladungsschrift zum Jahresfest.

Stärker ist endlich noch der Fehler bei Beziehung eines ganzen Nebensatzes auf eine beigeordnete Umkleidung oder ein Bestimmungswort innerhalb der Zusammensetzung. So heißt z. B. die Überschrift eines Grimmschen Märchens: „Die Sage vom entweichenden Hausgeist, sobald ihm Lohn geboten wird," und ein Zeitungssatz spricht von „Redaktionsbelästigungen, welche besseres zu thun hat als unnütze Anfragen zu beantworten."

§ 45. bb) Die Nennformen der Aussagewörter bieten für den Sprachgebrauch aus zwei Gründen besondere Schwierigkeiten, einmal weil unsere Sprache deren so wenige besitzt und sodann weil sie von den ihnen nahestehenden Nennwortarten, den Haupt- und Eigenschaftswörtern, sich doch noch merklich unterscheiden. Der Infinitiv ist in der ersten Hinsicht nicht so sehr häufigem Mißbrauche ausgesetzt. Daß die aktiven Gegenwartsformen desselben auch oft ohne Anstoß für das Passiv verwendet werden, ist schon im § 36, 2, S. 138 angedeutet. Ein bekanntes Beispiel dafür lautet: Ich habe das Lied singen hören, was man eben so gut sagt wie: Ich habe sie singen hören, obgleich nur der letzte Satz den Infinitiv in aktivischer Bedeutung giebt. Besonders nach den Eigenschaftswörtern gut, wert, lieb, schwer, leicht u. a. wird er, mit „zu" verbunden, ebenso gebraucht: Es ist wert zu wissen, schwer zu fassen. Bei denjenigen Aussagewörtern, welche den Infinitiv ohne „zu" verlangen (den Präteritopräsentien [§ 36, 2, S. 148], ferner: helfen, heißen, lehren, lernen, machen, haben, nennen, endlich: sehen, hören, fühlen, finden, bleiben, gehen, fahren, reiten) treten dadurch Zweideutigkeiten ein, daß bei manchen solchen Infinitiven auch Akkusative von Personen sich einstellen, von denen dann nicht selten unklar bleibt, ob sie handelnd oder leidend aufzufassen sind. „Ich höre ihn schlagen" kann ebenso bedeuten: Ich höre, wie er schlägt oder geschlagen wird, ebenso: Er ließ ihn verteidigen. Erst die Hinzufügung eines „von" mit folgendem persönlichen Nennwort löst jeden Zweifel, daß ein passivischer Sinn in den Infinitiv zu legen ist.

Unmöglich ist es einen aktiven Infinitiv in passivischem Sinne zu brauchen nach einem Zeitworte, welches gar keine persönliche Beziehung in dem gegebenen Falle haben kann: „Ich wünsche zu lesen" kann nur soviel heißen wie „selbst zu lesen", dagegen „Ich befehle zu lesen" kann allgemein bedeuten: „Daß gelesen wird", unbestimmt von wem, weil das Befehlen eine zweite Person, der befohlen wird, allemal voraussetzt, was beim Wünschen nicht nötig ist. Nur in wenigen Fällen wird selbst bei dem aktiven Infinitiv solcher Aussagewörter eine Personenangabe ohne jeden Schaden in betreff der Klarheit des Gedankens weggelassen: Ich wünsche wohl gespeist (geruht) zu haben, bitte zu überlegen,

rate zu bleiben, wo eine angeredete Person dem Sprechenden deutlich vor der Seele oder vor den Augen steht.

Von einem Hauptworte desselben Stammes unterscheidet sich der substantivische Infinitiv stets durch seine schwerfälligere Form und durch seine Bedeutung, die mehr abstrakt ist und im besondern das allmähliche Werden und Entstehen der betreffenden Handlung oder des Zustandes andeutet. Ein „Rufen" ist etwas ganz anderes als ein „Ruf". Nur wo von demselben Stamme abstrakte Hauptwörter ganz fehlen, ist der Infinitiv für ihre Bedeutung mit einzutreten berechtigt, z. B. das Weinen oder das Niesen. Das Essen kann z. B. ebenso die Speisen, welche gegessen werden, als die Handlung des Essens bedeuten. Dagegen klingen Hauptwortinfinitive wie: Das Einbrechen, das Empfinden steif für: Einbruch und Empfindung, da diese Hauptwörter von demselben Zeitwortstamme gebildet sind und eine rein abstrakte Handlung anzugeben vermögen. Die Benutzung des substantivischen Infinitivs ist also meist nur ein Notbehelf, wenn keine andere Hauptwortbildung von demselben Zeitwortstamme vorliegt. Noch weniger empfehlenswert ist es natürlich, solche substantivische Infinitive mehrfach zu umkleiden: Das pagodenartige in langer Reihe Sitzen auf dem Kurplatz. Auch die Verbindung derartiger Wörter in einem einzigen Worte, wie: Imamtbleiben, Spätinsbettgehen ist ein unglücklicher Ausweg.

Unmöglich ist es ferner, heute von einem solchen Infinitive ein Akkusativobjekt abhängen zu lassen, während noch Luther sagte: Vollbringen das Gute finde ich nicht, wofür wir, das Geschlechtswort hinzufügend, sagen müßten: Das Vollbringen des Guten, oder: Gutes zu vollbringen. Selten nur kommt es endlich vor, daß ein reflexives oder zurückzielendes Aussagewort sein Fürwort neben dem Hauptwortinfinitive behält, darum sagen wir: Das Betragen, Befinden, Verhalten. Meist liegt auch da ein reines Hauptwort näher, so für: Sichfreuen: Freude, für Sichverabschieden: Abschied u. s. f.

Das umkleidete Partizip bietet weit mehr Schwierigkeiten. Einmal haftet auch ihm eine gewisse Steifheit und Schwerfälligkeit an, besonders dem Partizip der Gegenwart, so daß eine Häufung oder öftere Wiederholung sowohl des gebeugten als des ungebeugten ungeschickt erscheint. Sodann ist seine Stellung, falls es ungebeugt in den Satz aufgenommen worden ist, sorgfältig zu beachten. Sie darf keinen Zweifel aufkommen lassen über die Beziehung. Dem Dichter sind darin größere Freiheiten erlaubt, in Prosa aber kann durch eine verkehrte Stellung des ungebeugten umkleidenden Partizips geradezu eine komische, jedenfalls eine andere Wirkung erzielt werden als beabsichtigt. Festzuhalten ist, daß ein solches Wort, wenn seine Beziehung nicht deutlich zu Tage tritt, zunächst auf den Satzgegenstand, also den Subjektsnominativ, bezüglich aufgefaßt werden muß, daß die anderen Kasus also besondere Vorsicht erheischen. Ein bekanntes Beispiel aus Goethes Wahrheit und Dichtung lautet: Ich verließ sie weinend. Trotz der Stellung nach „sie" bleibt

es uns freigestellt, die weinende Person in Goethe oder Friederike zu sehen, wenn der Zusammenhang nicht auf die letztere wiese. Ebenso grammatisch unklar klingt die ungemein gebräuchliche kaufmännische Redensart: Beifolgend (oder inliegend) übersende ich. Dagegen ist es kleinlich, die bekannten Schillerschen Verse deshalb zu tadeln: Und bald, obgleich entstellt von Wunden, Erkennt der Gastfreund in Korinth Die Züge, die ihm teuer sind, oder: Noch zuckend mit des Panthers Zähnen zerreißen sie des Feindes Herz, obgleich der strenge Sprachlehrer „entstellt" mit „Gastfreund" und „zuckend" mit „sie" verbinden möchte. Selbst der dichterischen Rede wird es aber nur selten verziehen werden können, wenn sie ein solches ungebeugtes Partizip ohne jeden Halt, ohne jedes Beziehungswort anführt. Der Zeitungs- und Geschäftsstil leistet heute darin Unbegreifliches, auch die neuere Erzählungslitteratur strotzt von Beispielen dieser Fahrlässigkeit: Vor der Thüre angekommen, öffnete sich diese geräuschlos. Mit der Vernehmung des Angeklagten beschäftigt, schlug dieser letztere den Sergeanten zu Boden.

Da also das deutsche ungebeugte Partizip nun einmal nicht durch irgendwelche Endung das Nennwort, das es umkleiden soll, andeutet, ist jede Unklarheit an ihm doppelt empfindlich. Auch die Beschränkung unserer Sprache auf zwei (oder drei) Partizipialformen ist dafür ein Grund. Wie der Infinitiv des Aktivs kann auch das erste Partizip nicht selten, jedoch nur in gebräuchlichen Verbindungen, passivisch gebraucht werden: Der betreffende Gegenstand, eine sitzende Lebensweise, schwindelnde Höhen, stillschweigende Bedingung. Dichterische Kunst macht durch diesen Gebrauch Lebloses persönlich: Mit wanderndem Stab, vom weitschauenden Giebel. Doch nur selten erregt diese Benutzung des ersten Partizips in passivischem Sinne in der Prosa keinen Anstoß.

Viel häufiger aber kommt der umgekehrte Fehler vor, die Benutzung des zweiten Partizips, wenn es von einem transitiven Aussageworte gebildet, also passivisch ist, in aktivischem Sinne: Das mich betroffene (oder befallene) Unglück.

Das einzige Beispiel der Art, welches Bürgerrecht gewonnen hat, ist wohl: Stattgefunden oder stattgehabt für: etwas, was stattgehabt hat. Es ist verzeihlich, weil das Objekt „statt" hier wenigstens nicht mehr recht als solches gefühlt wird und so das Wort wie ein intransitives erscheint. Diese intransitiven Aussagewörter, welche mit dem Hilfszeitwort „haben" im Perfektum sich verbinden, dulden freilich im allgemeinen gar keine Benutzung des zweiten Partizips als einer Umkleidung. Nur wenn sie reine Eigenschaftswortbedeutung angenommen haben, wie: erfahren, gereist, verdient, verschwiegen, geschworen, erlaubt sich der gute Ausdruck diese Freiheit. Deutlich sieht man das Sprachgesetz bei „gelegen sein" und „gelegen haben", da das erstere unbedenklich sein Partizip zur Umkleidung verwenden kann, das letztere nicht: Die um die Alster gelegenen Gebäude, aber nicht: Das in Hamburg gelegene Regiment.

Ein anderer Fehler, der recht häufig vorkommt, ist die Verbindung des zweiten Partizips eines reflexiven Wortes mit dem Fürwort: Das sich erkältete Kind, die sich eingestellte Erfindung. Dagegen sind es nur wenige intransitive Zeitwörter, deren zweite Partizipien wunderbarerweise sogar in passivischem Sinne zu umkleiden vermögen. Sehr gebräuchlich und kaum mehr zu entfernen ist: gefolgt von, seltener schon: geschmeichelt; hie und da finden sich auch: gehorcht, geholfen, widersprochen, beschert, alles grammatisch unmögliche persönliche Passive.

Zu der Mischung des Aussagewortgeschlechtes, des Aktivs und Passivs, bei den zwei Partizipialformen kommt nun noch die der Zeiten. Hier zeigt sich wieder einmal die eigentümliche Thatsache, daß das Deutsche ursprünglich nur zwei Zeiten, die Vergangenheit und die Gegenwart, kennt und in der letzteren auch die Zukunft mit ausspricht. Das zweite Partizip gilt im allgemeinen für die ganze Zeit vor dem Augenblicke, in welchen die Aussage fällt, das erste für die gleichzeitigen und die zukünftigen Ereignisse: Die vor vielen tausend Jahren in Europa eingewanderten Germanen sitzen heute im Norden und in der Mitte, aber: Die einwandernden Deutschen wurden mißgünstig aufgenommen. So kann, je nach dem Zeitverhältnisse der Redeform des Aussagewortes zu dem Partizip, es heißen: Die gestern, heute, morgen eingerückten oder einrückenden Soldaten. Diese im ganzen einfache Regel wird man festhalten müssen, trotzdem die Verwendung des ersten Partizips für kurz vorhergehende, ja für vor längerer Zeit sich abspielende Ereignisse, besonders in recht lebhafter Rede, sehr oft vorkommt: Die Flinte von der Wand reißend, schoß er ihn nieder. Genauere Zeitangaben, welche den Wechsel der Zeit recht augenfällig machen, verderben die Sache nur noch mehr: Der Kaiser, vorher die Truppen musternd, besuchte dann das Grab seines Vaters.

Noch unleidiger erscheint aber eigentümlicherweise der Gebrauch des umkleidenden ersten Partizips für die Zukunft, wenn es ungebeugt ist. Unser Sprachgefühl verlangt dann eine Beiordnung der Aussagewörter in der Redeform. Der Satz: „Er kam nach Hause, sich am Ofen wärmend und den Besuch erwartend“ klingt ungeschickt für: Er kam, wärmte sich und erwartete, oder noch besser: Nach Hause gekommen wärmte er sich u. s. f. Dagegen kann also kaum an der geschichtlich berechtigten Benutzung des umkleidenden ersten Partizips für die Zukunft, zumal wenn eine Zeitangabe sich damit verbindet, gerüttelt werden: Das nächstens erscheinende Buch ist bald fertig, die in späteren Jahrtausenden sich abspielenden Naturereignisse bereiten sich schon heute vor. Ein nicht selten vorkommender Fehler verbindet mit dem ersten Partizip das Verhältniswort „zu“, um das zukünftige Ereignis anzugeben. Man benutzt thatsächlich also das dritte Partizip, das doch stets passivisch ist, dann für ein aktivisches Partizip der Zukunft: Das nächstens zu erscheinende Buch.

Das zweite Partizip, welches seiner Form nach dem Eigenschafts-

worte überhaupt näher steht als der erste, erlangt nun schon fast ganz die Bedeutung einer Eigenschaft, wenn es für das fehlende passivische Partizip der Gegenwart eintritt, z. B. in „geehrt“. Hier stellt der Begriff des betreffenden Zeitwortes im Passiv einen bis in die Gegenwart reichenden Zustand dar: Ein geliebter Fürst, ein hochgeschätzter Beamter werden noch heute geliebt und geschätzt. Der nächste Schritt der Annäherung an das Eigenschaftswort liegt darin, daß die Bedeutung solcher ursprünglich transitiven Wörter nicht nur in die Gegenwart reicht, sondern auch aktivisch ist: Erfahren, verdient, verschlafen, verschwiegen oder von reflexiven Wörtern: Verirrt, erkältet, betrunken, besonnen, bedacht, bestrebt, bemüht. Man wird schon diese Partizipien zumeist als Eigenschaftswörter betrachten, noch mehr andere, deren Form nicht recht zu dem heutigen Aussageworte desselben Stammes stimmt, z. B. gescheit (zu scheiden), verlegen vom mhd. verligen = durch Liegen versäumen, während das nhd. Zeitwort verlegen mit dem Partizip verlegt nichts damit zu thun hat. Haben aber solche ursprüngliche Partizipien eine bestimmte Eigenschaftsbedeutung erhalten, so beherrscht diese das Feld, und das Partizip kann umkleidend nur selten, wenn gar kein Zweifel möglich ist, in der eigentlichen Bedeutung auftreten. Solche sind: besessen, gefallen, verworfen, geprüft, gefaßt, verloren, entfernt, gebildet, getragen, eingezogen u. a., so daß z. B. eine geprüfte Lehrerin für gewöhnlich nicht eine vom Schicksal geprüfte, eine gefallene Größe nicht eine wirklich auf die Erde gefallene bedeuten kann. Von diesen ganz zu Eigenschaftswörtern gewordenen Partizipien allein kann man auch, sobald der Begriff es erlaubt, die Steigerungsgrade bilden, bei den anderen widerspricht dem die Eigenschaft der Nennform, z. B. bei: Die Geängstetsten und Ängstigendsten.

Von den Nennformen der Aussagewörter führen uns über zu den Fallformen der Nennwörter einige freiere deutsche Partizipialfügungen, die man wohl absolute Genetive oder Akkusative, auch wohl abgekürzte Sätze genannt hat, die sich jedoch alle als etwas freiere Umkleidungen darstellen. Anstatt: In zehn sechsspännigen Wagen folgten die Fürsten — kann es z. B. auch heißen: In zehn Wagen, jeder von sechs Pferden gezogen. Hier ist ein Einschub, den man auch wohl einen durch den eigentümlichen Gebrauch von „jeder“ gedeckten absoluten (beziehungslosen) Nominativ nennen könnte. Fällt „jeder“ weg, so erscheint „gezogen“ als nachgestellter, darum beugungsloser Dativ in einfacher Umkleidung, ebenso wie es Genetiv oder Akkusativ sein könnte, wenn das umkleidete Wort „Wagen“ in einem dieser Fälle stände.

In anderer Weise nachgestellt erscheint das beugungslose Partizip in Sätzen wie: Den Hut auf den Kopf gedrückt, den Rock bis zum Halse zugeknöpft, die Hände gebunden, die Augen von Thränen erfüllt, den Kopf in die Hand gestützt, die Fenster von Weinlaub umzogen, die Nüstern aufgeblasen, die Mähne fliegend. Durch dieses Partizip wird ein eigenartiger Akkusativ der Art und Weise gebildet, der sogar stehen kann,

wenn das Partizip aus irgend einem Grunde wegfällt. Doch wird natürlich dann die damit verbundene Verhältniswortfügung oft geändert, z. B.: Den Hut auf dem Kopfe, den Stab in der Hand, Thränen im Auge, den Kopf zwischen den Händen, die Ecken voll Spinnweben, die Fenster mit Blumen. Es ist zumeist das zweite, nur selten das erste Partizip, welches so eine dem lateinischen Ablativus und dem griechischen Genetivus absolutus ähnliche Verbindung eingeht. Auch das Englische und Französische kennt derartiges: Lui parti, la voiture disparue, elle tombait. The tables removed, the chairs arranged, the signal for a dance was given. Je nach den Sprachen ist der Kasus für diese Partizipialfügung verschieden. Im Deutschen wird, wie gesagt, ein Akkusativ der Art und Weise gebildet, der einen Zustand ausmalt, und dieser ist durchaus nicht so selten, wie man glaubt. Im Gesprächstone wie in der Poesie wird auf diese Weise kürzer und kräftiger, als durch einen Nebensatz möglich ist, eine Voraussetzung oder auch eine für die Hauptaussage nebensächliche Umkleidung eingeführt. So kurze Wendungen wie: Dies gesagt oder: Kaum gedacht, wird der Lust ein End' gemacht, oder: Das geschehen, dieses Geschäft berichtigt, finden sich in der Prosa allerdings nur selten, bei Dichtern, z. B. Kerner, aber häufiger. Doch nimmt auch die ungebundene Rede keinen Anstand, sowohl sinnlich wahrnehmbare Zustände wie die Sinnenwelt betreffende Handlungen, die ersteren allerdings häufiger, in dieser Fügung auszudrücken: Den Hahn gespannt, liegt er im Anschlage. Man denke auch an die ganz gewöhnlichen Redensarten: Gesetzt, angenommen, vorausgesetzt, ausgenommen, eingerechnet daß, ferner: bei Lichte besehen, und ähnliche. Sie geben sogar Beispiele dafür, daß solche Partizipien ohne Nennwort, auf das sie bezogen werden könnten, stehen, z. B. ebenso: Gesetzt, angenommen daß, wie: Gesetzt den Fall daß. Auch kann mit ihnen hie und da ein anderer Kasus als der Akkusativ verbunden werden, z. B.: Ausgenommen, abgerechnet er, verließen mich alle. Auf die Stellung kommt es dabei gar nicht an, es heißt ebenso: Er ausgenommen wie: Ausgenommen er, ihn ausgenommen oder ausgenommen ihn, aber „er“ wird noch mehr hervorgehoben als „ihn“, da „er“ deutlich als Subjekt, „ihn“ als Objekt erscheint. Liegt nicht der letztere Fall vor, so ist in der Partizipialfügung nichts als eine durch „ausgenommen“ und ähnliche Wörter genau beschränkte Apposition zu sehen: Sprechstunde an allen Tagen, ausgenommen am Sonntage (= nur nicht am S.).

Anderer Art als diese ist die Genetivumkleidung des Partizips: Geschwungenen Schwertes ritten sie herbei. Hier liegt nur ein einfacher Genetiv der Art und Weise vor, der durch das gebeugte Partizip genau wie durch ein Eigenschaftswort erweitert ist.

Endlich ist noch der Fälle zu gedenken, in denen das Partizip und der Infinitiv oder ein Hauptwort mit einem Aussagewortstamme in unserer Sprache unter einander verwechselt werden. Es handelt sich hier noch einmal um die unter aa behandelte Frage der richtigen Bei-

und Unterordnung. Als eine Nachahmung fremder Wortfügung, also als undeutsche Verbindung fühlen wir Zusammenstellungen wie: Nach den fortgeschafften Bildern anstatt: Nach dem Fortschaffen d. B., nach ausgelöschtem Lichte anstatt: Nach dem Auslöschen d. L. Unnütz und schwerfällig erscheint das Partizip bei Ausdrücken wie: Nach genommenem Abschiede, nach vollbrachtem Spaziergange u. s. f., widerspruchsvoll z. B. bei: Mit weggelassener Überschrift. Doch hat in einigen ähnlichen Verbindungen mit „nach" und „bei" das Partizip neben dem Infinitiv und Hauptworte sich eingebürgert: Bei einbrechender Nacht = Beim Einbruche d. N., Nach beendetem Kriege = Nach dem Ende des Krieges, auch in dem Sprichworte: Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen = Nach der Arbeit. Selbst ohne Verhältniswort wird diese Verbindung hie und da geduldet: Die mangelnde Unterstützung, besser: Der Mangel d. U., die ausbleibenden Freunde = das Ausbleiben d. Fr.

§ 46. cc) Die Nennwortfälle und die Verhältniswörter in der Umkleidung. Außer den schon besprochenen Umkleidungen beigeordneter Art durch Haupt-, Eigenschafts-, Zahl- und Fürwörter giebt es im besonderen bei den Haupt- und persönlichen Fürwörtern noch eine Reihe von Erscheinungen, welche sowohl in der Subjekts- als Prädikatsumkleidung hervortreten und am klarsten im Zusammenhange mit der Kasuslehre verstanden werden. Da sich zu ihrer näheren Bestimmung oft auch Verhältniswörter einfinden, so werden diese ebenfalls hier mit behandelt. An Hauptwörter, seien sie als Subjekte oder deren Umkleidung oder als Objekte benutzt, treten andere Hauptwörter entweder im Nominativ oder im Genetiv oder endlich in einem der drei abhängigen Kasus mit einem Verhältnisworte verbunden, an Eigenschafts- oder an Umstandswörter nur im Genetiv oder Dativ oder auch mit einem Verhältnisworte in irgend einem abhängigen Kasus. Aussagewörter werden durch sie erweitert als bestimmende oder ergänzende Objekte in einem abhängigen Kasus mit oder ohne Verhältniswort.

α) Seite 159 sind schon alle Zeitwörter aufgezählt, mit denen sich der Nominativ im zusammengesetzten Prädikate verbindet. Dieser Fall tritt nicht nur bei Aussagewörtern in aktivischer, sondern auch in passivischer Form ein, wenn, wie bei genannt, geheißen, gerufen werden u. a., ein prädikativer Zusatz den Aussagebegriff erst ausfüllt. Dem Subjekte schließt sich ferner ein Hauptwortnominativ als Umkleidung (hier auch Apposition genannt) an, entweder vorangehend oder folgend, im letzteren Falle (wie jede nachgestellte Umkleidung) durch Kommata eingeschlossen. Die schon §§ 42 und 43 behandelte Umkleidung mit „als" kann wie im Nominative so auch in jedem anderen Kasus stehen, sobald das zu umkleidende Wort in diesem auftritt: Man erinnerte sich seiner als des besten Kenners. Doch wird gerade der in dem Beispiele verwendete Genetiv in manchen Fällen als steif empfunden, und man zieht den Nominativ vor, z. B. Cäsars Ruf als Feldherr. Man bezieht dann bei Wörtern wie: Name, Titel, Ruhm, Ruf u. s. w. die Umkleidung mit

„als" lieber auf deren Kasus als auf den des eigentlich zu umkleidenden Genetivs, und wenn an des letzteren Stelle ein besitzanzeigendes Fürwort tritt, so wird der Zusatz mit „als" überhaupt gern in den Nominativ gestellt: Seinen Ruhm als Entdecker Amerikas, dafür auch: Als des Entdeckers von Amerika. Auch in der Prädikatsumkleidung zeigt sich ein Bestreben, bei ähnlichen Ausdrücken durch Benutzung des Nominativs den betreffenden Begriff gewissermaßen als in direkter Rede genannt, als wörtlich angeführt erscheinen zu lassen. So findet man an Stelle des doppelten Akkusativs nach: sich zeigen, erweisen, beweisen, bezeichnen, ankündigen, darstellen, empfehlen u. s. w. nach „als" oder „wie" auch den Nominativ: Er beweist sich als wahrer Freund, empfiehlt sich als ergebener Diener. Eigentümlicherweise weichen aber die Verbindungen nach „sein lassen" und „werden lassen" von dem allgemeinen Gebrauche nicht selten ab, der in § 42 bei dem zusammengesetzten Prädikate besprochen ist. Man hört heute ebenso oft: Laß mich deinen Freund werden wie: Laß mich dein Freund werden. Der Nominativ ist grammatisch richtiger, der Akkusativ nur durch die Einwirkung des „mich" gedeckt.

β) Im Genetive erscheint die untergeordnete Umkleidung durch ein Hauptwort am häufigsten. Die alten Kunstausdrücke des subjektiven und objektiven Genetivs gehören zu den am meisten gebrauchten der Sprachlehre. Es wird dadurch dem zu umkleidenden Begriffe dessen Urheber oder Grund, sein Besitzer oder das Ganze, zu dem es gehört, eine Eigenschaft oder auch ein Ziel der Thätigkeit, wenn eine solche in dem Hauptbegriffe liegt, hinzugefügt. Nicht selten giebt nur der Zusammenhang den genaueren Sinn solcher Verbindungen an, da z. B. Der Ruf des Mädchens ebenso gut den von einem Mädchen ausgehenden als den über ein Mädchen verbreiteten Ruf bedeuten kann. Zumeist hilft vor Zweideutigkeiten der Art der Ausweg, den die Sprache in der Benutzung von Verhältniswörtern, bei subjektiven, noch mehr aber bei objektiven Genetiven, bietet. Denn der objektive Genetiv ist im großen und ganzen nur bei Hauptwörtern möglich, welche von transitiven Zeitwörtern abgeleitet sind. Also kann z. B. die Lehre des Meisters nur die von dem Meister ausgehende, nicht die ihm gewordene Lehre bedeuten, da das Aussagewort lehren ursprünglich nicht transitiv war und noch heute passivisch nicht gut persönlich gebraucht werden kann. Bei Zusammensetzungen, z. B. in Kinderlehre, fällt die Schwierigkeit weg. Es sind jedoch einige objektive Genetive, die von intransitiven Stämmen abhängen, gebräuchlich geworden, wo der Gedanke eine Mißdeutung ausschließt: Der Dienst des Höchsten, die Abhilfe der Wassersnot, schwerfälliger schon: Entziehung der Militärpflicht. Die beliebtesten Verhältniswortverbindungen, welche an die Stelle des Genetivs treten, sind die mit „von" und „unter" und dem Dative für den Genetiv des Urhebers und den des Ganzen, ferner mit „vor" und dem Dative oder „gegen" und dem Akkusative für den Genetiv des Zieles: Weltgeschichte von

Ranke, Der tapferste unter den Helden, Furcht vor den Feinden, Haß gegen die Reichen. Man kann jedoch durchaus nicht, wie manche meinen, jeden Genetiv durch einen Dativ mit „von" ersetzen, vielmehr geht dies überhaupt nur bei dem Genetive des Urhebers und bei manchen Objektsgenetiven an, und zwar fast nur aus Gründen der Deutlichkeit. Man verbindet deshalb mit „von", anstatt den Genetiv zu brauchen: Länder- und Völkernamen, die nicht gebeugt werden, Zahlwörter, welche unter demselben Mangel leiden oder ohne Geschlechtswort stehen, Hauptwörter in der Mehrzahl oder in der Einzahl, die ganz unbestimmt gehalten werden sollen und deshalb ebenfalls artikellos stehen, also lauter in ihren Endungen nicht deutlich als Genetive erkennbare Wörter, endlich Hauptwörter, besonders Personennamen, welche den Urheber eines vorhergenannten Werkes im Gegensatz zum Besitzer angeben sollen. Wird durch Aufeinanderfolge mehrerer Genetive ein Satz schwerfällig, so ist der Ersatz eines desselben durch den Dativ mit „von" eins der am wenigsten glücklichen Auskunftsmittel, z. B. in dem Satze: Das Verführerische von dem (für: des) Genusse(s) der Frucht des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen. Weit besser ist da z. B. ein Infinitiv mit „zu" oder ein Relativnebensatz. Dagegen entsprechen dem guten Gebrauche Ausdrücke wie: Die Akropolis von Athen, die Pferde von vier Schwadronen, das Geläute von Glocken, eine Art von Bilderschrift, Luise von Voß. Die drei mittleren Beispiele würden durch die Benutzung des Genetivs mit dem Geschlechtsworte einen anderen Sinn erhalten, da das Geschlechtswort denselben genauer bestimmen würde.

Schon in diesen untergeordneten Genetiven der Hauptwortumkleidung ist die ursprüngliche Bedeutung des Genetivs überhaupt zu erkennen. Man sieht sie darin, daß er den Ausgang von einem Orte, dann von einer Sache oder Person, den Anfangspunkt einer Thätigkeit oder Bewegung angeben soll.

Es giebt nun auch noch heute G e n e t i v e d e s O r t e s u n d d e r Z e i t, jedoch seltener: Ebener Erde wohnen. Das ist des Landes nicht der Brauch. Tages Arbeit, abends Gäste. Doch haben der Akkusativ, ebenso gewisse Verhältniswortverbindungen, z. B. in, an und zu mit dem Dative, bei den allgemeinen Orts- und Zeitbestimmungen immer mehr das Feld erobert. So heißt es neben einander in demselben Sinne: Sonntags, Sonntag, am Sonntag, zum Sonntag besuche ich euch. G e n e t i v e d e r A r t u n d W e i s e o d e r d e r E i g e n s c h a f t sind dagegen öfter als bestimmende Objekte, ja sogar in zusammengesetzten Prädikaten zu finden: Wir gingen fröhlichen Mutes weiter, ich bin anderen Sinnes, er ist des Todes, guter Dinge, bester Laune u. a. Bist du des Teufels? Selig sind, die reines Herzens sind. Der letztere Fall zeigt deutlich die Freiheit unserer Sprache in der Aussageform, indem ein Genetiv der Eigenschaft auch an dieser Stelle für ein Eigenschaftswort (fröhlich, gutgelaunt) einzutreten vermag.

Denn nicht die Wortklasse, sondern der Begriff eines Wortes be-

stimmt den Kasus eines zweiten, umkleidenden Wortes. So folgt der Genetiv auch auf die Eigenschaftswörter der Fülle, des Mangels, des Vermögens, der Kunde, indem er den Stoff, die Quelle oder Ursache angiebt: Des Leibes bist du ledig, des Lebens müde, aller Völker kundig. Auch hier dringt aber der Akkusativ erobernd vor. So werden z. B. die Wörter los, müde, satt, gewahr und gewohnt außer mit dem Genetive heute gern mit diesem Kasus verbunden: Er ist das Arbeiten gewohnt. Bei anderen können für den Genetiv andere Kasus mit Verhältniswörtern eintreten: los, frei, leer, ledig, voll von, froh über, fähig zu.

Umstandswörter derselben Begriffe verfahren ganz ebenso: Genug, viel, wenig u. s. w. verlangten früher in der Regel den Genetiv, heute folgt oft der Dativ mit „von". Für: Genug des Weines heißt es fast häufiger: Genug von dem Weine, am gebräuchlichsten aber ist: Genug Wein. Doch gilt der Genetiv immer noch für edler: Zu viel der Güte, des Guten, der Thränen u. a.

Nach den Aussagewörtern nimmt der Genetiv die Form einer nur berührten Zielergänzung an. „Während der Akkusativ die vollste, entschiedenste Bewältigung eines Gegenstandes durch den Aussagebegriff zeigt, liegt im Genetiv eine geringere Bewältigung, die thätige Kraft wird dabei gleichsam nur versucht und angehoben, nicht erschöpft" (J. Grimm).

So folgt er auf die Begriffe des Harrens, Lachens, Bemächtigens und Bedienens, Erhaltens und Erinnerns, Erbarmens und Freuens, des Rühmens und Schämens, aber auch des Anklagens, Freisprechens, Belehrens und Würdigens (doch nur einer Sache), endlich des Pflegens, Hütens, Bedürfens, Begehrens, Erwähnens u. a. Die letztgenannten geben ganz besonders deutlich den Unterschied des Genetiv- und Akkusativobjekts zu erkennen, da sie beider sich bedienen können und beim Genetive in der Regel nur die Berührung oder „geringere Bewältigung" des Zieles andeuten: Es schenkte der Böhme des perlenden Weins. Denk unsrer tiefsten Lieder. Ähnlich: Hungers sterben, der Überzeugung leben.

Die Umgangssprache entwöhnt sich freilich mehr und mehr, diesen Genetiv, der den Teil von einem Ganzen angiebt, zu verwenden, sondern setzt dafür mit Vorliebe den Dativ mit „von" (besonders nach Zeitwörtern mit der Vorsilbe „ent": entblößen, entwöhnen von), oder den Akkusativ mit „über" (sich freuen, erbarmen, schämen, lachen über), oder mit „an" (mahnen, erinnern an), oder mit „auf" (sich freuen = freudig warten, sich besinnen, achten, harren auf) oder wenigstens den durch „wegen" verstärkten Genetiv (anklagen, sich schämen, sich rühmen wegen). Am festesten erhält sich der Genetiv der Sache neben einem Akkusative der Person nach den Begriffen des Beraubens, Überführens, Würdigens, Zeihens, sodann nach den rückbezüglichen persönlichen Aussagewörtern: Sich annehmen, bedienen, bemächtigen, entschlagen, versehen (= erwarten)

und nach den unpersönlichen: Es erbarmt, jammert und reut mich. Natürlich sind im Vorstehenden nur die gewöhnlichsten Wörter aufgezählt.

Denselben Rückgang zeigt nun auch die Verwendung des Genetivs mit Verhältniswörtern. Kein einziges der älteren Wörter dieser Art verbindet sich heute noch mit ihm. Auf die Frage: woher? antwortet im streng räumlichen Sinne der Genetiv nur noch mit den näheren Bezeichnungen: Oberhalb, unterhalb, innerhalb, außerhalb, diesseit und jenseit. Örtlich sind außerdem noch: Unweit, unfern, entlang und längs. Die Ursache, den Grund oder einen ähnlichen Begriff giebt der Genetiv mit: Mittels, kraft, laut, vermöge, halben, wegen, ob, zufolge, das Gegenteil bei: Ungeachtet, statt und trotz, die Gleichzeitigkeit nach: Während, und diesem letzteren nahe verwandt sind: Binnen und innerhalb, wenn sie zeitliche Bedeutung haben.

Einige dieser Verhältniswörter aber beeinflussen den sie ursprünglich beherrschenden Kasus in der Weise, daß sie, wenn ihm voran- oder nachgestellt, eine Verschiedenheit desselben verlangen; darüber siehe § 38 am Schlusse. Andere schließen sich ebenso anderen Fällen an. Den Genetiv bevorzugt vor dem Dative: Trotz, während, umgekehrt den Dativ: Binnen, zunächst, dank, den Akkusativ aber das nachgestellte „entlang“. „Außer“ hat neben dem regelmäßigen Dative nur in wenigen Verbindungen den Genetiv oder Akkusativ: Außer Landes gehen, außer allen Zweifel stellen.

Im Gotischen tritt der Genetiv als der Fall, welcher das Streben nach Trennung oder Vereinigung, die Beziehung von Ursache und Wirkung andeutet, sehr viel häufiger auf als heute. So wird er objektiv angewandt, wo wir sagen z. B.: Das Wort von Gott, Der Eifer für Gott, Taufe zur Buße, Gewalt über die Geister. Auch nach Zahl- und unbestimmten Fürwörtern findet er sich öfter. Nach den Aussagewörtern des Trennens, des Mangelns und der gegenteiligen Begriffe herrscht er durchaus vor. So steht er z. B., wo wir sagen: Heilen von Krankheiten, füllen mit Essig. Wenn es bei uns noch heißen kann: Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn, kann der Gote sogar sagen: Des Herrn heilig sein, zwölfer Jahre alt sein oder: Es waren ihnen nicht der Kinder, er schickte ihn des Landgutes (für: Auf das Landgut). Im Althochdeutschen stand dann auch der Instrumentalis für z. B. vom Frost umfangen, von Durst und Hunger bezwungen. Noch das Mittelhochdeutsche aber liebt Verbindungen wie: wunders vil, grœȥer êren vil, er sol des swern (das beschwören), eines ackers lang, und wie die Zeitwörter des Glaubens, Schwörens, Fragens, Tröstens u. s. f. hatten auch die Eigenschaftswörter arm, frei, traurig, groß, hoch, breit u. a. einen umkleidenden Genetiv. Wenn Luther sagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, so müssen wir das gewöhnlich ausdrücken: Was dem Kaiser gehört. Noch vor 100 Jahren hieß es auch: Allerhand erläuternder Urkunden.

γ) Der Dativ hat im Deutschen, verglichen mit anderen indogermanischen Sprachen, zwar eine vielseitigere Verwendung, da ihm die

meisten der Obliegenheiten des Ablativs und Lokativs zugefallen sind. Aber auch er hat, wie der Genetiv, im Laufe der Zeit immer mehr wieder eingebüßt oder Verhältniswörter zu Hilfe rufen müssen.

Als Umkleidung von Hauptwörtern erscheint er nur in der Volkssprache mit nachfolgendem Besitzfürwort an Stelle eines Genetivs des Besitzers: Meinem Vater sein Sohn, wofür man übrigens auch: Meinen Vater sein Sohn hört. Aber dieser im Munde des Volkes außerordentlich gewöhnliche Gebrauch des Dativs, der auch im Niederdeutschen den Genetiv des Besitzers völlig verdrängt hat, wird in der Schriftsprache vermieden. Die Grundbedeutung unseres Dativs glaubt man darin zu sehen, daß er den Ort, wo, und die Zeit, wann etwas geschehen ist, angiebt. Daraus wäre dann hervorgegangen seine weitere Verwendung als Kasus der Person oder Sache, in deren Bereich (oder für die) eine Thätigkeit geschieht oder ein Zustand vorhanden ist. So giebt er bei Eigenschafts- und Umstandswörtern den Gegenstand an, für welchen der betreffende Begriff wichtig, von Vorteil oder Nachteil u. s. w. ist, steht also nach den Begriffen der Ähnlichkeit und Gleichheit, der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit, des Nutzens und Schadens. Eigenschaftswörter mit der Vorsilbe un oder den Nachsilben bar und lich verlangen meist eine Ergänzung durch einen Dativ: Das ist mir unbegreiflich, er ist mir dankbar, freundlich. Mit Umstandswörtern wird ein persönlicher Dativ nach: Sein, werden, thun, geschehen u. a. ebenfalls gern verbunden: Ihm ist wohl, nun wird mir wieder wohl, es thut mir leid. Verwandt ist der Gebrauch von „machen", nach dem ursprünglich ebenfalls ein Umstandswort steht, in Sätzen wie: Er macht mir bange, heiß. Daneben ist heute auch der Akkusativ zu finden, so daß das zweite Wort als Eigenschaftswort erscheint: Er macht mich bange.

Bei Aussagewörtern giebt er das sogenannte entfernte Objekt an, sei es neben einem näheren, sei es ohne ein solches. Bei unpersönlichen Wörtern im besonderen führt er die beteiligte Person als logisches Subjekt ein, und überhaupt an alle Zeitwörter kann durch ihn eine als innerlich teilnehmend gedachte Person, für welche die Aussage von Wert ist, angefügt werden: Daß du mir das nicht wieder thust! Da nun der Dativ (und der Akkusativ) ehemals vorwiegend örtliche Bedeutung hatten, so wurden ihnen später örtliche Umstandswörter hinzugefügt, um die Einzelbedeutung genauer zu bestimmen, und diese wurden entweder zu Verhältniswörtern oder sie verschmolzen als Vorsilben mit den Aussagewörtern. So erklärt sich der Dativ nach transitiven Zeitwörtern, die mit: Ab, an, auf, aus, bei, dar, ein, mit, nach, vor, zu, auch mit ge, ent und emp, er und ver zusammengesetzt sind, also: Jemandem etwas abnehmen, vergeben u. a., ebenso nach intransitiven Zeitwörtern, welche mit den meisten der obengenannten oder mit: Entgegen, unter, wider oder mit miß verbunden sind, also: Jemandem entfliehen, mißtrauen. Die Vorsilbe be, welche aus „bei" entstanden ist, macht ein intransitives Wort öfter zu einem transitiven, so daß der Dativ nach dem einfachen, der

Akkusativ nach dem zusammengesetzten Worte erscheint: Jemandem dienen, jemanden bedienen. Früher schon transitive Zeitwörter ändern dagegen nach der Zusammensetzung mit „be" das entfernte in das nähere Objekt um: Jemandem etwas schenken, jemanden beschenken mit etwas. Eine Ausnahme von dieser im großen und ganzen dem Ausländer recht wertvollen Regel bilden: Benehmen, beschreiben, beweisen, bezeigen, die dieselben Objekte wie die einfachen Wörter verlangen. „Befehlen" und „berichten" haben, den sinnverwandten „gebieten" und „melden" entsprechend, den Dativ der Person und Akkusativ der Sache, endlich „bezahlen" kann ebenso, aber auch mit dem Akkusativ der Person und einem Verhältniswort mit abhängigem Kasus verbunden werden: Ich bezahle dir den Preis oder dich für die Mühe.

Außerdem aber giebt es eine größere Anzahl von Aussagewörtern, nach denen der heutige Gebrauch den Dativ oder Akkusativ entweder ganz ohne Unterschied oder mit einem feststehenden Bedeutungswechsel verwendet, endlich andere, bei denen nur mundartlich oder geradezu fälschlich der eine Kasus an Stelle des anderen auftritt. Der letzte Fall findet sich bei „begegnen", das mit dem Dativ und dem Hilfszeitwort sein, nicht mit dem Akkusativ und „haben" zu brauchen ist. Falsch ist also: Sie hat ihn begegnet. „Anmaßen" hat nur in altertümlicher Sprache den Akkusativ der Person: Du maßt dich zu viel an. Nicht zu empfehlen ist auch der Dativ für den Akkusativ nach „unterstehen", also nicht: Unterstehe dir das nicht, während nach „sich unterziehen" heute ein Dativ, nicht ein Genetiv der Sache vorherrscht, also: Unterziehe Dich dem Gebote. Bei: Sich anmaßen und sich getrauen überwiegt heute der Dativ der Person: Du getraust Dir u. s. f.

Ein begrifflicher Unterschied tritt zu Tage bei: Rufen, gelten, nachahmen, helfen. Einen rufen heißt: ihn herbeirufen, der Dativ giebt diese Absicht nicht an. Bei „gelten" wird ein persönlicher Gegenstand in den Dativ, ein sächlicher in den Akkusativ gesetzt: Das galt ihm, es galt sein Leben. „Nachahmen" bedeutet mit dem Dativ: Einem als Vorbild nachfolgen, mit dem Akkusativ: Nachbilden. „Helfen" verlangt jetzt im allgemeinen den Dativ; die frühere Sitte, den Akkusativ zu benutzen, wenn es in schwächerem Sinne (nur gleich: Stützen) erscheint, lebt in den Mundarten mehr als in der Schriftsprache fort: Was hilft's mich?

Von anderen Schwankungen seien noch folgende erwähnt: „Kleiden" = bekleiden hat stets den Akkusativ, = gut stehen auch den Dativ: Die Joppe kleidet (steht) ihm nicht. „Liebkosen" benutzt neben dem vorherrschenden Akkusativ auch den Dativ. Weniger richtig, aber oft zu hören ist der letztere bei „dünken", also besser: Ihn dünkte als: Ihm. Auch bei „überwiegen" ist der Akkusativ besser. Von den mit „an" zusammengesetzten Aussagewörtern steht der Dativ richtiger bei „anliegen", auch wenn es „bitten" bedeutet, der Akkusativ bei „angehen". Der letztere wird heute bei „ankommen", wenn es = befallen ist, und bei „anwandeln" mit ähnlichem Sinne von dem Dative vielfach unterschieds-

los abgelöst, während „anfechten“, das mit „haben“ verbunden wird, nur den Akkusativ benutzt. Ein recht verbreiteter Fehler ist es, „begegnen“ als transitives Zeitwort mit dem Hilfszeitwort „haben“ und dem Akkusativ zu verbinden, während der Dativ und „sein“ allein am Platze sind. Bei „bedeuten“ steht der Dativ in der Regel, wenn es = „zu verstehen geben“ ist, dagegen der Akkusativ bei der Bedeutung „anweisen“. „Versichern“ hat neben einander zwei gleich gute Fügungen, entweder den Dativ der Person und den Akkusativ der Sache oder den Akkusativ der Person und den Genetiv der Sache, die erstere wohl mehr, wenn eine Sache für eine Person sichergestellt wird, die zweite, wenn der umgekehrte Fall eintritt: Er versicherte ihr seine Liebe oder sie seiner Liebe. Folgt die Sache in einem Inhaltssatze mit „daß“, so ist heute der Dativ der Person gleich gebräuchlich wie der Akkusativ: Er versicherte ihr (oder sie), daß er sie liebe, ebenso in der gewöhnlichen Redensart: Das versichere ich Sie. „Lehren“ ist am richtigsten in der Bedeutung „unterrichten“ wie in der anderen „anhalten zu etwas“ mit zwei Akkusativen zu verbinden, passivisch aber nur in der letzteren Bedeutung persönlich: Mir wird Englisch gelehrt, aber: Ich wurde zeitig gelehrt mäßig zu sein. Endlich kann man nach „kosten“ und den unpersönlichen: Es ekelt, graut, graust mich (oder mir) jeden von beiden Kasus gleich gut verwenden, dagegen sagt die Schriftsprache nicht: Es freut mir, es wurmt mir.

Von den Verhältniswörtern, welche von dem Dative zur Unterstützung herbeigezogen werden, haben örtliche Bedeutung: Aus, außer, bei, binnen, entgegen, gegenüber, mit, nach, nächst, zunächst, nebst, von, zu, zeitliche ebenfalls: Aus, bei, binnen, mit, nach, von, zu, außerdem noch: Seit. Enger begrenzt ist der Sinn von: Gemäß = angemessen, übereinstimmend mit, und samt = mit Einschluß von. Das Zusammensein, die Übereinstimmung oder die Gemeinschaft wird aber auch in weiterem, nicht bloß örtlichem Sinne angedeutet durch: Bei, zu, nach, mit, das Gegenteil, also die Trennung, die Entfernung, die Abneigung durch Von, entgegen, zuwider. Das Mittel oder Werkzeug giebt der Dativ neben: Mit oder auch seltener „bei“, den Beweg- und Beweisgrund, auch den Ursprung mit: Aus und von, dagegen den Zweck, die Richtung, selbst die Wirkung und Folge einer Thätigkeit mit: Zu und nach. Die früher gewöhnliche Verbindung von „bei“ mit dem Akkusativ ist jetzt nur noch mundartlich zu finden, ebensowenig ist „zunächst“ und „binnen“ mit dem Genetiv zu empfehlen. Nur in altertümelnder Rede erscheint „ob“ für „über“ oder auch „wegen“ mit dem Dativ, während „ober“ für „oberhalb“ oder „über“ und „inner“ für „innerhalb“ nur mundartlich zu finden sind. Bei „gegenüber“ ist die Trennung in: gegen- über mit dazwischengestelltem Dativ ebenso zu vermeiden wie die französische Verbindung „gegenüber von“. Weitverbreitet ist der falsche Gebrauch von „bei“ und „nach“ an Stelle von „zu“, wenn eine Bewegung zu einer Person hin angegeben werden soll. Es ist also ebenso

verkehrt zu sagen: Komm bei mich wie: Komm nach den Eltern; in beiden Sätzen ist nur „zu“ am Platze. Nur wenn eine Person geholt, erreicht oder getroffen werden soll, ist „nach“ richtig: Lauf nach dem Arzte. Eine Zeitangabe nach „seit“ bedeutet stets nur den genauen Zeitpunkt, von dem an eine länger währende (auch wohl bis jetzt dauernde) Handlung oder ein Zustand begonnen hat. Während endlich „durch“ mit dem Akkusativ im allgemeinsten Sinne das Mittel angiebt, führt der Dativ mit „mit“ das Werkzeug und die Art einer Thätigkeit, der Genetiv mit „mittelst“ nur das äußerliche Hilfsmittel an.

Auch der Dativ konnte früher in vielen Fällen allein verwendet werden, wo heute Verhältniswörter mit verschiedenen Kasus eintreten. Im Gotischen konnte er die Art und Weise, das Werkzeug, die Anteilnahme in viel weniger beschränktem Sinne als im Hochdeutschen angeben. So steht er, wo wir sagen: Mit lauter Stimme, durch meine Hand und nach vielen Zeitwörtern, die jetzt den Akkusativ fordern: Bewachen, verzehren, verlieren, umarmen, küssen, verachten. Im Althochdeutschen diente er noch zur Bezeichnung des Ortes, woran, der Zeit, wann, der Art, wie, und des Werkzeugs, womit etwas geschah. Er bezeichnete ferner die Vergleichung nach Komparativen, beim Passiv die thätige Person, auch die Zusammengehörigkeit und Begleitung, wo wir jetzt überall noch Hilfswörter wie: Als, von, mit zu Rate ziehen.

δ) Der Akkusativ giebt ursprünglich örtlich das Ziel eines Vorganges an. Aber wie dem Dativ ist auch ihm die Fähigkeit verloren gegangen, örtliche Beziehungen der Art ohne Hilfswörter anzudeuten. Heute wird er benutzt, um eine Ausdehnung im Raume und in der Zeit, ferner eine Zeit, ein Maß, Gewicht oder einen Wert, endlich das nähere Objekt anzugeben. Er antwortet also in den drei ersten Fällen auf die Fragen: Wie weit und wie lange, wann und wie viel? An Eigenschafts-, Umstands- und Aussagewörter wird er in diesen Bedeutungen als Umkleidung angefügt: Einen Meter lang, eine Stunde weit, eine Mark wert, einen Monat arbeiten. Die häufigste Verwendung findet er aber, indem er den an sich unvollständigen Sinn eines transitiven Zeitwortes ergänzt, sei es daß dazu ein einfaches oder außer diesem noch ein zweites, das sogenannte prädikative Objekt tritt: Wir nennen uns Deutsche, er schlug ihn tot. Die enge Verbindung dieses Akkusativobjekts mit seinem Aussageworte verrät sich besonders deutlich, wenn, wie nicht selten, für den Begriff dieser zwei Wörter auch ein einziges eingesetzt werden kann: Durst haben = dürsten. Ähnlich, aber nicht ganz gleichartig, sind Verbindungen wie: Schlittschuhfahren, Schritt reiten, für die man auch eine breitere Ausdrucksweise mit Verhältniswörtern: Auf Schlittschuhen fahren, im Schritt reiten gebrauchen kann. Inneres Objekt nennt man ein solches Hauptwort, das denselben Begriff wie das Aussagewort enthält und doch diesem beigefügt wird: Einen tiefen Schlaf schlafen. Hier wird in der weiteren Umkleidung „tief“ die Art und Weise des Schlafes angegeben, ähnlich wie etwa in dem Satze: Eines schnellen Todes sterben nur der Begriff „schnell“ zu dem des Sterbens tritt.

Von den Zeitwörtern, welche ein Akkusativobjekt fast immer verlangen, sind die wichtigsten alle, welche ein Thun, Haben, Tragen, Geben, Nehmen, Verlieren u. a. ausdrücken. Dazu sind äußere Kennzeichen, welche dem Ausländer einen Fingerzeig geben können, die Vorsilben be, er, ver und ent, deren Verbindung mit einem Aussagewort dieses in der Regel transitiv macht. Von denen mit „be" sind nur (außer dem unter γ besprochenen „begegnen") auszunehmen die unpersönlichen: Es beliebt, behagt, bekommt mir und die persönlich, aber ziellos gebrauchten: Beharren, beruhen, bestehen. Ebenso von denen mit „er" und „ver" alle, welche den Eintritt eines Zustandes andeuten: Erbleichen, vergehen, und von denen mit „ent" alle die, welche nicht den Begriff des einfachen Zeitwortes aufheben oder verneinen, also: Entfliegen, entströmen einer Sache, dagegen: Entwickeln eine Sache. Bei: Entbehren (mit dem Akkusativ) ist die Bedeutung des Stammwortes nicht festzustellen. Ähnlich verdient bemerkt zu werden, daß die mit: Durch, hinter, über, um, voll und wieder untrennbar zusammengesetzten Zeitwörter ein Akkusativobjekt verlangen, auch daß die mit „an" trennbar zusammengesetzten meist transitiv werden, während bei anderen trennbaren der Begriff des einfachen Wortes maßgebend bleibt.

Eine Erklärung verlangt ferner die zunächst auffällige Erscheinung, daß der Deutsche nach vielen transitiven Zeitwörtern die Person ebenso in den Akkusativ wie in den Dativ setzen kann: Er schlug mir (mich) auf die Hand. Sobald nämlich außer einem persönlichen Gegenstande auch der Teil desselben, auf den die Thätigkeit des Zeitwortes zunächst sich richtet, angegeben wird, kann dies in drei verschiedenen Arten ausgedrückt werden: 1. Der Teil steht im Akkusativ und die Person entweder in der Form des Besitzfürwortes oder im Dative des persönlichen Fürwortes: Er traf meine Hand oder: Er traf mir die Hand. 2. Der Teil steht in einem mit einem Verhältnisworte verbundenen Kasus und die Person im Akkusativ: Er traf mich an der Hand. 3. Der Teil ist ebenso ausgedrückt, die Person aber steht im Dativ: Er schlug mir ins Auge.

Die beiden letzten Fälle sind nun bei einer Reihe Zeitwörtern neben einander möglich, welche die Person ebensowohl als unmittelbar leidendes Objekt als auch als entfernteres, an der Handlung beteiligtes anzugeben vermögen. Im letzteren erscheint der Teil als das eigentliche leidende Ziel der Thätigkeit. So ist es in dem zuletzt angeführten Beispiel, dies kann aber ohne Änderung des Sinnes auch heißen: Er schlug mich ins Auge. Bei Dingen, von welchen keine persönliche Teilnahme erwartet werden kann, ist die Fügung mit dem Dative nicht möglich: Er schlug den Nagel in die Wand, aber: Er schlug mir in die Seite. Anderseits können die Personen in gewissen Redensarten so zurücktreten, daß sie nie als Hauptobjekt, trotz des transitiven Zeitwortes, erscheinen: Jemandem ins Gesicht, auf die Finger sehen, ins Gesicht blasen, in die Seele schneiden, an die Ehre greifen. Diese Wortfügungen ähneln dann ganz solchen nach intransitiven Aussagewörtern: Einem ins Gesicht lachen,

während ein Dativ wie in dem Satze: Er trat mir vor die Augen, vor die Seele, natürlich ganz anders zu erklären ist, da hier kein persönliches Ziel des Tretens in Frage kommt.

Von den rückbezüglichen Zeitwörtern, deren zugehöriges Fürwort im Akkusativ steht, müssen „sich erinnern“ und „entsinnen“ deshalb erwähnt werden, weil sie nur mundartlich, nämlich in Nordwestdeutschland, häufig auch ohne Fürwort und mit dem Akkusativ der Sache benutzt werden, also: Ich erinnere das — für: Ich erinnere mich dessen oder an das. In diesem Sinne ist „erinnern“ in der guten Ausdrucksweise stets rückbezüglich, während es sonst, ebenso wie: Fürchten, ärgern und viele andere rückbezügliche Zeitwörter, natürlich ebensogut mit einem anderen Objekte ohne Rückbeziehung verbunden werden kann. Eine ähnliche und doch wieder andere Verbindung findet sich mundartlich bei dem entgegengesetzten Begriffe, dem des Vergessens. Dieses Zeitwort wird in der Schriftsprache nur mit dem Akkusative, in manchen Gegenden, z. B. in Schlesien und Österreich, aber mit „auf“, in anderen wieder mit „an“ verbunden.

Die Verhältniswörter endlich, welche dem Akkusativ zur Seite treten, sind: Durch, für, gegen, ohne, sonder, um, wider, auch bis. Von ihnen haben: Durch, um und gegen örtliche und zeitliche Bedeutung, die letztere ist bei den zwei zuletzt genannten durchaus unbestimmt. „Durch“ giebt sodann ebenso das Mittel wie die wirkende Ursache oder den Urheber an, „um“ aber hat aus seiner örtlich sehr kräftigen, sinnlichen Bedeutung noch mehrere abgeleitete entwickelt, indem es den Gegenstand eines Verlustes, Wechsels, Empfindens und Begehrens, endlich auch die Ursache und den Zweck einführen kann. „Gegen“ und „wider“ bezeichnen neben der örtlichen auch die geistige Richtung auf einen Gegenstand, das letztere nur im feindlichen oder widerstrebenden Sinne, das erstere auch im freundlichen, und dazu tritt bei „gegen“ noch die Bedeutung der Vergleichung und des Wechsels oder Tausches. „Ohne“ bezeichnet den Mangel, auch wohl die Ausnahme, das ihm „sinnverwandte „sonder“ wird bis auf wenige Redensarten (sondergleichen) nur von der dichterischen Rede verwendet. Endlich ist heute „für“ streng von „vor“ zu scheiden, da es nie örtliche Bedeutung hat, sondern neben solchen Gegenständen steht, welchen etwas zum Vorteil oder Gebrauche dienen, etwas angemessen oder bestimmt, zugewendet oder gewidmet werden, oder an deren Stelle, als deren Ersatz etwas anderes eintreten soll.

Am deutlichsten erhellt die Thatsache, daß die Verhältniswörter an und für sich nicht die Kasus regieren, aus dem Umstande, daß es nicht weniger als neun, darunter sehr alte, giebt, die ebenso mit dem Dativ wie dem Akkusativ verbunden werden. Ihr Gebrauch macht dem Ausländer die größten Schwierigkeiten, weil dazu ein ganz genaues Verständnis des jedesmaligen Aussagebegriffes nötig ist. Denn dieser giebt an, ob ein Verweilen, eine Ruhe, ein Beharren (im Dative) oder eine Richtung, eine Bewegung, ein Ziel (im Akkusative) folgen soll.

Diese Wörter: An, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor und zwischen werden aber in sehr verschiedenartigem Sinne verwendet. Nur: Hinter, neben und zwischen bleiben im ganzen örtlich oder zeitlich, „neben“ giebt bisweilen auch in weiterem Sinne einen Zusatz, „zwischen“ allgemeinere gegenseitige Beziehungen zweier Gegenstände an. Bei allen muß außer dem allgemeinen Satze, daß sie auf die Frage, wo? neben dem Dative, auf die Frage, wohin? neben dem Akkusative stehen, gemerkt werden, daß ihnen auf die Frage, wann? der Dativ und auf die Frage, wie lange? bis wann? der Akkusativ folgt. Nur „über“ steht auf die Frage, wann? neben dem Akkusative: Übers Jahr, wenn i wiederkomm'. Zu dem örtlichen und zeitlichen kommt endlich bei: An, auf, in, über unter und vor das Verhältnis der Art und Weise und das des Grundes hinzu, und in diesen stehen, auf die Fragen, wie oder warum? „auf“ und „über“ fast immer neben dem Akkusative, aber: an, in, unter und vor meist neben dem Dative. Auch hier giebt es eine allgemeinere Ausnahme, da die Aussagewörter des Teilens und Verwandelns auf die Frage, wie? den Akkusativ mit „in“ verlangen: Circe verwandelte sie in Schweine. Im einzelnen schließt sich „an“ gern an die Begriffe des Empfindens, Erkennens und Urteilens an, um den Anlaß oder den Grund dieser seelischen Vorgänge im Dative anzudeuten, „auf“ dagegen, um deren Richtung, auch wohl deren zu erwartendes Ziel im Akkusative wiederzugeben, ferner „über“, um das längere Verweilen, die längere und kräftigere Teilnahme an einer geistigen Thätigkeit im Akkusative auszudrücken. „Vor“ endlich hat einen Gegenstand, den man vermeidet oder abwehrt, fürchtet oder scheut, außerdem den Grund oder die wirkende Ursache eines Vorganges, eines unwillkürlichen Thuns oder Leidens (aber nicht einer zielbewußten Thätigkeit), im Dative zu begleiten. Man sagt also: Die Feinde schossen (aus oder) vor blasser Furcht zu viel, aber nur: Sie schossen aus (nicht vor) blindem Hasse auf die Verwundeten. Außer diesen wenigen Bemerkungen muß aber der Ausländer wie bei anderen Sprachen, so auch bei der deutschen die nach gewissen Aussagewörtern allein in einem bestimmten Sinne zu gebrauchenden Verhältniswörter sich einprägen, der Kasus macht dagegen, wenn der Begriff der Aussage klar erfaßt ist, nicht so viele Schwierigkeiten. Gar nicht selten liegt es ganz in der Hand des Redenden, ein Richtungsverhältnis anzugeben oder nicht: Es klopft an die oder an der Thür, ich setze mich auf dem Stuhle oder auf den Stuhl nieder (dagegen nur: Ich setze mich auf den Stuhl). In nicht sinnlicher Bedeutung brauchen Wörter wie: Bauen auf, sich halten an stets den Akkusativ: Auf den Freund bauen, sich an sein Wort halten.

Manche Zeitwörter wurden früher noch transitiv, also ohne Verhältniswort, mit dem Akkusativ verbunden, z. B. klagen, flehen, weinen, auch wurde das sogenannte innere Objekt ehemals öfter verwendet als heute: Einen Kampf kämpfen; endlich folgte der doppelte Akkusativ auch nach Aussagewörtern, wie: Verschweigen, weisen, hehlen.

dd) Die Redeformen der Zeitwörter verlangen sowohl wegen § 47.

der Zeiten als wegen der Aussageweisen auch in der Satzlehre eine Erläuterung. In betreff der Zeiten ist es eine eigentümliche Thatsache, daß das der Form nach dem indogermanischen Perfektum entsprechende Präteritum heute nicht mehr die Abgeschlossenheit einer Handlung bezeichnet, sondern diese Fähigkeit dem mit „haben“ oder „sein“ zusammengesetzten neuen Perfektum überlassen hat. Mundartlich aber geht in Süddeutschland die Beschränkung des alten Präteritums so weit, daß da nach und nach, etwa seit dem Ende des Mittelalters, der Indikativ ganz verloren gegangen ist. Nur einen Konjunktiv des Präteritums kennen also die heutigen süddeutschen Mundarten. Seit derselben Zeit etwa ist auch das historische Präsens aufgekommen, welches heute ein durchaus beliebtes rhetorisches Mittel ist, um ein vergangenes Ereignis so lebendig vor die Augen zu zaubern, als ob es sich gegenwärtig abspiele. Nur darf damit nicht zu verschwenderisch, sondern mit Bedacht umgegangen werden. Fehlerhaft ist seine Benutzung mitten unter Formen der Vergangenheit, wenn darin nur ein Nebenumstand eingeführt wird, fehlerhaft auch ein prüfungsloses Abwechseln zwischen beiden Formen. Selbst an Stelle des Futurs oder des Imperativs können die Gegenwartformen treten, wenn ein Befehl im Geiste schon als unweigerlich ausgeführt angenommen wird: Du gehst voraus — für: Geh oder du sollst oder wirst vorausgehen.

Mehr Schwierigkeiten macht aber, auch in der Schriftsprache, das Auseinanderhalten des Präteritums und des Perfektums. Die oberdeutschen Mundarten greifen verwirrend ein. Im allgemeinen gilt das Gesetz: Das Präteritum giebt einen Vorgang in seiner Verbindung mit anderen vergangenen Vorgängen an, ist also die Form, in der gewöhnlich die einzelnen Glieder einer Erzählung erscheinen. Das Perfektum stellt ein vergangenes Ereignis als selbständige Einzelheit dar und legt namentlich demselben häufig eine in der Gegenwart fortdauernde Wirkung bei. Je deutlicher also die Bedeutung des früheren Vorganges auch für die Gegenwart hervorgehoben werden soll, um so nötiger wird das Perfekt. Das liegt natürlich oft ganz in dem Belieben des Erzählers oder des Redenden. So kann ich z. B. mit demselben Rechte fragen: Warst du in der Kirche? als: Bist du in der Kirche gewesen? Dagegen wird es richtiger heißen: Gingst du in die Kirche, als ich dich grüßte? Der Grund des Präteritums liegt da in der Verbindung mit einem anderen Vorgange und in der Gleichzeitigkeit beider. Das Plusquamperfektum endlich kann nur ein Ereignis andeuten, welches einer andern schon besprochenen oder wenigstens deutlich vor den Gedanken stehenden vergangenen Thatsache vorangeht. Darum ist es die passendste Zeit nach dem Zeitbindewort „nachdem“, sobald dieses im richtigen Sinne verwendet wird, nicht in dem von Österreich her in unsere Zeitungs- und Beamtensprache eingedrungenen Gebrauch für „da“ oder „indem“. Nur wenn der Hauptsatz im Futur oder im Präsens steht, kann das Perfekt bei „nachdem“ stehen, das Präteritum in gutem Deutsch überhaupt nie:

Nachdem er mich gesehen hat, wird er abreisen. Nachdem er mich gesehen hatte, reiste er ab. Falsch ist z. B.: Nachdem (für: da) der Schnee schmolz, begannen die Feldarbeiten.

Von den Aussageweisen bietet der sogenannte Konjunktiv (besser wäre: Optativ) ganz gewaltige Schwierigkeiten für den Ausländer. Im allgemeinen geben ihnen die Lehrbücher zu viele Fälle an, wo er stehen müsse, während er doch unbestritten im Neuhochdeutschen immer mehr im Rückgange ist und nur noch für den Konjunktiv des Präteritums und des Futurs (den sogenannten Konditionalis) eine gewisse Vorliebe herrscht. Aufklärung verschafft in vielen zweifelhaften Fällen folgende Regel: Sätze mit Konjunktiven der Gegenwart enthalten eine Forderung, solche mit Präteritalkonjunktiven geben meist eine nicht-wirkliche Thatsache an, endlich solche mit gemischten Zeiten und Aussageweisen bezeichnen die Aussage als eine Vorstellung. Es giebt also, wie daraus erhellt, bei uns nicht wie im Lateinischen eine streng gesetzmäßige Folge der Zeiten und Aussageweisen. Wir haben auch keine Bindewörter, wie andere Sprachen, nach denen der Konjunktiv eintreten muß. Vielmehr bestimmt neben dem Gedankeninhalt auch die größere oder geringere Lebhaftigkeit und Selbständigkeit des Denkens bei den verschiedenen Personen den verschiedenen Gebrauch. Zaghafte, vorsichtige und höfliche Leute verwenden den Konjunktiv sehr oft, wo bestimmt und entschieden auftretende gar nicht daran denken. In der folgenden Erläuterung werden alle gemeingültigen Fälle, sowohl in einfachen als zusammengesetzten Sätzen, berührt werden.

Allgemein verlangt wird der Konjunktiv der Gegenwart: 1. an Stelle der 1. und 3. Person des Imperativs, im besonderen wenn eine mildere Form, die der Aufforderung u. dergl., an Stelle des Befehls treten soll: Setzen wir uns. Es freue sich, wer da atmet im Licht; 2. bei Voraussetzungen, deren Annahme verlangt wird: Die Seite AB sei gleich BC; 3. in unbestimmten einräumenden Nebensätzen, in denen eine Möglichkeit gesetzt wird: Wo du auch seist, fürchte Gott und sonst niemand. Der Hauptsatz bleibt bei dieser letzten Art von der Unsicherheit des Nebensatzinhaltes unberührt.

Der Konjunktiv der Präteritalformen dagegen steht 1. in Wunsch-, Bedingungs- und einräumenden Sätzen, und zwar in den ersten, wenn man sicher ist, daß der Wunsch nicht erfüllt ist: Wäre er doch da! Ihnen schließen sich solche Ausrufesätze an, welche eine wirkliche Thatsache gewissermaßen ganz von der Empfindung des Redenden getragen erscheinen lassen: Damit wären wir fertig! Den hätten wir glücklich gefangen! Bedingungssätze haben diese Form, wenn der Hauptsatz auch im Konjunktive steht und die Voraussetzung wenig Wahrscheinlichkeit oder keine Wirklichkeit hat: Wenn es jetzt Sommer wäre, könnte er gesund werden. Endlich muß bei solchen einräumenden Sätzen im Konjunktive des Hauptsatzes eine Thatsache stehen, welche Gültigkeit behielte, auch wenn die nicht wirkliche Vorstellung des Nebensatzes sich verwirk-

lichte: Wenn du auch Zeugen brächtest, ich würde dir nicht glauben. Der Konjunktiv des Hauptsatzes bleibt aber bei solchen Bedingungs- und einräumenden Sätzen sogar dann, wenn der Gedanke des Nebensatzes auch nicht genau in dieser Form sich vorfindet, ja wenn er nur in Gedanken ergänzt wird: Dir würde niemand helfen. Das wäre mir unmöglich. 2. Ferner erscheint der Konjunktiv des Präteritums gern in Hauptsätzen neben „fast" und „beinahe", wenn eine Möglichkeit sich nicht verwirklicht hat, und überhaupt wenn einem Gedanken eine unbestimmte Haltung gegeben werden soll: Fast hätte ich mich verlaufen. Ich möchte das nicht. 3. Derselbe Fall tritt auch oft ein bei: Können, müssen, sollen, wenn der in diesen Wörtern liegende Begriff nicht zur Wahrheit geworden ist: Du solltest jetzt fertig sein, auch bei manchen unpersönlichen Ausdrücken mit Haupt- oder Eigenschaftswörtern, wenn ihrer Aussage keine Thatsache zu Grunde liegt: Es wäre Pflicht gewesen zu helfen. Mir wäre es heute besser zu Hause zu bleiben. 4. Endlich verlangen Nebensätze, die mit „als ob" beginnen, denselben Konjunktiv für eine nicht wirkliche Thatsache: Er liebt mich, als ob ich sein Bruder wäre. In anderen Nebensätzen, die einen verneinenden Begriff im Hauptsatze näher bestimmen sollen oder die mit „ohne daß", „als daß" nach einem Eigenschaftsworte mit „zu", endlich mit „als" nach einem Komparative beginnen, kann er, muß aber nicht eintreten: Ich habe niemanden, auf den ich mich mehr verließe. Er arbeitet, ohne daß er fertig würde. Er ist zu hastig, als daß er Erfolg hätte. Sie liest mehr, als zu wünschen wäre.

Endlich mischen sich und wechseln oft scheinbar ohne Grund die Formen der verschiedenen Zeiten und Aussageweisen in den Inhaltsnebensätzen mit oder ohne „daß". Hier wird einerseits der Konjunktiv der Gegenwart gern durch den der Vergangenheit ersetzt, weil er mit dem Indikativ gleichlautet, und anderseits pflegen lebhafter sprechende Leute in der abhängigen Rede die Formen der unabhängigen beizubehalten, weil die Aussage dadurch an Kraft gewinnt. Doch sind folgende Punkte zu beachten: Wo die unabhängige Rede den Konjunktiv des Präteritums haben würde, muß ihn auch die abhängige behalten: Ich glaubte, wenn ich um 8 Uhr käme, wäre es zeitig genug. Sodann steht an Stelle des Indikativs der unabhängigen Rede der Konjunktiv der Gegenwart in der abhängigen Rede, gleichviel ob eine Gegenwart- oder eine Präteritalform im Hauptsatze steht. Beim lautlichen Zusammenfallen der Indikativ- und Konjunktivformen aber benutzt man den Konjunktiv des Präteritums: Ich glaubte, ich sei wieder hergestellt und hätte Erlaubnis aufzustehen. Endlich werden Imperative in der abhängigen Rede durch die Konjunktive von „mögen" oder „sollen" ersetzt und die Entscheidungsfragen mit „ob" eingeführt: Sie fragte, ob der Arzt da sei, und bat, er möchte eintreten. Im übrigen ist es für die Klarheit des Ausdrucks von größtem Wert, aber keineswegs allgemeine Sitte, daß sich jemand in der abhängigen Rede gewöhnt, mit dem Konjunktiv den Begriff der fremden oder der nicht in eine Handlung umgesetzten

Worte zu verbinden, mit dem Indikative dagegen den der größeren oder geringeren eigenen inneren Beteiligung an der Aussage oder auch der Verwirklichung der darin enthaltenen Gedanken. Es ist ein durchaus bequemes Mittel zu unterscheiden: Ich wünschte, daß er zu mir käme und kam, — nämlich in der Weise, daß in dem zweiten Falle die Thatsache des Kommens bestimmt angegeben, im ersten aber nicht entschieden wird.

Die Wortfolgelehre soll an dieser Stelle, ebenso wie es schon § 48.
in den §§ 46 und 47 geschehen ist, den einfachen und den zusammengesetzten Satz zusammen behandeln. Man unterscheidet zunächst die natürliche und die veränderte oder versetzte Wortstellung (Inversion) und sodann diejenige der Aussage- und Ausruf-, der Frage- und der Heischesätze.

Die natürliche Wortfolge der beiden wesentlichen Satzteile ist im einfachen Aussagesatze zu erkennen: Den ersten Platz nimmt das Subjekt mit seinen Umkleidungen ein, den zweiten die Aussage mit den ihrigen. Je nach der Betonung kann aber das Subjekt mit jeder Umkleidung der Aussage seinen Platz wechseln: Morgen muß ich fort von hier. So tritt das Subjekt hinter das Zeitwort oder zwischen die Glieder der Aussage. In einem nackten Satze ist dies nur möglich, wenn das geschlechtslose Fürwort „es“ denselben anhebt: Es steht ein Baum (im Odenwald). In betreff der Umkleidungen des Subjekts und aller Hauptwörter gilt weiter ein anderes Gesetz als in betreff derjenigen der Aussage. Die ersteren stehen fast immer dem zu umkleidenden Worte voran, die letzteren nach, außer in dem Falle, daß die Aussageumkleidung die allererste Stelle erhält. Von den Subjektsumkleidungen können nur die abhängigen Kasus, sodann die sogenannten Appositionen und beugungslosen Partizipien und Eigenschaftswörter dicht hinter das Subjekt treten: Die Völker Europas. Wilhelm, Kaiser von Deutschland. Ein Edelknecht, sanft und keck. Die zusammengesetzte Aussage wird behandelt, als sei das zweite Glied derselben eine Umkleidung, und zwar steht dieses regelmäßig am Ende des Satzes, wenn es nicht, wie jede Aussageumkleidung, auch einmal an die Spitze gestellt wird. So strebt unsere Sprache darnach, jeden Aussagesatz als ein in sich geschlossenes Ganze erscheinen zu lassen, und giebt den wesentlichen Satzteilen gern den Platz am Anfang und Ende: Die Welt ist so weit. Wir wollen die Pforte verschließen. Wir haben schon längst einen Sänger gehofft. Er fasset das Händchen so kräftiglich an. Demnach wird diese Stellung eintreten, wenn ein Hilfszeitwort mit einem sogenannten Prädikativ die Aussage bildet oder wenn es bei den zusammengesetzten Zeiten oder in Verbindung mit den Zeitwörtern: Lassen, dürfen u. s. f. verwendet wird, welche einen Infinitiv vor sich stehen haben, oder wenn von trennbar zusammengesetzten Aussagewörtern die einfachen Formen der Gegenwart und der Vergangenheit in dem Satze auftreten. Bei doppelten Akkusativobjekten muß das unmittelbare Zielwort stets voranstehen, da eine andere Stellung, besonders wenn Eigenschaftswörter den zweiten Akkusativ bilden, die-

selben als Umstandswörter erscheinen lassen kann. Darum unterscheide man: Er fand seinen Freund glücklich und: Er fand glücklich seinen Freund.

Die Forderung der Deutlichkeit ist es ferner auch, welche die Freiheit beschränkt, Aussageumkleidungen voranzustellen. Im besonderen darf ein näheres Objekt nur dann dem Subjekte vorausgehen, wenn es in seiner Form diese seine Eigenschaft deutlich verrät oder wenn der Sinn gar keine Mißdeutung zuläßt. Darum ist z. B. der Satz zu tadeln: Sie haßt die Schwester, wenn „die Schwester" Subjekt sein soll, — weil in der Schrift das Hilfsmittel der lebendigen Rede, welches aufklären könnte, die stärkere Betonung, wegfällt.

Die regelmäßige Stellung in einem umkleideten Aussagesatze ist also: Subjekt, einfaches Prädikat, entferntes und näheres Objekt. Umstandswörter stehen vor den zu umkleidenden Eigenschaftswörtern, die bestimmenden Objekte gewöhnlich vor dem näheren Objekt und zwar zuerst die der Zeit, dann die des Ortes und zuletzt die der Art und Weise: Er erhielt heute in der Schule plötzlich einen Brief. Die Ortsbezeichnung wird aber auch an die allerletzte Stelle gerückt. Die Umkleidungen eines Infinitivobjektes gehen diesem fast immer voraus: Er wollte ihn während der Stunde lesen. Verneinungen endlich stehen dem zu verneinenden Worte möglichst nahe voran. Man unterscheidet: Ich gab nicht ihm den Brief, ich gab ihm nicht den Brief, ich gab ihm den Brief nicht. Im ersten Falle erhielt ihn eine andere Persönlichkeit, im zweiten Satze kann die Andeutung liegen, daß ich ihm etwas anderes gab, der dritte verneint nur die Aussage überhaupt in kräftiger Weise. Ein ganzer Satz wird also durch „nicht" verneint, indem dieses in besonders enge Beziehung zum Aussageworte tritt, entweder durch seinen Platz an der Stelle des sogenannten Prädikatives oder, falls ein solches vorhanden ist, vor diesem oder endlich mit etwas abgeschwächtem Sinne, indem es vor das entfernte Objekt tritt. Der nackte Satz hat die Verneinung hinter der einfachen und zwischen der zusammengesetzten Aussage: Er liest nicht, er hat nicht gelesen. Wie die Verneinung werden aber auch die Umstandswörter des Maßes und des Grades dem zu umkleidenden Worte möglichst nahe vorangestellt: Auch du, mein Sohn. Besonders das ärgert mich. Die Nachstellung solcher Wörter ist jedoch bei deutlicher, kräftiger Betonung des zu umkleidenden Wortes nicht ungewöhnlich, bei „genug" ist sie allein möglich. Ebenso gut dicht voran- wie nachgestellt finden sich bei Eigenschaftswörtern die Umkleidungen mit Verhältniswörtern und abhängigen Kasus, seltener stehen voran die mit „wie" eingeführten Vergleiche, stets die Akkusative des Maßes: Frei von Sorgen, im Spiele glücklich, grün wie Gras, einen Meter breit.

Die Dichtersprache gestattet sich von diesen Regeln freilich oft genug Abweichungen: Der Vater im Hain ist gangen die Wölfe zu schießen. Geschichtlich berechtigt aber ist z. B. die Voranstellung des abhängigen Kasus vor Nennwörtern, die im Genetiv und Dativ vor dem Eigen-

schaftswort noch heute vorherrscht, beim Genetiv vor dem Hauptworte wenigstens noch recht gebräuchlich ist, nur daß im letzteren Falle das zu umkleidende Hauptwort kein Geschlechtswort haben darf: Seiner Pflicht eingedenk, des Kaisers Mann.

Für die Ordnung mehrerer Umkleidungen eines einzigen Satzteiles kann oft auch die Regel die Richtschnur bilden, daß die wichtigste zuletzt steht, die unbedeutendste zuerst. Natürlich bleiben aber Geschlechts- und adjektivische Fürwörter immer an allererster Stelle, ebenda oder dicht hinter ihnen stehen sodann die Zahlwörter: Die drei im Walde eingeschlafenen Jäger.

Ähnlich stehen die persönlichen Fürwörter als Objekte gern vor allen anderen Aussageumkleidungen; „es“ geht, wenn nicht ein besonderer Ton auf einem anderen Worte liegt, allen voran: Ich traue es ihm nicht zu, dagegen: Du sagst mir dasselbe.

Die veränderte Wortfolge tritt außer in den schon behandelten Fällen (z. B. wenn ein Satz mit „es“ oder mit irgend einer vorzugsweise betonten Aussageumkleidung beginnt) auch im einfachen Aussagesatze regelmäßig ein, wenn die aus Umstandswörtern hervorgegangenen Bindewörter: Dennoch, gleichwohl, vielmehr, folglich, daher, deshalb, mithin, deswegen, darum, zudem, außerdem, zuerst, dann, ferner, darauf, endlich, erstens u. s. w., teils—teils, so, desto, um so, ebenso, wohl und ähnliche den Satz eröffnen. Nicht zu billigen ist die im heutigen Zeitungsdeutsch häufige Verwendung von „ebenfalls“ in derselben Weise (= also), da dieses Wort nie gut am Satzanfange erscheint. Schlecht ist also: Ebenfalls tritt Schiller als Gewährsmann ein, für: Schiller tritt ebenfalls u. s. w. Außer den genannten verlangen die Umkehrung, jedoch nicht wenn das Subjekt besonders betont und von ihnen bestimmt wird, auch folgende Wörter derselben Art: Auch, also, erst, doch, jedoch, dagegen, indes, nur, weder—noch. Ihnen schließt sich mit der gleichen Einschränkung „nicht“ an. In den aufgezählten Fällen steht also das Subjekt hinter der einfachen und zwischen der zusammengesetzten Aussage und zwar gleich hinter der ersten Hälfte: So führt' ich meine Klinge. Doch ist sie mir zerbrochen. Nur dichterisch ist die Weglassung des Wörtchens „es“ am Anfange: War einst ein Riese Goliath.

Die veränderte Wortfolge ist nun weiter die Regel in Ausrufe-, Frage- und Heischesätzen. Bei den letzteren kann jedoch, wenn das Zeitwort im Konjunktive der Gegenwart steht, auch die einfache Stellung eintreten. Also: Hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben! Soll das ganze Haus ersaufen? Wärst du doch der alte Besen! Aber: Sie sei dir verlobet auf grünendem Plan! Nur dem Dichter ist es außerdem noch erlaubt, die ganze zusammengesetzte Aussage vor das Prädikat zu stellen: Hat geblutet (oder geblutet hat) das Herz? Endlich ist auch bei zwischengeschobenen Sätzen, wie: sagte er, die Umstellung Regel. Als die einzigen Fälle dagegen, wo sie im Fragesatze nicht eintritt, sind zu nennen: 1. Sätze, deren Fragewort selbst das Subjekt bildet: Wer hat

es gethan? 2. Sätze ohne Fragewort, in denen der Begriff des Subjekts selbst bezweifelt wird: Du hättest es gethan? Auch in Heischesätzen kann das nachdrücklich betonte Subjekt im Nominativ (oder Vokativ) vorangehen: Ihr da, geht weg! Sonst gilt überhaupt in den Ausrufe-, Frage- und Heischesätzen dieselbe Freiheit wie in den Aussagesätzen, die dem Gedanken nach besonders hervorstechenden Wörter voranzustellen: Und sie laufen! Dahin soll ich? Dich selbst erkenne!

Für die zusammengesetzten Sätze sind, sobald nur Hauptsätze einander beigeordnet werden, alle für einfache Sätze gültigen Bestimmungen maßgebend. Im besonderen verdient die veränderte Wortfolge nach den anreihenden, ausschließenden und entgegensetzenden Bindewörtern: Und, oder und sondern keine Nachahmung, so beliebt auch gerade diese Inversion im Kaufmanns- und Zeitungsdeutsch geworden ist. Es ist also völlig verkehrt zu sagen: Er war aufgestanden und fand ich ihn schon angekleidet. Nur wenn eine an den Anfang gestellte Umkleidung die Wortfolge des ersten Satzes geändert hat und für den zweiten mit gilt, kann in einem solchen beigeordneten Satze dieselbe veränderte Stellung eintreten: In Deutschland herrscht Einigkeit und kräftigt sich die Vaterlandsliebe. Doch wirkt die vorangestellte Umkleidung, falls sie nur ein bestimmendes Objekt ist, auch fort, ohne daß der zweite Satz umgekehrte Wortfolge annimmt: Jetzt klang die Glocke, und die Schule begann. Natürlich sind die oben aufgezählten Bindewörter, welche ihre ursprüngliche Eigenschaft als Umstandswörter noch nicht ganz aufgegeben haben (dennoch u. s. w.), in der Wortfolge der beigeordneten Sätze von besonderer Wichtigkeit.

In den Nebensätzen richtet sich unsere Sprache nach einem anderen Wortfolgegesetze als in den Hauptsätzen. Das einfache Aussagewort steht da stets am Ende, außer etwa wenn eine Umkleidung desselben durch eine ganz besondere Auszeichnung hervorgehoben werden soll: Als du mich trafst im Kampfgewühl. Die zusammengesetzte Aussage stellt ebenso regelmäßig das Hilfszeitwort an den Schluß und das sogenannte Prädikativ dicht voran. Nur wenn dieses letztere aus einem Infinitiv besteht, zu dem ein zweiter gehört, tritt das Hilfszeitwort vor beide: Wenn du mir hättest helfen können. Bei Bedingungs- und Einräumesätzen wird aber in dem Falle, daß das Bindewort wegfällt, die Wortfolge dahin verändert, daß das einfache Aussage- oder das Hilfszeitwort an die Spitze geschoben wird, der zweite Aussagebestandteil an den Schluß: Solltest du noch kommen, so —. Er soll es büßen, mag er sich sträuben oder nicht. Die Inhaltssätze dagegen bleiben in der Stellung des Hauptsatzes, wenn das Bindewort wegfällt: Die Hoffnung, er sei gesund. Er meint, es müsse so sein. Der abhängige Fragesatz endlich (mit: ob, wie, warum u. s. f.) behält die gewöhnliche Wortfolge des Nebensatzes: Sie fragte, wie es mit mir stünde.

Nebensätze, welche Hauptsätzen vorangestellt werden, üben auf deren Wortfolge denselben Einfluß wie vorausgeschickte Aussageumkleidungen,

verlangen also die Nach- oder Zwischenstellung des Subjekts. Darum muß z. B. nach jedem Nachsatze, der mit „so“ eingeleitet wird, das einfache Aussage- oder das Hilfszeitwort diesem unmittelbar folgen: Wenn du mir helfen willst, so kannst du mitgehen. Ob ein Nebensatz dem Hauptsatze vorausgehen oder ihm folgen soll, ist eine Frage, die in allererster Linie darnach entschieden wird, ob unbedingte Klarheit des Gedankens besser so oder so erreicht wird. Fängt ein Nebensatz mit einem adjektivischen bezüglichen Fürworte oder einem sinnverwandten Umstandsworte an, so muß er jedenfalls möglichst nahe dem zu umkleidenden Worte des Hauptsatzes stehen. Nebensätze aber, welche zwischen die Glieder eines Hauptsatzes gesetzt werden, stören den Tonfall, sobald sie nur unbedeutende Teile von der Hauptmasse trennen. So ist es gleichermaßen unschön zu sagen: Er, als es blitzte, erschrak, und: Er steckte den Brief, als der Freund, der ihn abholen wollte, kam, weg. Ausführlicheres darüber gehört in die Stillehre.

Noch heute genießt unsere Sprache eine größere Freiheit in der Wortfolge als andere Sprachen, z. B. als das Französische, das sich meistens Redensarten wie il y a, c'est u. s. f. bedienen muß, um ein dem Sinne nach hervorragendes Wort auszuzeichnen, wo wir dasselbe nur an die Spitze stellen. In früheren Zeiten aber war das Deutsche noch weniger gebunden als heute. So steht im Mittelhochdeutschen das Eigenschafts- und das persönliche Fürwort weit häufiger hinter dem zu umkleidenden Worte als jetzt, das ergänzende Objekt, im besonderen das Fürwort, ebenso Verneinungen dagegen vor dem Aussageworte, wo wir es nachstellen, und die Nebensatzwortfolge war im Gotischen viel weniger beschränkt, so daß das Aussagewort nicht an den Schluß gebannt blieb. Auch die Mundarten der Gegenwart bewegen sich vielfach freier als die Schriftsprache: Dich wenn ich erwischt hätte! Das wenn ich gedacht hätte!

1b. Der zusammengezogene und der abgekürzte Satz.

aa) Ein zusammengezogener Satz ist im weitesten Sinne jeder § 49.
Satz, welcher ein und dasselbe Satzglied mehr als einmal aufweist und doch nicht aus mehreren selbständig geordneten Sätzen besteht. Es würde dann also schon jede mehrfache Umkleidung ein und derselben Art einen Satz zu einem zusammengezogenen machen: Er besitzt Wagen und Pferde. Meist beschränkt man aber den Begriff auf Sätze mit mehreren wesentlichen Satzteilen, also mit mehreren Subjekten oder mit mehreren Aussagen oder mit beiden zusammen: Die Mutter und der Vater erhoben sich und traten vor das Bild. Die Verbindung kann nun (wie in den beigeordneten Sätzen) ebenso gut synthetisch als asynthetisch oder polysynthetisch hergestellt werden, d. i. durch ein einziges Bindewort zwischen den zwei letzten Satzteilen einer und derselben Art, ohne ein solches und durch Bindewörter zwischen allen. Polysynthetisch ist also der zusammengezogene Satz: Und es wallet und siedet und brauset und zischt, asynthetisch dagegen: Alles rennet, rettet, flüchtet.

Für den Ausländer sind folgende Regeln über die innere Verbindung von Subjekt und Aussage in derartigen Sätzen von Wert: 1. Nach mehreren durch „und“, „oder“ und ähnliche Wörter verbundenen Subjekten steht die Aussage gewöhnlich in der Mehrzahl. Geht sie voran (bei der zusammengesetzten wenigstens das Hilfszeitwort) oder steht sie gleich nach dem ersten Subjekte, so nimmt sie die Zahlform dieses letzteren an. Wird die Verbindung durch solche Bindewörter erzielt, welche jedes Subjekt einzeln hinstellen (entweder — oder, nicht nur — sondern auch u. a.), so bekommt die Aussage die Zahlform der einzelnen Subjekte. Dasselbe tritt ein, wenn mehrere Subjekte nur einen einzigen Begriff bezeichnen sollen. Also: Plato und Aristoteles waren Philosophen. Plato war Ph. und Aristoteles. Nicht nur Plato, sondern auch Aristoteles war Ph. Haus und Hof wurde ihm genommen. Das Haus brannte nieder und die Scheunen. 2. Sind persönliche Fürwörter unter den Subjekten, so bestimmt die erste Person die Form der Aussage, falls diese sich nicht an ein anderes Subjekt enger anschließt. Nächst der ersten thut es die zweite Person: Ich und du müssen zu Hause bleiben. Du mußt zu Hause bleiben und ich. Du und die Schwester müßt z. H. bl. Natürlich kann man auch durch das entsprechende Fürwort in der Mehrzahl mehrere Einzahlformen noch deutlicher zusammenfassen: Ich und du, wir müssen z. H. bl.

Außer der Zusammenziehung von persönlichen Fürwörtern verlangt ferner die von anderen Fürwörtern, von Geschlechts- und von Verhältniswörtern, endlich auch von Eigenschaftswörtern Vorsicht, da hier jeder Verstoß gegen die sprachliche Deutlichkeit unangenehm auffällt. Hauptwörter gleichen Geschlechts, gleichen Kasus und gleicher Zahl können im allgemeinen durch eine einzige Umkleidung dieser Art zusammengefaßt werden, manchmal auch Hauptwörter verschiedener Zahl, sobald das zusammenfassende Wort in beiden Zahlen dieselbe Form behalten würde: Meine Großmutter und Tanten. Doch wird unbedingt die begriffliche Einheit oder Verwandtschaft der umkleideten Wörter oder wenigstens das Fehlen jedes Gegensatzes unter ihnen vorausgesetzt werden müssen. Der Inhalt der Aussage giebt meist darüber die Entscheidung. Es ist also ungeschickt zu sagen: Die Gegenwart und früheren Zeiten, geradezu falsch: Die Gegenwart und achtzehnte Jahrhundert. Umgekehrt können auch nicht mehrere umkleidende Wörter verbunden werden, wenn sie verschiedene Formen des zu umkleidenden Wortes voraussetzen: Jenes (Genetiv) oder jener Verbrecher, um und in der Kirche. In der zusammengesetzten Aussage kann eine Zusammenziehung der Hilfszeitwörter nicht beanstandet werden, sobald die Form der zweiten Aussagehälfte allen Teilen der ersten Hälfte gerecht wird. Falsch ist also: Ich habe mich heute und werde mich von nun an täglich baden, richtig: Ich habe heute Hannover und werde morgen Hamburg wieder verlassen. Selbst die dem Sinne nach verschiedenen Formen von „werden“ als Hilfsformen beim Futur und beim Passiv können unter den angegebenen Vorsichts-

maßregeln in dieser Weise mit zwei verschiedenen Nennformen in der Aussage sich verbinden: Ich werde morgen eintreffen und von meiner Schwester empfangen werden. Im schlimmsten Falle werde ich getäuscht und nicht wieder hingehen. Doch machen derartige Zusammenziehungen den Eindruck einer gewissen Kühnheit.

Über die Zusammenziehung zweier durch ein bezügliches Fürwort eingeleiteten Nebensätze gelten ganz dieselben Vorschriften wie über andere Fürwörter. Es giebt fast keinen weiter verbreiteten Verstoß gegen die Satzlehre als die Zusammenknüpfung ungleichartiger Relativsätze, und doch wird sie nie geduldet werden können, z. B.: Wem ich treu bin und mir hilft. Worum ich ihn bitte und er für recht erkennt. Nur schlimmer, nicht verzeihlich wird der Fehler durch die Einfügung eines in dem richtigen Kasus stehenden Fürwortes anderer Gattung, etwa: Wem er Treue schwört und ihn unterstützt. Durch eine Veränderung der Wortfolge im zweiten Satze tritt eine geringfügige Besserung ein, der letztere wird dann von dem bestimmenden Fürwort mehr frei gemacht und erscheint lose angehängt, doch sträubt sich die heutige Schriftsprache gegen diesen früher gewöhnlichen, unregelmäßigen Satzbau. Luther konnte noch übersetzen: Wer in mir bleibet und ich in ihm. Wir verlangen heute, wenn auch die Dichter- und Volkssprache oft genug sich derartige Verbindungen gestattet, für gewöhnlich dafür eine andere Fügung, etwa: Wer in mir bleibet, wie ich in ihm. Die Abkürzung des zweiten Satzes, dem ja eigentlich noch die Aussageform „bleibe" gebührt, ertragen wir leichter als die Auflösung der Ordnung in dem Satze.

bb) Wenn auch alle zusammengezogenen Sätze schon eine Abkürzung § 50.
enthalten, so sind damit doch noch nicht alle Arten der sogenannten abgekürzten Sätze berücksichtigt. In den früheren §§, besonders im § 42, sind andere Fälle von Verkürzungen (Ellipsen) erwähnt. Unvollkommene Sätze, in denen das Subjekt oder die Aussage oder ein Teil der letzteren fehlt, verdienen streng genommen, wenn überhaupt irgend welche, allein den Namen verkürzter Sätze: Hab' oft die ganze Nacht auf meiner Stub' gewacht. Ehre verloren, alles verloren. Kein Wunder, wenn er krank wird. Die außerdem hierher gerechneten Fügungen von Infinitiven und Partizipien haben mit größerem Rechte in der Kasuslehre (§§ 45 und 46) ihren Platz gefunden, da sie diese Nennformen nur in eigenartiger Weise an Stelle deutlicherer Kasus der Art und Weise, des Zieles u. s. w. zeigen und vor allem keine selbständigen Aussagen enthalten. Sie ersetzen zwar, ähnlich den Nebensätzen, gewisse oft auch ganz anders ausgedrückte Satzteile, man braucht sie aber durchaus nicht als aus Nebensätzen abgeleitet aufzufassen. Sie werden demnach hier nur dem nun einmal herrschenden Gebrauche zu liebe noch einmal erwähnt, indem sie als Übergangserscheinungen von Teilen einfacher Sätze zu den Nebensätzen in zusammengesetzten Sätzen die Brücke von den einen zu den andern schlagen helfen. Doch haben die eigentümlichen Partizipialfügungen, welche anstandslos als Umklei-

dungen aufgefaßt werden können, schon in § 45 ihre Besprechung gefunden. Weit mehr drängt sich der Gedanke auf, daß nur ein ganzer Satz eine Partizipialfügung zu ersetzen fähig sei, bei Beispielen wie: Feuer auf dem Herd gemacht ist gut für Gewitter. Das in dem Partizip liegende Subjekt wird für gewöhnlich in Sätzen der Art durch den Infinitiv mit „zu" oder durch einen Bedingungssatz wiedergegeben: Feuer zu machen oder: Wenn man auf dem Herde Feuer macht, so ist das gut für Gewitter. Ebenso steht es mit dem Goetheschen Satze: Helm und Fahne, behaglich über die Straße getragen, hatte großes Aufsehen erregt — wofür wir gewöhnlich auch den substantivischen Infinitiv: Das Tragen des Helmes u. s. w. oder den Inhaltssatz brauchen: Daß Helm u. F. getragen wurden.

Die Infinitive nach: Um zu, ohne zu, anstatt zu sind unter allen derartigen Wortverbindungen dem Ausländer kaum anders klar zu machen als durch den Hinweis auf die breitere Darstellung desselben Gedankens mit einem Inhalts- oder Absichts- oder Folgesatz, der eingeleitet wird durch die Bindewörter: daß, damit, so daß, ohne daß. Gewiß sind diese Infinitive in erster Linie zu erklären als Kasus des Zieles, der Wirkung oder dergleichen nach dem Verhältniswort „zu", aber schon ihre Stellung genau an dem Platze, wo sehr oft nicht ein derartiges Objekt, sondern nur ein Nebensatz stehen würde, und ihre Wortfolge lassen es vorteilhafter erscheinen, hier von einer verkürzten Umkleidung durch einen Nebensatz als von einer solchen durch einen Kasus zu reden. Das Subjekt fällt bei solchen abgekürzten Sätzen ganz weg, die Aussage steht im Infinitiv am Ende und zwar, wenn sie zusammengesetzt ist, der aus einem Hauptworte bestehende Teil im Nominativ: Er that alles Mögliche, um nur sein guter Engel zu sein. Er arbeitete für ihn, ohne sein Freund zu werden (oder: genannt zu werden). Hieße der erste dieser beiden Sätze: Er bat ihn s. g. E. z. s., so könnte auch ein Fürwort eingeschoben werden, welches auf den folgenden Infinitiv hinweist: Er bat ihn darum, sein guter Engel zu sein. In solchen Fällen schreibt der herrschende Gebrauch ein Komma vor „zu" vor, während ein solches trotz der gewöhnlich merkbaren Pause vor jedem Infinitiv mit „zu" weggelassen werden kann, falls diese Hinweisung fehlt. Vor „um zu, ohne zu, anstatt zu" ist das Komma durchaus Regel.

Die erste Forderung nun, welche ein solcher abgekürzter Satz zu erfüllen hat, ist die, daß die grammatische Beziehung seines Inhaltes deutlich ist. Besonders passivische Infinitive sind deshalb genau darnach abzuwägen, ebenso Hauptsätze mit unpersönlichen Zeitwörtern, ob sie nicht Zweideutigkeiten zulassen. So ist der Satz falsch: Es wird geklopft, ohne Zeit zu sein, besser schon: Es wird geklopft, ohne Zeit zum Öffnen zu geben. Bei dem zweiten Beispiele liegt wenigstens in dem Aussageworte des Hauptsatzes die Person versteckt, welche in dem abgekürzten Satze den Subjektsbegriff darstellt. Die in vielen Lehrbüchern gestellte Forderung jedoch, daß der Subjektsbegriff des abgekürzten

Nebensatzes derselbe sein müsse als der des Hauptsatzes, geht entschieden zu weit. Doch hüte man sich vor so unbestimmten Aussagen wie: Der Nachbar ließ mich rufen, um das Gemälde zu betrachten. Hier kann nur der Zusammenhang lehren, ob ich selbst ein Gemälde betrachten soll oder ob der Nachbar etwa ein solches von mir herbeigebracht haben will, damit er selbst es ansehen kann. Geht dies aus dem Vorhergehenden deutlich hervor, so ist allerdings gegen die Verkürzung auch nichts weiter einzuwenden.

1c. Der zusammengesetzte Satz.

aa) **Allgemeines.** Ein zusammengesetzter Satz ist ein solcher, in § 51. welchem mehrere vollständige einfache Sätze zu einer grammatischen und begrifflichen Einheit verschmolzen sind. Die letztere ist zwar auch bei der unabhängigen Rede, sei sie fragend oder heischend oder aussagend, zwischen dem einleitenden Worte und dem Inhalte der Rede vorhanden, es fehlt aber die grammatische Verschmelzung. Sie ist also hier nicht zu behandeln. Das Schrifttum aller Kulturvölker weist ein allmähliches Fortschreiten von neben einander gestellten einfachen Sätzen zu kunstvollen Satzvereinigungen nach. Man nimmt also an, daß alle Unter- und Überordnung von Sätzen zunächst aus der Beiordnung hervorgegangen ist. Im Deutschen sind folgende Vorgänge zu verfolgen: 1. Relativsätze waren ursprünglich beigeordnete Sätze, ebenso alle durch Zeit- und Ortsbindewörter eingeleitete. Althochdeutsch heißt: iȥ was, der bredigôta = es war, der hat gepredigt, oder dô quam in hûs, giengun dô zi imo sînê jungiron = da kam er in das Haus, da gingen zu ihm seine Jünger, der habet brût, der ist brûtigamo = der hat die Braut, der ist Bräutigam. Wir sagen heute dafür: Er ist es, der gepredigt hat. Da er in das Haus kam, gingen zu ihm seine Jünger. Wer die Braut hat, ist Bräutigam. Und ein Satz wie: Ich kehre nicht heim, ehe ich fertig bin — geht zurück auf einen früheren: Ich gehe nicht heim, ehe (= vorher) bin ich fertig. Ebenso steht es mit den Bindewörtern: Seit, indem, nachdem; auch das begründende „nun" ist ursprünglich nur Zeitumstandswort. 2. Abhängige Fragesätze sind aus unabhängigen hervorgegangen, z. B. Er fragte, wer gesprochen hat — aus: Er fragte: Wer hat gesprochen? 3. Die mit dem Bindeworte „daß" beginnenden Sätze sind dadurch zu Nebensätzen geworden, daß ein hinweisendes „das" aus dem Vorder- oder dem jetzigen Hauptsatze in den anderen Satz übertrat: Zellen wir dir daȥ, dô sibunta zît des dages was, dô wart er ganzêr gâhûn = Erzählen wir dir, daß, als es die siebente Stunde des Tages war, er ganz gesund wurde. 4. Den mit „ob" beginnenden abhängigen Fragesätzen sind, zumal „ob" in der älteren Sprache auch „wenn" bedeutet, die Bedingungssätze gleich zu beurteilen. Auch die letzteren sind aus Fragesätzen entstanden. Luther sagt: Ist jemand gutes Mutes? der singe Psalmen. Lassen wir das Fragezeichen weg und stellen wir die Wörter

des zweiten Satzes um, so ist die heutige Redeweise erzielt. Die einräumenden Sätze endlich sind erst aus den bedingenden entstanden. Dadurch daß der Satz mit dem Hauptinhalt immer mehr betont wurde, sank ein früherer zweiter Hauptsatz auch im grammatischen Werte und wurde, was wir heute Nebensatz nennen. Die demselben eigentümliche Wortstellung war früher auch im Hauptsatze möglich.

So kann auf gewissen Stufen der Entwickelung das Bestreben eintreten, durch abgerissene einfache Sätze einen anderen Eindruck zu erzeugen als durch deren Verbindung in einem Satzganzen. Dann erscheint es ebenso tadelnswert einen Gedanken in mehrere Sätze zu zerlegen wie mehrere Gedanken in einer unschönen oder selbst folgewidrigen Weise ineinanderzuschachteln oder zu verketten. Ein bekanntes Beispiel für den zweiten Fall ist der zusammengezogene Satz: Alle Georgier sind Christen, von Adel oder Bauern und geneigt zur Trunkliebe, gute Jäger und dem Erdbeben ausgesetzt. Gesetze über den Gebrauch einfacher und umfangreicherer Sätze stellt im besonderen die Rhetorik oder die Lehre von der Redekunst auf, doch ist es nötig, schon hier auf einige Punkte hinzuweisen.

Eine Aufeinanderfolge vieler kleiner einfacher Sätze macht auf den Gebildeten der Gegenwart den Eindruck, als solle die Aufmerksamkeit in besonderem Grade erregt, der innere Anteil des Lesers oder Hörers aufs höchste gesteigert werden. Liegt diese Absicht nicht vor oder giebt der Inhalt keinen Anlaß dazu, so erscheint ein derartiger Satzbau kindlich (wie im Märchen) oder gekünstelt. Er ist z. B. berechtigt, wenn in einer Erzählung die entscheidende Wendung oder eine verhängnisvolle Entscheidung in spannender Weise berichtet werden soll, dagegen verkehrt, wenn nur einleitende und vorbereitende Nebenumstände aufgezählt werden. Schlußfolgerungen und zusammenfassende Übersichten, bei denen es im besonderen Maße auf die Klarheit jedes einzelnen Gliedes ankommt, werden ebenfalls in kürzeren Sätzen kräftigere Wirkung erzielen als in langen.

Dagegen ist der umfangreiche zusammengesetzte Satz wie geschaffen zu Entwickelungen, in deren Verlauf neben einigen Hauptpunkten doch auch eine größere Zahl von mitbestimmenden und doch untergeordneten Begriffen Erwähnung verdienen. Nur müssen alle Zusätze an der betreffenden Stelle von Wert und dem Hauptgedanken in begrifflicher und grammatischer Klarheit angefügt sein.

Sätze von gleicher begrifflicher Selbständigkeit und von gleichem grammatischen Werte werden einander **beigeordnet**, Sätze von geringerer Bedeutung werden den wichtigeren **untergeordnet**. Die untergeordneten heißen im Gegensatze zu den anderen, den **Hauptsätzen**, **Nebensätze**, und ihr Zweck ist, irgend einen Begriff eines wichtigeren Satzes zu ersetzen. Beigeordnet können also nur Hauptsätze unter einander und Nebensätze unter einander werden, untergeordnet dagegen nur Nebensätze und zwar sowohl Haupt- als Nebensätzen, den letzteren dann, wenn

diese einen größeren Wert für das Satzganze haben als die wieder ihnen untergeordneten Sätze.

Ein zusammengesetzter Satz, der aus lauter Hauptsätzen besteht, heißt eine Satzverbindung, ein solcher aber, in dem sich wenigstens ein Nebensatz befindet, ein Satzgefüge. Einen untergeordneten Wert hat die Einteilung der Sätze nach ihrer Stellung innerhalb des Satzganzen in Vorder-, Zwischen- und Nachsätze, da jeder dieser Namen ebenso Neben- als Hauptsätzen zukommen kann. Dagegen verdient Hervorhebung die Thatsache, daß gewisse Sätze von ganz gleichem Inhalte nur des einleitenden Bindewortes und der davon beeinflußten Wortfolge wegen ebenso gut als Neben- wie als Hauptsätze auftreten können. So beginnt mit „denn“ ein Haupt-, mit den gleichbedeutenden „weil“ oder „da“ jedoch ein Nebensatz. Der Satz: Ich stand auf, denn ich war fertig mit Essen, ist eine Satzverbindung, ein Satzgefüge dagegen der gleiches aussagende: Ich stand auf, da (oder weil) ich mit Essen fertig war. Im ersten Satze könnte auch „nämlich“ für „denn“ stehen: Ich war nämlich fertig mit Essen.

bb) Die Satzverbindung kann wie ein zusammengezogener Satz § 52.
(§ 49) entweder ohne äußeres Zeichen oder durch ein einziges verbindendes Wort oder durch mehrere zwischen allen einzelnen Hauptsätzen wiederkehrende Bindewörter den inneren Zusammenhang derselben zum Ausdruck bringen, also asyntethisch, syntethisch oder polysynthetisch sein. Über die einzelnen Gattungen solcher verbindender Wörter braucht hier nicht des weiteren gesprochen zu werden, es sind entweder reine Bindewörter oder Für- oder Umstandswörter, welche in derselben Art verwendet werden. Dem Inhalt der Sätze nach giebt es eine verknüpfende (oder gleichstellende), eine entgegensetzende und eine ursächliche (oder begründende) Art der Verbindung. Die synthetische Verknüpfung geht vor sich, indem mehrere Gedanken anreihend (und, auch u. s. w.) oder einteilend (teils—teils u. a.) mit einander in Verbindung treten, oder endlich, indem der eine Satz eine Ort-, Zeit- oder Maßbestimmung eines andern als Bindemittel benutzt: Und der König winkt wieder, da öffnet sich behend ein zweites Thor, daraus rennt mit wildem Sprunge ein Tiger hervor. Entgegensetzende Satzverbindungen können mehrere entweder einander völlig gegenüberstehende (hingegen) oder sich ausschließende (oder, entweder—oder) oder sich aufhebende (sondern) oder endlich sich nur beschränkende (aber, doch, zwar) Gedanken in einer höheren Einheit verbinden. In ursächlichen Satzverbindungen vereinigt man Sätze, von denen der eine den Grund (denn) oder die Folge (also, daher, deshalb) oder den Zweck (dazu, auch manchmal: darum) oder selbst die Bedingung (sonst, das dazwischengestellte denn) des oder der anderen enthält.

Die größten Schwierigkeiten, welche die Satzverbindung dem Ausländer bereitet, sind in dem Abschnitt über die Wortfolge (§ 48) behandelt. Hier sei nur noch eine oft zu tadelnde Verbindung erwähnt, nämlich die, welche an Stelle eines beigeordneten Hauptsatzes einen

Nebensatz (besonders einen Relativsatz) setzt. Es werden dadurch die Zeitverhältnisse nicht selten in unerträglicher Weise verwirrt. Diesen Fehler enthalten z. B. die Sätze: Ich trat in das Dorf, welches ich völlig verlassen fand. Er erschien auf dem Söller, wohin seine Familie ihm folgte. Mein Blick traf auf den Freund, zu welchem ich trat. In allen drei Sätzen verlangt die Reihenfolge und die Bedeutung der Handlungen ihre Beiordnung in einer Satzverbindung.

§ 53. Das Satzgefüge hat zu sehr verschiedenen Arten von Einteilungen der Nebensätze Anlaß gegeben. Halten wir daran fest, daß Nebensätze solche Sätze sind, welche irgend einen Begriff eines wichtigeren Satzes zu ersetzen bestimmt sind, so ergeben sich in erster Linie zwei Möglichkeiten. Entweder man teilt sie nach den Satzteilen ein, welche die durch sie ersetzten Wörter in den wichtigeren Sätzen darstellen würden, oder nach den Wortarten, in welchen sie in den wichtigeren Sätzen auftreten müßten. Eine dritte, mehr äußerliche Einteilung ist diejenige nach dem einleitenden Worte. Darnach ergeben sich: Nebensätze mit einleitendem Bindewort, solche mit einleitendem bezüglichen Fürwort und solche ohne einleitendes Wort. Die durch fragende Fürwörter eingeleiteten Sätze sind dann am einfachsten den Relativsätzen einzuordnen, zumal unsere neuhochdeutschen bezüglichen Fürwörter „wer“, „was“, „welcher“ aus den Fragefürwörtern hervorgegangen sind. Bei diesem Einteilungsgrunde wird auf die geschichtliche Entwickelung der Nebensätze (§ 51) sonst nicht Rücksicht genommen. Über eine letzte Einteilung in vertretende, erläuternde und appositionelle Nebensätze ist schon in unserer Begriffsentwickelung ein Urteil abgegeben. Erläutern sollen solche Nebensätze, welche einem im Hauptsatze vorhandenen, meist einem hinweisenden Fürworte zur Erläuterung dienen: Ich sah es, daß der Blitz herabfuhr. Ich freute mich darüber, daß er nicht zündete. Man kann jedoch zumeist in diesen Fürwörtern eher eine im voraus den Inhalt des Nebensatzes ankündigende Hinweisung erblicken als umgekehrt in dem Nebensatz eine Erläuterung jenes fast immer nebensächlichen, oft auch ohne Schaden wegfallenden Wortes. Darum wird diese Unterscheidung hier nicht zu Grunde gelegt. Die appositionellen Sätze aber (z. B. die meist dazwischen gestellten Bemerkungen: Wie ich voraussah. Was ich bemerken will u. a.) kann man als Einschübe, welche den ganzen Satz unterbrechen, ähnlich auffassen wie die Zwischensätze in Hauptsatzform: sagte er u. a. Man wird wegen ihrer lockeren Verbindung durch das einleitende bezügliche Wort sich noch nicht genötigt sehen, sie als eine Hauptgattung von Nebensätzen anzuerkennen, sie vielmehr erklären als dem ganzen Satzbau an und für sich fremde Anhängsel oder Einschübe. Enthalten sie doch einen Gedanken, der im Grunde nicht in einen Nebensatz gehört, sondern eine größere Selbständigkeit beansprucht und nur als lose angehängte Zwischenerklärung Duldung erfährt.

Der gewöhnlichste Einteilungsgrund ist der nach den zu ersetzenden Satzteilen. Folgerichtig gäbe es da nur folgende Unterarten: 1. Sub-

jektsätze: Wer wagt, = Der Wagende gewinnt. Daß du kamst, = Dein Kommen war zeitgemäß. Ob du bleiben sollst, = Die Notwendigkeit deines Bleibens scheint fraglich. 2. Prädikatsätze: Er soll es sein, der dir befiehlt = Dein Herr. 3. Nebensätze für Umkleidungen, nämlich a) Subjektumkleidungssätze, wofür zweckmäßiger allgemein Substantivumkleidungssätze (auch Attributsätze): Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet = Das aus der Kehle dringende Lied ist reicher Lohn. b) Aussageumkleidungssätze, entweder ergänzende Objektsätze, in der Regel nur Objektsätze genannt: Man leugnet mit Recht, daß je sich der Adel erlerne = Man leugnet mit Recht die Möglichkeit des Erlernens des Adels, oder bestimmende Objektsätze, gewöhnlich wegen des einleitenden Wortes Adverbialsätze genannt: Ich singe, wie der Vogel singt = in der Weise des Vogels.

Bei dieser Einteilung wird die Benennung nicht streng nach demselben Grundsatze durchgeführt, sobald man, wie es gewöhnlich der Zweckmäßigkeit wegen geschieht, die Ausdrücke Substantiv- und Adverbialsätze benutzt, da der erste nicht den zu ersetzenden Satzteil, sondern eine zu ersetzende Wortart, und der zweite eine ebensolche, aber aus einem ganz anderen Grunde angiebt, nämlich weil durch sie der Nebensatz eingeleitet wird.

Teilt man nicht nach dem Satzgliedverhältnisse des Wortes, das zu ersetzen ist, sondern nach dem Begriffe ein, der darin liegt, und damit nach der Wortart, in der es bei kürzerem Ausdrucke auftreten würde, so ergeben sich weit weniger Unterarten: 1. Nebensätze für Eigenschaftswortbegriffe (= den sogenannten Attributsätzen), 2. für Hauptwortbegriffe, und zwar: a) solche, welche entweder als Subjekt, als ergänzendes Objekt oder abhängige Nennwortumkleidung stehen würden, und b) solche, welche ein bestimmendes Objekt zu ersetzen bestimmt sind. Die ersteren nennt man auch Kasus-, die letzteren Adverbialsätze, diese, weil durch sie adverbiale Beziehungen, jene, weil durch sie ein einfacher oder ein mit einem Verhältnisworte verbundener Kasus (des Objekts, der untergeordneten Nennwortumkleidung oder des Subjekts) ersetzt wird. Bei dieser Benennung sind zwei verschiedene Einteilungsgründe wenigstens in klarer Weise einander untergeordnet. Allerdings fallen unter die bestimmenden Objektsnebensätze sowohl solche, welche Hauptwörter mit Verhältniswortbegleitung ersetzen sollen, als auch solche, welche einfache Umstandswörter zu ersetzen bestimmt sind. So kann ich für „gern" ebenso wie für „mit großer Freude" den Nebensatz einsetzen: Indem es mir große Freude macht. Anderseits sind die Nebensätze mit einleitendem bezüglichen Fürwort (die sogenannten Relativsätze) nicht allesamt, wenn auch zumeist, Sätze für Eigenschaftsbegriffe, sie können auch z. B. als Subjekts- und Objektssätze, also für substantivisch gebrauchte Eigenschaftswörter und reine Hauptwörter auftreten. Die Sätze: Was ich besitze, ist dein und: Du forderst, was ich besitze —

ersetzen denselben Begriff, nämlich: Meinen Besitz. In dem ersten Satze ist er Subjekt, im zweiten Objekt.

Trotzdem legen wir unter der Bedingung, daß derartige Fälle der sonstigen Klarheit der Haupt- und Unterteile wegen mit in den Kauf genommen werden, diese zweite Einteilung zu Grunde. Die Eigenschaftssätze spielen eine große Rolle auf dem Gebiete des gefälligen Ausdrucks. Sie werden verbunden mit dem wichtigeren Satze durch die bezüglichen Fürwörter oder durch die Umstandswörter desselben Stammes und durch diesen begrifflich gleiche andere Umstandswörter: Wo, wohin, worunter, das örtliche relativische da u. s. w. Ihren Inhalt kann ein dem wichtigeren Satze eingefügtes hinweisendes Fürwort schon zusammenfassend ankündigen. Schon in den §§ 35, 3 ee, 37, auch 48, 49 und 52 (am Schluß) sind gewisse empfehlenswerte, ebenso auch fehlerhafte Verbindungen durch solche Eigenschaftssätze berührt. Eine weitere Regel verlangt, daß mehrere einander beigeordnete Eigenschaftssätze möglichst mit Wörtern desselben Stammes, dagegen die ihnen wieder untergeordneten mit anderen Wörtern eingeleitet werden. Also brauche man nicht prüfungslos „welcher" und „der" neben einander, sondern benutze nur das eine (gleichviel welches) in der einen und das andere in der anderen Reihe von Eigenschaftssätzen: Es giebt wenige Redner, welche die überzeugende Wärme erwecken, die die Hörer zu großen Thaten entflammt. Sodann darf ebenfalls wegen der größeren Deutlichkeit der Verbindung zwischen das Wort, welchem der Nebensatz einen Eigenschaftsbegriff hinzufügen will, und das einleitende Wort desselben kein anderes Wort treten, auf welches dieses einleitende Wort ebenso gut bezogen werden könnte. Darum ist der Satz unschön: Auf die Bücher lenke deine Augen, welche gesunden Blick und natürlichen Verstand verraten.

Von den Nebensätzen für Hauptwortbegriffe giebt die erste Klasse, die Kasussätze, entweder das Subjekt oder eine abhängige Nennwortumkleidung oder das Objekt: Daß du kamst, (dein Kommen) freute mich. Der Grund, daß du kamst, (= deines Kommens) ist mir unbekannt. Ich bitte, daß du mir ihn angiebst (um Angabe desselben). Hierher müssen, da sie den Inhalt, das Objekt, des Aussagewortes in dem wichtigeren Satze angeben, auch die mit „daß" oder „ob", „wie" u. s. w. eingeleiteten Sätze der abhängigen Rede und Frage gezählt werden. Dagegen bilden die ohne solche Bindewörter eingeführten Sätze der abhängigen Rede, die genau denselben Inhalt angeben können, ein Übergangsglied von den Neben- zu den Hauptsätzen. Sie stehen stets im Konjunktiv und behalten genau die Wortfolge der unabhängigen Rede. Der Form nach ganz unabhängig ist z. B. der Satz: Er sagte: Es steht geschrieben, abhängig dagegen: Er sagte, daß geschrieben steht (oder stehe oder stände); den Übergang bildet: Er sagte: Es stehe (oder stände) geschrieben.

Die abhängige Frage kann im Gegensatz dazu weder das einleitende Bindewort ausfallen lassen noch die Wortfolge des Hauptsatzes an-

nehmen: Sage mir, warum du kamst, dagegen: Sage mir: Warum kamst du? Ebensowenig ist dies bei den sogenannten Wirkungssätzen der Fall, die gewöhnlich mit den einfachen Inhaltssätzen (also z. B. der abhängigen Rede) in eine Gruppe zusammengefaßt werden: Ich erreichte, daß er mir antwortete.

Natürlich kann auch auf den Inhalt der Kasussätze schon in dem wichtigeren Satze durch ein hinweisendes Wort vorbereitet werden, in manchen Fällen muß es geradezu geschehen. So klingen schon Kasussätze etwas hart, deren einleitendes Wort von einem Verhältniswort umkleidet wird, ohne daß der wichtigere Satz darauf Bezug nimmt: Er beantwortete, nach was ich gefragt hatte. Geradezu falsch aber ist die Auslassung, wenn das Verhältniswort von einem Worte des wichtigeren Satzes verlangt wird: Klagst du um was du verlorst? Ihn verdroß meine Frage nach was er wolle? In solchen Fällen müssen Verbindungen wie: Darum, darnach benutzt werden. Eine dem Begriffe nach ähnlich zu beurteilende Hinweisung auf den Inhalt des Nebensatzes enthalten Hauptwörter mit Begriffen der Zeit, des Ortes, der Art und Weise, auf welche bezügliche Für- oder Bindewörter als Einleitung des Nebensatzes folgen: Die Stunde, in der wir abreisen müssen, ist da (= die Stunde der Abreise). Der Ort, wo er starb, liegt weit von hier (= der Ort seines Todes). Die Art, wie er singt, gefällt allgemein (= die Art seines Singens).

Die zweite Gattung der Hauptwortsätze, die Adverbialsätze, welche ein bestimmendes Objekt zu ersetzen haben, können ganz dieselben einleitenden Worte wie die zuletzt erwähnten Kasussätze verwenden. Man unterscheidet sie in Sätze der Zeit, des Ortes, der Absicht, der Folge, des Grundes, der Art und Weise, der Vergleichung, der Bedingung und der Einräumung. Das allen Gemeinsame ist also, daß sie zu dem Aussageworte eine bestimmende Umkleidung fügen. Sie werden fast stets durch Bindewörter eingeführt, nur die der Bedingung und Einräumung bedürfen dieselben nicht notwendig, nehmen aber, sobald sie kein Bindewort haben, die Wortfolge des Fragesatzes an: Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht ein Retter willkommen erscheinen, so soll mich der Tod ihm vereinen. Von den einleitenden verbindenden Wörtern machen außer den schon in § 39 behandelten vergleichenden „als“ und „wie“ diejenigen der Zeit dem Ausländer Schwierigkeiten, im besonderen „als“ und „wenn“. Das letztere, für welches heute nur in feierlicher Ausdrucksweise das altertümliche „wann“ gebraucht wird, steht nur dann als Zeitbindewort, wenn eine allgemeiner und häufiger eintretende oder wiederkehrende Thatsache mitgeteilt oder wenn ein bloß gedachter Zeitpunkt angegeben werden soll. Es kann ebenso einen vergangenen wie einen gleichzeitigen oder zukünftigen Umstand mit dem wichtigeren Satze verbinden: Ich gehe nach Hause, wenn die Sonne untergegangen ist, wenn es zum Abend läutet, wenn der Mond aufgegangen ist. „Als“ dagegen kann nur ein bestimmtes,

wirkliches Einzelereignis der Vergangenheit mit dem wichtigeren Satze in Verbindung setzen: Als die Sonne unterging oder untergegangen war, kehrte ich um. Mit „während“ leitet man einen Vorgang ein, der ganz genau in dieselbe Zeit fällt wie das in dem wichtigeren Satze Mitgeteilte, sei es vergangen, gegenwärtig oder zukünftig: Während ich schlief, kam er. Von ihm unterscheidet sich „indem“ und „indes“ nur, insofern sie den Inhalt des Nebensatzes als einen Zeitraum darstellen: Indem ich las, überlegte ich mir.

Beispiele für alle Arten der bestimmenden Objektsnebensätze sind:

1. Der Zeit: Und während ihn die Rache sucht, genießt er seines Frevels Frucht.
2. Des Ortes: Schon stand im Nebelkleid die Eiche, ein aufgetürmter Riese, da,
   Wo Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah.
3. Der Absicht: Eilt heim mit sorgender Seele, damit er die Frist nicht verfehle.
4. Der Folge: Da zerret an der Glocke Strängen der Aufruhr, daß sie heulend schallt.
5. Des Grundes: Weil ich ihm getraut bis heut', will ich auch heut' ihm trauen.
6. Der Art und Weise: Er stürzt, ohne daß die Kugel ihn trifft.
7. Der Vergleichung: Er war so groß, wie alle Hunde sind.
8. Der Bedingung: Wenn die Glock' soll auferstehen, muß die Form in Stücke gehen.
9. Der Einräumung: Ob ich schon wandere im finsteren Thale, so fürchte ich kein Unglück.

Bezeichnen wir einen einfachen nackten Satz mit a, einen einfachen umkleideten mit b, einen zusammengezogenen mit c, einen abgekürzten mit d, einen beigeordneten Hauptsatz mit e, einen Hauptsatz im Satzgefüge mit f, einen Nebensatz für einen Eigenschaftswortbegriff mit g, einen Kasussatz mit h und einen Adverbialsatz mit i, so wird in den folgenden Beispielen der Satzbau klar hervortreten:

Es ist nicht wahr (f), was man gewöhnlich behaupten hört (h), daß das Publikum die Kunst herabzieht (h); der Künstler zieht das Publikum herab (e), und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel (h), ist sie durch die Künstler gefallen (f). Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit (e), und diese besitzt es (e). Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen (b, streng aufgefaßt dazu auch c). Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit (b). Es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten (e), und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen (i), so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern (f), wenn man es ihm erst gegeben hat (i). — Kinderseelen sind halbverschlossene Blumenkelche (f), welche noch den Duft in sich zusammenhalten, auch den